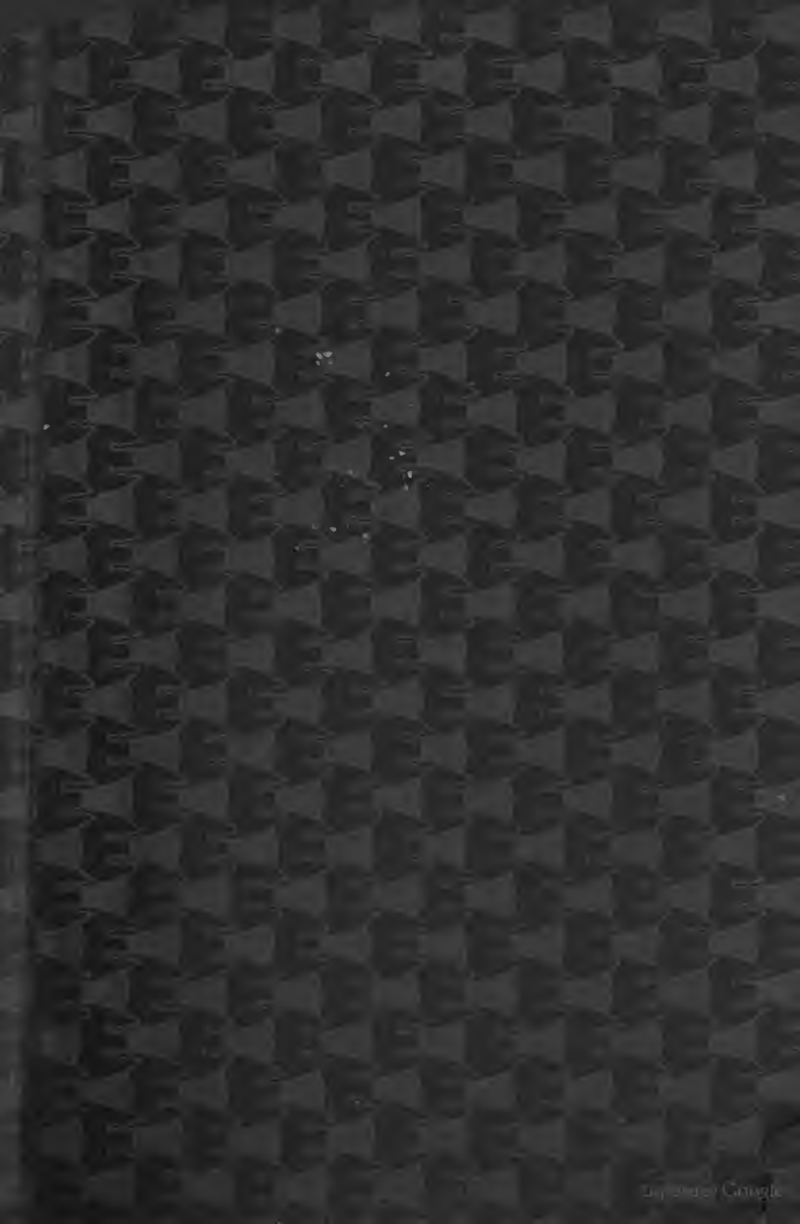
Englands feind, der Herr der luft

Ewald Gerhard Seeliger


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Ewald Gerhard Seeliger.

Englands Feind.

5·20

Werke von Ewald Gerhard Seeliger.

Riffe der Liebe. Ein Blankeneser Roman. 1910.
Meerfahrt. Verse mit 50 Bildern. 1910.
Top. Sechs lustige Seegeschichten. 1910.
Zurück zur Scholle. Roman. 1909. 2. Auflage 1910.

Sämtliche bei Georg Müller.

Mandus Frixens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte. Berlin. 1909.
Hamburg. Ein Buch Balladen. 1906. 2. Aufl. Berlin 1907.
Chinesen. Vier dramatische Spiele. Berlin. 1907.
Nordnordwest. Eine Finkenwärdersche Fischergeschichte. Berlin. 1905.
Der Stürmer. Ein Roman aus Schlesien. Berlin. 1903.

Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.
Wiesbaden.

Englands Feind.

Der Herr der Luft.

Roman

von

Ewald Gerhard Seeliger.

Wiesbaden 35
Westdeutsche Verlagsgesellschaft G. m. b. H.

Published November 15th 1910.

Druck von W. Kramer & Co., Frankfurt a. M.

Erstes Kapitel.



In einem der hohen Mietshäuser von Heidelberg lag Manuel Rochalves auf dem Sofa seiner behaglich eingerichteten Junggesellenwohnung und rauchte mit Genuß seine Morgenzigarre. Da drang aus der angelehnten Tür des Nebenzimmers ein leises Klirren. Dann meldete sich das pfeifende Schnurren eines Elektromotors. Nach einer Weile setzte die Maschine aus, und Manuel rief: „Herr Waldemar Quint! Ingenieur und Mensch der Zukunft, erscheine! Der Kaffee ist schon kalt!"

Da tat sich die Tür auf, und der Gerufene trat in die Oeffnung. Er war in allen Stücken das Gegenteil Manuels. Sein Blondhaar stand starr und wirr nach allen Seiten, seine Augen waren blau und hart wie geschliffener Stahl, seine gerade Nase scharf wie ein Messerrücken, über die schmalen Lippen hing ihm ein borstiger, ungepflegter Schnurrbart, sein dunkelblonder, krauser Backenbart war noch verwilderter, und die ganze Gestalt war hoch und erschien in ihrer sehnigen Schlankheit größer als sie war. Die breiten, muskulösen Fäuste deuteten auf zähe Energie, die harten Augen auf schonungslose Konsequenz des Denkens, der festgeschlossene Mund auf einen eisernen Willen.

„Mensch!" lachte Manuel auf. „Wie siehst du aus? Es ist dir wohl wieder etwas daneben geglückt?"

„Vielleicht!" sagte Waldemar Quint und hob die breiten Schultern. „Ich werde den andern Weg einschlagen."

„Will der Wasserstoff noch immer nicht flüssig werden?"

„Flüssig ist er längst. Aber es ist ein Professorenexperiment. Man bringt ihn auf sechshundert Grad Kälte. Wer kann damit arbeiten? Für mich handelt es sich darum, die Kälte auszuschalten. Ich will dieses geheimnisvollste aller Gase steril machen, steril wie das Wasser."

„Wozu?" sagte Manuel. „Genügt es dir nicht, daß er luftförmig ist? Und daß er mit Sauerstoff zusammen das Wasser gibt?"

„Nein!" rief Waldemar Quint und ballte die Faust auf dem Tisch. „Er muß! Und nicht nur flüssig, fest muß er mir werden. Fest wie ein Metall, das man in der Hand forttragen kann."

„Warum nicht gar?" lachte Manuel ausgelassen. „Ich möchte den sehen, der dir auch nur einen Pfennig für diese Erfindung gibt. Sie hat meiner Meinung nach nicht den geringsten praktischen Wert."

„Jetzt sprichst du wie eine zweibeinige Bestie. Es gibt hier in der Nähe eine Fabrik, die Wasserstoff herstellt. Ich habe da drin ein paar Zylinder stehen, jeder mit ein paar hundert Atmosphären gefüllt. Ich warte nur auf meine neue Stahlflasche, dann werde ich ihn auf ein paar tausend bringen."

„Wenn das Ding nur nicht platzt!"

„Mag sie platzen!"

„Und wenn er dann noch nicht nachgibt?"

„Dann werde ich den Wechselstrom einschalten."

„Aber erlaube mal!" rief Manuel erregt und richtete sich auf. „Das Zeug brennt doch, soviel ich weiß!"

„Ohne Sauerstoff nicht!"

„Uebrigens kann ich nicht begreifen, wovon dieser merkwürdige Gasfabrikant existiert. Ich glaube nicht,

daß noch ein einziger Mensch außer dir sein Erbteil in Wasserstoff anlegt!"

„Denk an die Luftschiffahrt!"

„Meines Wissens füllt man die Ballons mit Leuchtgas."

„Ich meine die lenkbaren."

„Glaubst du an ihre Zukunft? Ich nicht! Praktischen Wert werden sie niemals haben. Auch wenn sie deinen festen Wasserstoff mitnehmen, den du erst mal erfinden sollst. Die kleinen haben einen winzigen Aktionsradius und die großen sind unfähig, auf der Erde zu landen. Denk an Echterdingen und Weilburg! Wie kann man auf diese Idee hin eine Fabrik gründen?"

„Gehe nur einen Schritt weiter. Nimm ein elastisches System, das die Vorzüge beider verbindet, dazu eine Ladung meines festen Wasserstoffes, ersetze den Benzinmotor durch einen elektrischen, und du hast ein Luftschiff, mit dem du so lange in der Luft bleiben kannst, wie die Ballonhülle hält."

„Bis auf den Leitungsdraht!" lachte Manuel.

„Ohne jede Zuleitung!" fuhr Waldemar Quint fort, ohne sich beirren zu lassen. „Große Kraftwerke, über das ganze Land verteilt, werfen ihre hochgespannten Energien in die Atmosphäre hinaus. Ein Umformer genügt, und jeder Luftschiffsmotor, der in die Strahlung dieser Energie gerät, wird hundert Touren in der Sekunde machen."

„Du bist ein unverbesserlicher Phantast!" rief Manuel.

Waldemar Quint, der wie ein Einsiedler lebte, brach das Gespräch ab und fragte nach einer Weile: „Wo bist du gestern gewesen?"

„In einer Versammlung des Friedensbundes," er-

erwiderte Manuel, „Ein ganz kluger Kopf sprach da über die Abrüstung, über die Friedenskonferenz im Haag und über die Verbrüderung aller Völker. Hat mir sehr gefallen! Nur meine ich nicht, daß es die Diplomaten machen werden. Eher glaube ich an eine große internationale Interessengemeinschaft auf wirtschaftlicher Grundlage. Wir Kaufleute sind berufen, den Krieg aus der Welt zu schaffen!"

„Ihr Kaufleute?" höhnte Waldemar Quint. „Ihr macht sogar aus dem Kriege ein Geschäft. Es gibt nur ein Mittel gegen den Krieg: der Krieg. Nur der Schrecken treibt die Völker zusammen und erzeugt den Frieden. Vor hundert Jahren stand Europa und damit die ganze Welt dicht davor."

„Ah, du meinst Napoleon!" rief Manuel interessiert.

„Er hätte nach England übersetzen müssen, dann brauchte sich heute die Kraft der Völker nicht mehr unter den Lasten der Kriegsrüstungen zu erschöpfen. Die Menschheit wäre um tausend Jahre weiter. Das idiotische Krämervolk über dem Kanal trägt allein die Schuld. Man muß seine Macht brechen!"

„Napoleon ist tot!"

„Er lebt," sagte Waldemar Quint ernst. „Es ist die moderne Technik mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten. Gieb jedem Soldaten einen Sprengstoff in die Hand, mit dem er ein ganzes Heer vernichten kann, und das Ziel ist erreicht. Je schrecklicher die Werkzeuge des Mordens werden, um so seltener wird man sie anwenden. Sie werden endlich an sich selbst zerschellen. Nicht die Friedensschalmeien, nicht die steigenden Prozente der Handelshäuser, nur die lähmende Furcht bändigt die Bestie."

„Du willst wohl am Ende auch mit Sprengstoffen experimentieren?"

„Gewiß!"

„Dann ziehe ich aus! Ich habe keine Lust, in die Luft zu fliegen!"

Da ging die Klingel, und die freundliche Wirtin, bereit zum Ausgehen, brachte ein kleines Paket herein, aus dem Waldemar Quint einen faustgroßen, birnförmigen Eisenklumpen löste. Er schraubte ihn in der Mitte auseinander; die zolldicken Wände umschlossen einen Hohlraum, nicht größer als ein Daumen. Waldemar Quint prüfte das Sperrventil, den Verschluß und die beiden Kupferdrähte, die durch die Wand gebohrt waren und im Innern endeten, ohne sich zu berühren. Dann nickte er befriedigt und ging wieder in sein Zimmer zurück; die Tür zog er hinter sich ins Schloß.

„Wenn es so weit ist, sag' Bescheid!" rief Manuel und streckte sich aufs Sofa. Und sofort flogen seine Gedanken wieder nach seiner schönen Heimat Madeira hinüber. Sein Vater hatte da ein großes Handelshaus, und Manuel war sein einziger Erbe.

Auf einmal riß ihn das Schnurren des Motors aus seinen Träumen. Eine Pumpe stöhnte dumpf im Gleichtakt. Gespannt folgte Manuel den keuchenden Zügen, die allmählich langsamer und schwerer wurden. Eine Viertelstunde lauschte er dieser merkwürdigen Melodie, aus der es röchelte wie wilder Todesschmerz und knirschte wie gefesselte Wut.

Plötzlich schwieg der Motor, Manuel hörte ein paar Drähte rascheln, und es folgte unmittelbar darauf eine furchtbare Detonation.

Das ganze Haus erbebte wie unter dem Stoß eines Orkans, die Tür sprang von dem Druck der

explodierenden Gase auf, und ins Zimmer hinein fegte eine heiße, atembeklemmende Luftwelle.

Mit einem Satz war Manuel bei Waldemar Quint. Eine grenzenlose Verwirrung herrschte in dem hohen, kahlen Raume. Die Decke, die glücklicherweise dicht unter dem Hausdach lag, zeigte ein kopfgroßes Loch; Metallsplitter und Glasscherben waren über den Fußboden verstreut. Die Fenster standen zum Glück offen und waren unversehrt.

Waldemar Quint saß mitten im Zimmer auf dem Boden und blutete.

„Es ist nichts," sagte er zu Manuel, der ihn aufheben wollte. „Erst sieh nach, ob die Säureflaschen ganz geblieben sind. Sie stehen da hinten im Regal. Schön! Die Salzsäure hatte immer einen Sprung. Dann wollen wir erst abwarten, ob die Nachbarn zu schimpfen anfangen. Auch nicht! Sie sind alle auf die Molkenkur geklettert."

„Mensch, du blutest ja!" rief Manuel.

„Wie ein Schwein!" sagte Waldemar Quint trocken und erhob sich hinkend.

Manuel zog ihm aus einer Wunde dicht über dem rechten Auge einen scharfen Metallsplitter.

„Der ist von der Schraube, der Deckel ist da oben hinausgeflogen."

„Zwei Zentimeter tiefer und das Auge wäre hin gewesen," sagte Manuel und klebte ein Stück Heftpflaster darüber.

„Zu dem Zweck hab' ich noch eins in Reserve. Ich glaube, hier an dem Handgelenk ist die Sache schlimmer. Reich' mal die Pinzette her!"

Waldemar Quint fuhr mit dem Instrument in die Wunde hinein und wühlte darin herum, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

„Tut dir denn das nicht weh?" schrie Manuel.

Waldemar Quint überhörte die Frage: „Da muß ich wohl in einen Glasscherben gefallen sein. Die Arterie ist glatt durchgeschlagen. Hol' man einen Zwirnsfaden und bind' sie ab. Genau so wie man einen Gummischlauch zubindet." Dabei hielt er Manuel das Ende der Arterie vor die Augen, das er mit der Pinzette aus der Wunde herauszerrte. Ein paar Hautwunden an den Händen wurden mit Pflastern gedichtet.

Waldemar Quint machte sich nun sofort daran, die Ursachen der ihm selber unerklärlichen Explosion zu ergründen. Die Stahlflasche sowohl wie die schwere Pumpe waren demoliert, der Motor war verbeult. Nirgends fand sich ein Anhalt.

Manuel gelang es endlich, Waldemar Quint aus dem Zimmer herauszubringen.

„Es ist also doch Sauerstoff in der Flasche gewesen!" behauptete Manuel mit einer gewissen Genugtuung.

„Durchaus nicht!" rechtfertigte sich Waldemar Quint. „Die Explosion kann nur auf eine plötzliche Veränderung des Aggregatzustandes zurückgeführt werden."

„Du meinst also, daß der Wasserstoff wirklich flüssig war?"

„Ohne Zweifel! Woher käme sonst diese überraschende Sprengwirkung? Das nächste Mal will ich mich besser vorsehen."

„Was?" rief Manuel ehrlich entrüstet. „Du hast noch nicht genug?"

„Nein!" sagte Waldemar Quint, und seine Augen leuchteten in ihrem harten Glanze auf. „Ich werde nicht eher ruhen, bis ich hinter die Geheimnisse dieses merkwürdigsten aller Stoffe gekommen bin. Und wenn

ich ein Bettler darüber werden sollte! Wenn du dich fürchtest, dann kannst du ja ausziehen!"

Da erklang die Türglocke, und Manuel ging selbst zu öffnen. Mit einem Telegramm in der Hand trat er ein, erbrach es hastig und las die Worte: „Heimkommen, Vater schwerkrank, Doktor Serrote."

Er wurde leichenblaß. Mit bebenden Knien sank er auf den Stuhl. Waldemar Quint hob das Telegramm auf, las es und legte es wieder hin.

Dann sah er Manuel mit harten, erbarmungslosen Augen an und sagte kalt: „Er ist tot!"

„Nein!" schrie Manuel auf.

„Du kommst zu spät!"

„Ich muß fort!" rief Manuel fassungslos und machte ein paar Schritte gegen den Schrank hin. Dann knickte er wieder zusammen.

„Sei kein Weib!" sprach Waldemar Quint verächtlich. „Männer finden sich mit den Tatsachen ab. Du bist alt genug, keinen Vater mehr zu brauchen!"

„Ich muß sofort abreisen!" rief Manuel verzweiflungsvoll. „Er ist noch nicht tot! Er ist noch nicht tot!"

„Raff' dich zusammen! In diesem Zustande laß' ich dich nicht aus der Tür!"

„Ich muß packen!" rief Manuel plötzlich und wollte aufspringen.

Aber Waldemar Quint hielt ihn fest.

„Das Packen überlaß mir. Ich schicke dir die Koffer nach. Heut mittag fährst du nach Straßburg. Dort nimmst du den Expreßzug nach Paris. Mittwoch abend kannst du in Lissabon sein."

„Waldemar!" sprach Manuel bittend, „komm mit!"

„Nein!" sagte Waldemar Quint nach einer kurzen

Pause, und seine Worte klangen etwas milder. „Du mußt allein damit fertig werden!"

„Komm mit nach Madeira!" drängte Manuel, und in seiner Bitte zitterte das warme, echte Gefühl der Freundschaft.

„Auf einer Insel bin ich nicht frei."

Aber Manuel ließ nicht locker. „Deine Mittel müssen sich über kurz oder lang doch erschöpfen."

„Sie würden es auch auf Madeira tun."

„Aber du bist dann bei mir!"

„Almosen empfange ich nicht!"

„Ich nehme dich ins Geschäft!"

„Auf dem Kontorbock reiten? Du solltest mich besser kennen."

„Als Ingenieur!" schlug Manuel vor, der nicht von dem Gedanken lassen konnte.

„Um die Dampfrohre deiner Küstendampfer zu flicken? Oder ein paar elektrische Klingeln in deinen Sanatorien anzulegen? Ich bedank' mich!"

„Dann als Freund!" rief Manuel und streckte ihm die Hand hin.

Waldemar Quint aber nahm sie nicht. „Deine Freundschaft wird nicht lange dauern. Du wirst ein Weib nehmen und in den Philisterpferch kriechen. Und ich werde dann draußen stehen, allein, wie immer!"

Manuel Rochalves erhob sich beleidigt und wollte zur Tür hinaus.

„Ich wollte dich nicht kränken!" sprach Waldemar Quint ruhig und ernst.

Manuel wandte sich um und wartete.

„Du bist herzlos und undankbar!" sprach er leise, und seine Mundwinkel zuckten.

„Ich lebe nicht für mich, sondern für meine Ideen. Du bist der erste gewesen, der diesen Ideen Verständ-

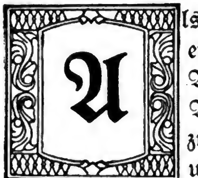
nis entgegengebracht hat. Ich werde daran denken, wenn mir eine Erfindung gelingt, die nach einer größeren Kapitalbelastung verlangt und lohnt."

„Also ist es sicher, daß wir uns wiedersehen?" fragte Manuel und streckte ihm nochmals die Hand hin.

„Es ist nicht unmöglich!" sagte Waldemar Quint und schlug ein. „Leb' wohl!"

Dann schritt er in sein Laboratorium zurück, fegte die Glasscherben zusammen und bereitete ein neues Experiment vor.

Zweites Kapitel.



Als Manuel in Funchal ankam, stand er vor einem frischen Grabe. Sein Vater war bei dem Versuch, einen Volksauflauf vor dem Krankenhause zu unterdrücken, vom Pferde gestürzt und war mitten in der Vollkraft seiner Jahre aus dem Leben geschieden.

An dem Aufruhr trug der Leiter des Krankenhauses, Doktor Serrote, die Schuld, der einen Hafenarbeiter, Miguel, der Große genannt, wegen Choleraverdacht isoliert hatte. Seine Genossen fürchteten durch die Quarantäne um ihren Verdienst gebracht zu werden, stürmten das Gebäude, zerschlugen Türen und Fenster und befreiten den vermeintlichen Kranken, der die Folgen seines Mostrausches längst überwunden hatte.

Als Anstifter des Aufruhrs wurde er am nächsten Tage auf sechs Monate ins Gefängnis gesteckt und schwur Doktor Serrote grimmige Rache.

Aleixo Rochalves aber wurde dadurch nicht wieder lebendig. Mitten im schwersten Ringen gegen das reiche englische Haus Oliver Splendy Sohn war er abberufen worden.

Durch die Gründung großer Sanatorien für Lungenkranke, wobei er sich auf deutsches Kapital gestützt hatte, war er zu Oliver Splendy, der bis dahin die Insel unumschränkt beherrscht hatte, in eine Kampfstellung geraten.

Auf der einen Seite standen der alte Herr Splendy, ein Gentleman, der aber in Geschäftssachen keinerlei Skrupel kannte, und sein Neffe John, den er sich aus Manchester hatte kommen lassen, und der alle Vorzüge und Fehler eines Stockengländers in sich vereinigte. Ihm wollte der alte Herr die Firma und seine einzige Tochter Marion vererben.

Aber Marion haßte das Engländertum und stand als Tochter der Insel auf Seiten Aleixo Rochalves, wollte von einer Verbindung mit John nichts wissen und machte aus ihrer Bewunderung, mit der sie zu Aleixo Rochalves als zu einem Beglücker ihres Heimes emporschaute, durchaus kein Hehl.

Der plötzliche Tod Aleixos traf sie so hart, daß sie sich in ihr Zimmer verschloß und sich nicht sehen ließ.

Als sie auch am dritten Sonntage nicht beim Frühstück erschien, wurde der alte Herr unruhig.

„Es muß etwas geschehen, John. Du mußt sie aufsuchen, sie zur Vernunft bringen! Du kannst das besser als ich!"

„Ich will mein Möglichstes tun," sagte John kleinlaut und ging hinaus.

Marion aber saß auf ihrem Lieblingsplatze, ganz hinten im Park am breiten, grünbemoosten Marmor-

becken. Hier unter hochgewölbten Eichen fiel eine Brüstung jäh zum Grunde hinunter und gab dem Blicke die ganze Stadt und den Hafen frei.

Als John sich näherte, fuhr Marion erschreckt auf. „Warum störst du mich?"

Und John, der sonst nie seine Ruhe verlor, wurde rot und stotterte eine Entschuldigung.

„Mach' keine Ausflüchte!" sagte sie müde, „was willst du von mir?"

„Marion!" stieß er heraus und nahm alle Kraft zusammen, „Marion, ich liebe dich!"

Langsam ließ sie ihre Blicke zum Horizont hinüberschweifen, saß lange unbeweglich und schwieg.

„Nun ist es vorbei, John!" sagte sie dann tonlos. „Ich hatte gehofft, du würdest dieses Wort nie aussprechen. Dann wären wir Freunde geblieben, wie wir es waren. Dieses Wort aber scheidet uns für immer. Leb wohl!"

Johns Antlitz wurde blaß, wortlos zog er den Hut und ging.

Der alte Herr empfing ihn auf der Terrasse, tief in die Zeitungen vergraben. „Ich werde mit dem nächsten Dampfer nach Hause fahren!" sprach John nur.

„Ach!" rief der alte Herr, „daraus wird nichts!" Und schon lief er davon, um Marion selbst den Kopf zurechtzusetzen.

„Marion!" rief er schon von weitem. „Was soll das heißen? Du schickst John fort. Einen Menschen treu wie Gold, eine Seele von einem Jungen, der mir unentbehrlich ist. Ihr seid füreinander bestimmt . . ."

„Von wem füreinander bestimmt?" fragte sie schneidend.

„Von der Vorsehung!"

„Die in diesem Falle Oliver Splendy heißt!"

„Gewiß!“ sagte der alte Herr, ohne sich einschüchtern zu lassen. „Die Firma verlangt es gebieterisch. Was hast du gegen ihn? Er ist ein Gentleman, er liebt dich, er wird dich auf Händen tragen, er wird dir jeden Wunsch von den Augen ablesen, er wird dich glücklich machen! Was zögerst du?“

„Die Hauptsache fehlt, ich liebe ihn nicht.“

„Das wird alles kommen!“ ereiferte er sich.

„Du rätst mir also, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen?“

„John, nur John!“ rief der alte Herr freudig. „Die Firma verlangt es!“

Marion aber erwiderte kalt: „Niemals! Warum soll ich dafür büßen, daß du keinen Sohn hast!“

Da sank der alte Herr Splendy vernichtet auf die Bank.

Manuel hatte nicht die Natur des Kämpfers. Die Riesenpläne des Vaters drohten ihm über den Kopf zu wachsen und er verlegte sich aufs Unterhandeln. Aber Oliver Splendy wollte nichts von Sanatorien und Lungenkranken wissen, sein Plan ging dahin, auf Madeira eine Spielbank zu errichten, eine alte Idee, die Aleixo Rochalves mit allen Mitteln bekämpft hatte. Manuel war aus weicherem Stoffe, und der alte Herr Splendy hatte ihn geschwind im Schlepptau.

Und aus dem Kampf wurde ein Spiel.

Marion übertrug ihre Neigung zu Aleixo Rochalves auf dessen Sohn, der ihm im Aeußeren sprechend ähnlich war. Manuel bewarb sich um ihre Hand. Und der alte Splendy, der stets bereit war, seine Gefühle dem Geschäft zu opfern, ließ John fallen und gab dem Brautpaar gerührt seinen Segen.

Mit der Hochzeit war die friedliche Verbindung der beiden feindlichen Firmen besiegelt. John wurde

von Oliver Splendy auf die Zukunft vertröstet und reiste nach England zurück.

Oliver Splendy war jetzt wieder unumschränkter Herr der Insel. Ja, seine Macht war durch die Konzessionen der Firma Rochalves gewaltig gewachsen. Er hatte die Regierung von Lissabon, die stets in Geldnöten war, in der Hand, und ließ es an Bestechungen nicht fehlen, bis er ihr die Erlaubnis, in Funchal eine Spielbank zu betreiben, erpreßt hatte. Manuel, der die Gründung seines Vaters vor dem Zusammenbruch retten wollte, mußte Oliver Splendy schalten und walten lassen.

Erst als die Bank in der Quinta Vigia eröffnet wurde, die schon früher einen heimlichen Spielklub beherbergt hatte, erfuhr Marion davon, und sie machte Manuel bittere Vorwürfe darüber. Immer deutlicher erkannte sie, daß Manuel Rochalves nicht Aleiro Rochalves war, und daß sie sich bitter in ihm getäuscht hatte. Aber sie verbarg die Enttäuschung in ihrem stolzen Herzen. Jedoch Manuel fühlte, daß sie ihm entglitt.

Um diese Zeit traf die „Rhaetia", einer der großen Brasildampfer der Hamburg-Amerika-Linie, auf der Reede von Funchal ein. Manuel und Marion, die auf der Terrasse saßen, sahen ihn um die Ecke des Cabo Garajao biegen.

Manuel, der zukünftige Herr der Insel, dehnte sich wohlig im langen Stuhl und gähnte laut.

Marion warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

„Was hast du, mein Kind?" fragte er lächelnd, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich bedaure dich!" stieß Marion kurz heraus.

„Marion!" bat er mit seiner schmeichelnden, weichen Stimme, „warum schmollst du eigentlich?"

„Weil du kein Mann bist! Warum tust du nichts!"

„Was soll ich tun?"

„Und das spricht ein Rochalves!"

„Du hast ein Vorurteil gegen meine Familie," entgegnete er lächelnd.

„Du besitzt keinen Ehrgeiz!"

„Jetzt nicht mehr!" gab er zu. „Der Ehrgeiz und die Arbeit sind für Leute, die sich nicht freuen mögen. Und ich freue mich gern, es ist mir die liebste Beschäftigung."

„Bitte sehr!" erwiderte sie bitter. „Doch an mir wirst du dich nicht mehr freuen."

Damit starrte sie auf den Dampfer hinunter, der sich langsam und vorsichtig der Reede näherte. Dicht vor dem Schornstein löste sich jetzt ein Wölkchen ab, zerschmolz und verschwand, und ein langer, leiser Baßton schwebte herauf.

Manuel hörte es nicht, er war inzwischen eingeschlafen.

Die „Rhaetia" lag still, dafür ratterten auf dem Verdeck die Ladewinschen. Zwei große Kohlenleichter kamen längsseit. Der dritte Offizier stand am Fallreep. Die Tagediebe des Hafens, die mit ihren Booten um den Dampfer herumwimmelten, machten mit lautem Geschrei auf ihre Tauchkünste aufmerksam und holten mit einem Hechtsprung jedes Geldstück vom Grunde herauf. Die Händler zogen ihre Waren an Bord und stellten sie auf dem Promenadendeck zum Verkaufe aus. Aber sie machten schlechte Geschäfte, denn die Passagiere gingen lieber an Land, um in der Quinta Vigia ihr Glück im Spiel zu versuchen.

Paul Reper, der erste Offizier, kam gerade von der Brücke herunter, als er einen Trimmer erblicken mußte, der lang und hager, aber starkknochig und stahl-

sehnig, Gesicht, Hände, Kleidung und Stiefel voll Ruß und Kohlenstaub, langen Schrittes über das Deck zum Fallreep strebte und auf den weißgescheuerten, glatten Planken eine tiefschwarze Spur zurückließ.

Wie ein Berserker stürzte der Offizier auf diesen schwarzen Schandbuben, der ihn um eines Hauptes Länge überragte.

„Was fällt dir denn ein, du gottverdammigter Schweinepelz!" schrie er ihn an und vertrat ihm den Weg. „Meinst du vielleicht, ich laß das Deck für deine schmierigen Pfoten waschen! Sofort zurück!"

Doch der Trimmer ließ sich nicht aufhalten, verzog keine Miene und übersah den ersten Offizier vollständig. Paul Reper mußte auf die Seite treten, wollte er nicht seinen blütenweißen Leinenrock mit der schwarzbestäubten Jacke des Trimmers in Berührung bringen. Auch der dritte Offizier traute sich nicht den langen Kohlenkerl aufzuhalten, drückte sich in die Ecke des Podestes und ließ ihn vorüber.

„Halt ihn fest!" schrie Paul Reper wütend und beugte sich über die Reling. Aber der Quartiermeister, der auf der untersten Plattform stand und dem dieser Befehl galt, hatte nicht den Mut, auf seinem schwankenden Standpunkt zu Tätlichkeiten überzugehen. Auf Worte reagierte der Trimmer nicht.

Herrisch winkte er ein Boot heran, sprang hinein und ließ sich an den Strand setzen. Vom Bezahlen wollte er nichts wissen. Ohne sich um den Bootsmann zu kümmern, der mit geöffneter Hand neben ihm hertrabte, setzte er seinen Weg in die Stadt hinein fort. Der Bootsmann gab es endlich auf, fluchte und lief zu seinem Fahrzeug zurück.

Der Trimmer setzte sich in die Zahnradbahn und ließ sich zum Monte hinauffahren. Als der Konduk-

teur kam, um ein Billet los zu werden, zuckte der Schwarze gleichgültig mit den Achseln. Er hatte kein Geld. Die Bahn hielt auf offener Strecke. Aber der Fremde stieg nicht aus, die Passagiere lärmten, die Bahn fuhr weiter, der Fremde mit, keiner mochte ihn angreifen. Auf der Endstation stieg er aus.

Der Trimmer trat durch die hohe Parkpforte der Quinta Splendy und zog die Klingel.

Jack, der Diener, prallte entsetzt zurück, als er des Fremden ansichtig wurde.

„Hinaus!" schrie er wild und wies nach der Parkpforte.

„Ich suche Manuel Rochalves!"

„Für Strolche ist er nicht zu sprechen!"

Aber Jack fühlte sich plötzlich gepackt, durch die Luft gewirbelt und kam mit seinen weißen Kniehosen auf den grünen, glattgeschorenen Rasen zu sitzen.

„Du zweibeinige Bestie!" sagte der Trimmer trocken. „Ich werde dir etwas mehr Höflichkeit beibringen! Wo ist dein Herr?"

Und Jack griff sich mit der linken Hand an den am meisten lädierten Körperteil und wies mit der rechten in den Park hinein.

Vom Geräusch der Schritte wurde Marion aufgeschreckt. Ihr Atem stockte, wie zur Abwehr streckte sie die Arme aus.

„Manuel!" wollte sie rufen, doch die Furcht vor dem unheimlichen Menschen, der plötzlich vor ihr stand, lähmte ihre Zunge.

Der Schwarze aber zog höflich den Hut und sagte im tadellosen Englisch: „Beruhigen Sie sich, ich bin ein Gentleman, wenn ich auch nicht so aussehe."

„Was wollen Sie!" stammelte sie kraftlos, wie unter einem Bann.

„Ich komme, meinen Freund Manuel Rochalves zu besuchen!"

Sie bebte unwillkürlich unter seiner tiefen, mächtigen Stimme, in der ein Klang lag wie von tönendem Erz. Wortlos wies sie nach der Altane hinüber, und dem Fremden entging nicht der Ausdruck der Geringschätzung, mit dem sie ihre Bewegung begleitete.

„Er schläft?" fragte der Schwarze. „Ich werde ihn wecken."

Marion wollte sich zurückziehen, aber eine unerklärliche Macht, die von dem Fremden ausging, hielt sie fest.

Manuel sprang mit einem Satz auf die Beine.

„Waldemar Quint! Mensch, wie siehst du aus!" rief er lebhaft und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Lieber nicht!" warnte Waldemar Quint.

„Aber sag' mir nur, wie kommst du in diesen Anzug?"

„Sehr einfach, ich habe mich herübergearbeitet, auf der „Rhaetia" als Trimmer. Diese Jacke ist die einzige, die ich besitze. Und auf Toilette legt man da unten keinen Wert."

„Und das alles, um mir einen Besuch zu machen? Mensch, wie ich mich freue!"

Unterdessen war Marion nähergetreten. Manuel stellte vor.

„Ich erzählte dir von ihm. In Heidelberg haben wir zusammen gewohnt."

Marion nickte stumm, setzte sich ein wenig abseits und lauschte, ohne sich an dem Gespräch der beiden zu beteiligen.

„Dein Vermögen hast du also in die Luft gepufft!" rief Manuel triumphierend.

„Vielleicht!"

„Ueber meine Börse kannst du nach Belieben verfügen. Zuerst mußt du dich etwas äußerlich restaurieren. Du bist mein Gast, solange dir's gefällt!"

„Almosen empfange ich noch immer nicht!" hörte sie ihn sagen. „Aber ich brauche Kapital, sehr viel Kapital, um eine Fabrik zu bauen."

„Also hast du wirklich was erfunden?"

Waldemar Quint holte aus seiner Westentasche eine Zündholzschachtel, öffnete sie und nahm einen kleinen Gegenstand heraus, den er vorsichtig aus einer Watteverpackung schälte. Das Ding, das er jetzt auf seiner flachen Hand Manuel vor die Augen hielt, war eine feste, schwach silberglänzende Masse von der Größe und Gestalt einer Haselnuß und zeigte an einer Ecke den Ansatz zur Kristallbildung.

„Ist das der Wasserstoff?" fragte Manuel begierig.

„Nein, es ist festes Knallgas, ein Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff. Daher die unregelmäßige Kristallbildung. Wasserstoff bildet reine Rhombendodekaeder. Sauerstoff bleibt amorph."

„Das ist ja sehr interessant," erwiderte Manuel lebhaft. „Aber ich sehe noch immer keinen praktischen Wert, trotz der Luftschifferei."

Waldemar Quint lächelte. „Du wirst ihn gleich sehen. Dieses Knallgaskristall enthält ungefähr soviel Explosivkraft wie sechs Pfund Dynamit. Ich könnte damit die ganze Villa da drüben in die Luft sprengen."

Manuel fuhr entsetzt zurück: „Bei dir ist man ja seines Lebens nicht sicher!"

„Ich habe noch ein paar kleinere Stücke, die weniger gefährlich sind," sagte Waldemar Quint, legte den großen Kristall in die schützende Watte zurück und holte einen winzigen, erbsengroßen heraus. „Damit könnten wir immerhin einen Versuch unternehmen!"

„Um Gottes willen!" rief Manuel und sprang vom Stuhle auf. „Ich danke für deine Versuche. Ich glaub' dir aufs Wort, daß du ein gefährlicher Mensch bist!"

Aber Marion trat heran und sagte: „Ich wünsche es!" Dabei bemerkte sie plötzlich, daß Waldemar Quint an der rechten Hand nur vier Finger hatte. Der Ringfinger war ihm bei seinen letzten Versuchen abhanden gekommen.

Er suchte sofort nach einem geeigneten Gegenstand, um die Zerstörungskraft seiner Erfindung zu beweisen, und schritt durch den Park. Marion blieb an seiner Seite, Manuel fühlte etwas wie Beschämung, überwand seine Aengstlichkeit und folgte ihnen.

„Was ist hinter jener Mauer?" fragte Waldemar Quint und machte Halt.

„Nichts!" gab Marion zur Antwort. „Ein Felsen, der Berg."

„Nun gut!" sprach Waldemar Quint. „Ich werde ein Loch hineinwerfen."

Er hob die blinkende Erbse, schwang seinen langen Arm und ließ sie fliegen. Ein ohrenbetäubender Knall folgte, die Mauer zerriß. als stieße der Erdriese mit seiner Keule dagegen, die Erde sprühte nach beiden Seiten und der Berg spaltete sich zu einer mannshohen Höhle.

Nichts von Flammen und Rauch war zu spüren, nur eine heiße Atemwelle prallte gegen die drei, die in einer Entfernung von zwanzig Schritten standen.

„Du trägst ein Vermögen in der Hand!" rief Manuel, nachdem er seinen Schreck überwunden hatte.

„Deshalb habe ich es nicht aus der Hand gegeben. In Deutschland habe ich kein Entgegenkommen gefunden. Solltest du mich im Stiche lassen, gehe ich nach Amerika."

„Was für Augen wird wohl der alte Herr dazu machen?" fragte Manuel zu Marion hinüber.

„Ich hoffe," erwiderte sie schroff, „du wirst Manns genug sein, darin eine selbständige Entscheidung zu treffen."

„Das tue ich auch!" sagte Manuel und raffte sich auf. „Du sollst deine Fabrik haben!"

„Ich danke dir dafür," sagte Waldemar Quint ruhig, „denn es ist ein Geschäft, bei dem du nicht zu kurz kommen wirst. Ich werde sämtliche Sprengstofffabriken der Erde ruinieren."

„Aber nicht hier in Funchal!" machte sich Manuel aus.

Waldemar Quint ließ seine harten Augen über die Stadt, auf die Berge hinauf, über das Meer fließen, und sie blieben an den Desertas hängen. Eben rief die „Rhaetia" mit zornigen Brummtönen ihre Passagiere vom Spiele zurück.

„Was sind das für Inseln?" fragte er und wies auf die beiden braunen Zackengebilde, die im blauen Duft des Horizonts ruhten.

„Dort kannst du kein Unheil anrichten. Es sind die „Wüsten", wie man sie hier nennt, sie gehören Oliver Splendy Son, aber er legt keinen Wert darauf, ein paar unwegsame, traurige Felsenhaufen, völlig unbewohnt, mit miserablen Landungsverhältnissen und ohne Wasser."

„Das kann man machen!" erwiderte Waldemar Quint kurz und wandte sich wieder um. „Ich werde morgen hinüberfahren."

„Aber sage mir nur, wie hast du diese wunderbare Erfindung fertig gebracht?" fragte Manuel.

„Leicht genug. Du weißt vielleicht, daß der Diamant nichts anderes ist, als ein reiner, kristallisierter

Kohlenstoff. Es ist die einzige Form dieses beweglichsten aller Grundstoffe, in der er steril ist. Warum sollen nicht auch die anderen Grundstoffe in diese Form gebracht werden können? Beim Wasserstoff gelang es mir. Unter der Kraft eines hochgespannten Gleichstroms stellen sich seine Atome zum Dodekaeder zusammen; ein farbloser Kristall, der leider an der Luft zerfällt. Ein Beisatz von Sauerstoff gab ihm Bestand. Ich habe dabei einen Finger eingebüßt, also wenig genug für diese außerordentliche Entdeckung."

Die „Rhaetia" verließ unter Volldampf die Reede von Funchal.

Manuel schrieb eine Anweisung auf Rochalves & Comp., und Waldemar Quint empfahl sich.

„Wann läßt du dich wieder sehen?" fragte Manuel.

„Ich hoffe," sagte Marion, als wenn sie die Frage überhört hätte, „Sie heut abend zum Diner begrüßen zu können!"

Und Waldemar Quint verabschiedete sich von ihr mit einer leichten Verbeugung. Als er am Abend erschien, machte Jack, der Diener, einen tiefen Bückling. Waldemar Quint aß und trank wie einer, dem diese Dinge zu des Lebens Nebensächlichkeiten gehören, und erzählte. Manuel hörte schweigend zu und gab sich dabei den Genüssen der reichbesetzten Tafel hin. Marion aber aß kaum und verhehlte ihr Interesse an dem merkwürdigen Menschen, der ihr gegenüber saß, nicht. Ihre klaren Augen hingen aufmerksam an seinem Munde, und ihre Fragen bewiesen ihre lebhafte Wißbegierde. Manuel aber merkte es nicht, er hatte sich zu sehr ins Menü vertieft und war viel zu gutmütig, um eifersüchtig werden zu können.

Nach Tisch saßen sie im Rauchzimmer zusammen.

„Wollen wir nach Funchal hinunter gehen?" schlug

Manuel vor. „Dir muß es doch eine Kleinigkeit sein, die Bank zu sprengen," scherzte er zu Waldemar Quint hinüber.

„Ich spiele nicht!"

„Sie sind also ein Gegner dieser Banken?" fragte Marion gespannt.

„Im Gegenteil!" erwiderte Waldemar Quint. „Jede Veranstaltung, die aus der Dummheit und Faulheit Kapital schlägt, halte ich für äußerst segensreich. Um so eher werden die Menschen von dieser Krankheit kuriert."

„Ach!" seufzte Manuel elegisch. „Leider ist die Dummheit hier nicht groß genug."

Waldemar Quint horchte auf. „Wie meinst du das?"

„Der Betrieb will nicht recht in Schwung kommen. Die Konkurrenz ist übermächtig."

„Dann muß sie geschlagen werden, übertrumpft. Laßt das Zero weg!"

„Die einzige Gewinnchance der Bank!" rief Manuel und schüttelte den Kopf. „Sei froh, daß dich der alte Herr nicht hört, er wäre dir an den Hals gefahren. Wenn wir diesen Vorsprung nicht hätten, wären wir längst bankerott. Die Roulette ist eine sinnlose Maschine."

„Dann muß man sie lenken!" sagte Waldemar Quint ernst.

Manuel aber lachte laut auf: „Das sollst du mir erst zeigen!"

„Es käme nur auf den Versuch an," erwiderte Waldemar Quint und sah ihn überlegen an. „Es stände schlimm um die moderne Technik, wenn sie nicht auch dazu die Mittel böte."

In diesem Augenblick trat der alte Herr Splendy

herein. Manuel stellte ihm den Freund aus Heidelberg vor und erzählte ihm von seinen Projekten.

„Schön, schön!" sagte der alte Herr, der guter Laune war, weil die Passagiere der „Rhaetia" an tausend Pfund verspielt hatten. „Macht, was ihr wollt! Meinethalben dürft ihr die ganze Deserta in die Luft sprengen. Geld dafür geb' ich nicht. Ich kümmere mich nicht darum; ich bin schon genügend engagiert."

Nach einer Weile erhob sich Marion und empfahl sich. Der alte Herr ließ sich die Zeitungen bringen.

„Die ganze Woche kein Schiff;" rief er ärgerlich. „Ich werde doch noch einen Millionenpreis aussetzen müssen!"

„Das wird Ihnen nichts helfen!" warf Waldemar Quint ein. „Schalten Sie lieber bei dem Spiel den Zufall aus, dann halten Sie das Glück in der Hand; können auf das Zero verzichten und haben ein vorzügliches Mittel zu einer großzügigen Reklame."

Oliver Splendy faßte sich an die Stirn, um sich zu vergewissern, daß er nicht träumte. „Sie sind wohl verrückt?" fragte er grob. „Wie wollen Sie den Zufall ausschalten?"

„Indem ich die Kugel nach meinem Willen lenke," erwiderte Waldemar Quint trocken. „Ich bringe unter das betreffende Kästchen der Roulette einen kräftigen Elektromagneten, der die Kugel herunterzieht."

„Es ist eine Elfenbeinkugel!" warf Manuel ein.

„Ich werde ihr einen Eisenkern geben."

„Das ist eine geniale Idee!" rief der alte Herr begeistert und schlug Waldemar Quint heftig auf die Schulter.

„Es ist Betrug!" sagte Manuel und steckte sich eine neue Zigarre an.

Der alte Herr machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Ein Mensch, der sein Kapital auf die Karte setzt, kann nicht betrogen werden!" wies Waldemar Quint den Einwurf zurück.

„Welche Perspektiven!" schmunzelte der alte Herr. „Sie müssen mir sofort eine solche Roulette konstruieren!"

„Mit Vergnügen!" erwiderte Waldemar Quint. „Sie brauchen nur zu sorgen, daß ich morgen Nacht im Spielsaal nicht gestört werde."

Dann erhob er sich, um sein Zimmer aufzusuchen. Jack ging ihm höflich mit einem Leuchter voraus.

Den nächsten Tag ließ sich Waldemar Quint nicht blicken. Bei einem Schlosser in Funchal bearbeitete er den Elektromagneten, mit dem er das Glück zu lenken hoffte. Er barg ihn in der Brusttasche seines Fracks, steckte ein paar Bohrer und Feilen, eine Rolle Kupferdraht in die Rocktaschen und erschien kurz vor Mitternacht in der Quinta Vigia, wo er von Oliver Splendy schon sehnsüchtig erwartet wurde.

Die Kugel stand still. Die Spieler gingen nach Hause. Das elektrische Licht wurde ausgedreht. Beim Schein zweier Petroleumlampen machte sich Waldemar Quint an die Arbeit. Er bohrte in den unteren Rand der laufenden Scheibe siebenunddreißig Löcher, die genau so groß waren wie der kleine Sperrstift, den der Elektromagnet am Ankerende trug. Diesen setzte er mit dem andern Ende auf die Achse, an der er durch eine Feder gegen die Glücksscheibe gepreßt werden konnte. Die elektrische Energie holte er aus dem Keller durch das Parkett am Tischbein herauf. Den Kontakt verbarg er unter einer Parkettplatte hinter dem Stuhl des Croupiers.

Acht Stunden arbeite er, prüfte und probierte, bis

das Werk gelungen war. Kurz nach Sonnenaufgang stürzte der alte Herr Splendy herein.

„Fertig?" fragte er atemlos.

„Wievielmal wünschen Sie Zero?" fragte Waldemar Quint und setzte die Kugel, die jetzt in einem gut verkitteten Bohrloch einen starken Eisenkern trug, in Bewegung.

„Zero! Zero! Nichts als Zero!"

Und Waldemar Quint zwang die Kugel dreißigmal hintereinander in das Kästchen mit der Null.

Der alte Herr war vor Bewunderung sprachlos.

Drittes Kapitel.

Das Glück war nicht mehr blind.

Hinter den Stuhl des Croupiers trat Waldemar Quint, die Fußspitze auf der Parkettplatte, unter der der Kontakt seiner geheimen Maschine lag. Dabei aber überflog er mit seinen scharfen Augen den Tisch, um sich eine von Einsätzen freie Nummer auszusuchen. Denn schon begann die Kugel ihre Schwungkraft zu verlieren.

Alle starrten gespannt auf die schwirrende Kugel, die sich schon gegen die Messingrauten senkte.

Waldemar Quints Augen hefteten sich auf das Kästchen mit der Null, das sich gemächlich im Kreise herumschwang. Als es an einer feinen, unauffälligen Messingmarke des Laufbrettes vorbeistrich, unter der der Elektromagnet wartete, löste Waldemar Quint mit einem leisen Druck die Sperrung der Feder aus, der Magnet hakte sich unter das Zerokästchen und wurde

mitgenommen. Keiner bemerkte die leichte Erschütterung der Scheibe. Ein zweiter Druck schloß den Strom. Als die müde Kugel in die Nähe des Zerokästchens kam, wurde sie mit unwiderstehlicher Gewalt heruntergezogen. Sie wußte keinen anderen Weg: matt fiel sie hinein. Das ziellose Springen war ihr völlig vergangen.

„Zero!" rief der Croupier und die Bank hatte alles gewonnen.

Acht Stunden stand Waldemar Quint regungslos auf einer Stelle und regierte das Glück. In den Kassetten der Croupiers häufte sich das Geld. Jetzt, als der Diener Martinho die Lampen ausdrehte, gönnte sich Oliver Splendy, der durch einen geheimen Spiegel das Spiel beobachtet hatte, einen tiefen, glücklichen Seufzer.

Gleich darauf trat Waldemar Quint ein.

„Ich habe vergeblich auf Ablösung gewartet," sagte er ärgerlich.

„Ablösung!" erwiderte Manuel. „Wir können niemand in dieses Geheimnis einweihen."

„Dann, meine Herren," sagte Waldemar Quint trocken und erhob sich, „wird die Reihe an Ihnen sein! Ich habe besseres zu tun!"

Also mußte Manuel in den sauren Apfel beißen und auf die Parkettplatte treten. Der alte Herr, dem diese Art des Geldmachens viel Vergnügen bereitete, löste ihn ab.

Acht Tage später spielte man ohne Zero. Das Kästchen mit der Null war mit einem Metallstreifen verschlossen, die betreffenden Felder des Tisches mit zwei gelben Kreuzstrichen bedeckt. Die Zeitungen in Funchal ließen die Nachricht über Stadt und Insel und auf den Kontinent hinüberflattern.

Eine Hochflut, wie am Eröffnungstage, erfüllte die Räume der Quinta Vigia. Man setzte, setzte und verspielte. Keiner gewann. Waldemar Quint stand auf der Parkettplatte. Die Einnahme der Bank sprang auf eine nie erreichte Höhe.

Nun wurde von Lissabon aus eine großzügige Reklame eingeleitet. Gab es ein besseres Mittel, der Welt zu beweisen, daß die Bank von Madeira nur für die Unterhaltung ihrer Gäste vorhanden sei, als das fehlende Zero!

Und der Erfolg war verblüffend. Mit dem nächsten Dampfer von Lissabon kamen schon zwanzig, die ihr Glück versuchen wollten. Die großen Gebäude der Sanatorien-Gesellschaft begannen sich zu beleben.

Das Zero fehlte! Auch die braven Funchaler verloren den Kopf und ihr kaltes Blut. Sie spielten wie unsinnig und gewannen nie.

Das Zero fehlte! Nirgends waren die Gewinnchancen besser! Jetzt mußte man gewinnen. Die Funchaler ließen nicht locker, sie ruinierten sich. Man mußte ja einmal gewinnen: das Zero fehlte!

Und alles Gold floß in den Keller der Quinta Vigia.

Fritz Cortmann, ein Angestellter des Hauses Oliver Splendy Son, wurde von dem Prokuristen mit einer Anweisung über die Summe von zwölftausend Pfund in die Quinte Vigia geschickt, wo Oliver Splendy den Verkehr des Bargeldes zentralisiert hatte. Manuel, der gerade im Bureau war, händigte Fritz Cortmann die Summe aus.

Fritz Cortmann aber ging nicht ins Kontor zurück, sondern in den Spielsaal. Das Zero fehlte ja!

Der alte Herr aber, der sich nur um das grüne Tuch, niemals um die Gesichter der Spieler kümmerte,

sorgte schon dafür, daß Fritz Cortmann in wenigen Minuten keinen Schein mehr in den Händen hatte. Sie waren alle dahin zurückgewandert, woher sie vor einer Viertelstunde gekommen waren.

Fritz Cortmann erschien nicht mehr im Kontor. Am dritten Tage erbrach man die Tür seines Zimmers und fand ihn tot auf dem Teppich. Er hatte sich erschossen.

Kurz nach Ostern kam Miguel der Große aus dem Gefängnis. Er war mürbe geworden. Die Hafenarbeiter wollten nichts von ihm wissen. Sechs Wochen hatte mancher im Gefängnis gesessen, sechs Monate keiner. Miguel war ein Verbrecher. Man ließ ihn nicht an die Arbeit heran. In den Kontoren wies man ihn fort. Keiner traute ihm: Doktor Serrote hatte ihn geächtet. Miguel stand an der Landungsbrücke und hungerte.

So fand ihn Waldemar Quint, der nach der großen Deserta hinüber wollte. Miguels riesenhafte Gestalt fiel ihm auf.

„Du hast nichts zu tun?" fragte er kurz.

Miguel fletschte seine Zähne vor Wut. Er wollte gar nicht mehr arbeiten, er wollte Doktor Serrote an die Kehle fahren, um wieder eingesperrt zu werden. Dort war er doch wenigstens satt geworden.

„Komm mit!" befahl Waldemar Quint barsch, und Miguel duckte sich wie unter einem Peitschenhiebe, aber er folgte ihm.

Bald waren sie nach der Deserta unterwegs. Waldemar Quint hatte sich eine der Motorbarkassen der Firma Rochalves & Comp. geliehen und lenkte sie aus dem Hafen hinaus. Miguel saß im Heck und stierte vor sich hin. In der Kajüte lag Proviant für Wochen. Miguel sah es, doch nicht ein Wort brachte

er über die Lippen. Nur ein schmerzvolles Stöhnen entrang sich ihm.

„Was hast du?" fragte Waldemar Quint. „Du hast Hunger, iß!"

Aber Miguel sprang mit einem Satz auf ihn zu, fiel vor ihm auf die Knie und bedeckte seine Hand mit Küssen.

„Herr! Herr!" stammelte er dankbar.

Waldemar Quint stieß ihn zurück und wies ihn barsch in die Kajüte. Binnen wenigen Minuten hatte Miguel eine Büchse Fleisch geleert und drei Pfund Brot verschlungen. Ein paar lange Züge aus dem Wasserfaß, das in der Ecke stand, löschten seinen Durst.

„Herr," bat er demütig, als er wieder aus der Kajüte trat, „was soll ich tun?" Da gab ihm Waldemar das Ruderrad in die Hand und wies ihm die Griffe. Miguel hatte einen geweckten Kopf und begriff schnell. Waldemar Quint vertiefte sich in seine Karte. Er hatte einen Diener gefunden, auf den er sich verlassen konnte.

Das Boot hielt auf die Nordspitze der großen Deserta zu. Es schwankte und pfauchte sich durch die schäumende Meerenge an der steilen Ostküste der Insel hinunter.

Miguels Gewandtheit in der Handhabung des Ruderrades war erstaunlich. Waldemar Quint stand neben ihm, den Blick auf die wildzerklüftete Küste gerichtet. Endlich tauchte ein kurzer, grobkiesiger Strand auf. Dort legten sie an. Miguel schaffte den Proviant aufs Trockene, und Waldemar Quint zog das Boot mit einem Differenzialflaschenzug an Land.

Von hier aus durchstreiften sie die ganze Insel. Ihr mittlerer, breiterer Teil wies ein paar leicht ersteigbare Hochflächen auf, die von zwei leeren Fluß-

tälern zerrissen waren. Verwilderte Katzen und Ziegen ließen sich an allen Ecken aufstöbern und ergriffen die Flucht. Waldemar schoß ein junges Zicklein, welches Miguel am Abend über dem Feuer briet. Trockenes Treibholz fand sich allerorten am Ufer. Sie übernachteten im Boote und wandten sich am nächsten Tage nach Norden. Auch hier fanden sie mit spärlichem Graswuchs bedeckte, wenig geneigte Hochflächen, die aber noch zu ersteigen waren. Unüberwindliche Schwierigkeiten stellten sich ihnen im Süden entgegen. Hier schoben sich die Hochflächen übereinander. Glatte Basaltmauern, an denen die Winterregen noch keinen Riß geschliffen hatten, türmten sich auf und gaben diesem Ende der Insel das Aussehen einer uneinnehmbaren Riesenfestung.

Waldemar Quint unternahm ein paar seiner Sprengversuche. Beim ersten fiel Miguel glatt auf die Erde und zitterte, beim zweiten erholte er sich, und beim dritten kam er wieder auf die Beine.

Sie mußten endlich umkehren; trotz der tiefen Breschen, die sie in die glatten Basaltwände gesprengt hatten, verwehrten sie ihnen noch immer den Weg.

Am Feuer hielt sich Miguel in respektvoller Entfernung von seinem neuen Herrn. Er wagte sich nicht zu setzen und tat es erst, als es ihm Waldemar Quint befahl. Dicht neben dem Strand steckten sie ein Viereck ab, dann ließen sie das Boot zu Wasser. Miguel blieb zurück und sein Herr fuhr nach Funchal hinüber.

Am nächsten Morgen fuhr er wieder zurück, aber er hatte sechs Arbeiter im Boot und einen großen Leichter mit Mauersteinen und Bauholz im Schlepptau. Nicht lange darauf kam die Bestellung, die er in Berlin und London aufgegeben hatte, in Funchal an und wurde nach der Deserta hinüber verfrachtet. Das wachsende Haus füllte sich mit Apparaten und

Chemikalien. Eine zwölfpferdige Dampfmaschine wurde in einem Schuppen untergebracht und daneben ein großer Kohlenvorrat gehäuft. Waldemar Quint ließ sich selten in Funchal sehen, noch seltener in der Quinta Splendy.

Manuel Rochalves schöpfte neue Hoffnung, denn Marions Laune begann sich etwas zu bessern. Je mehr sich Waldemar Quint von ihr entfernte, um so mehr verlor sich ihre Schroffheit.

Manuel stürzte sich in die Arbeit, als könnte er sich dadurch wieder ihre Achtung und ihre Liebe erringen. Aber er merkte bald, daß er übrig war. Der alte Herr Splendy ließ die Fäden nicht aus der Hand. Sogar die Sanatorien-Gesellschaft hatte er durch seine Kapitalsschiebungen fast ganz unter seine Herrschaft gebracht.

Manuel wurde an den grünen Tisch verbannt, wo er seine Nervenkraft bis auf einen kümmerlichen Rest verbrauchte.

Die Nachricht von dem Selbstmord Fritz Cortmanns sickerte in die Presse. In einigen Londoner Zeitungen erschien ein Artikel mit der Ueberschrift: „Die Mörder Madeiras".

„Dieser anonyme Schurke!" rief der alte Herr Splendy und fuhr wie ein Tobsüchtiger um den Schreibtisch herum. „So kann es nicht weiter gehen! Sie weisen mit Fingern auf uns! Es muß etwas geschehen! Wir werden eine Million ausschreiben! Wir werden ihnen beweisen, daß wir keine Mörder sind! Ich werfe eine Million in die Luft! Tut das ein Mörder! Ich werde ihnen eine größere Sensation an den Kopf werfen, als sämtliche Mordtaten zusammengenommen. Ich werde eine Million ausschreiben! Im Ernst!"

„Wofür?" fragte Manuel gespannt.

„Für eine Wettfahrt!" rief freudig der alte Herr, dem soeben etwas eingefallen war. Für ein Wettfliegen mit dem Luftballon. Das ist zeitgemäß. Sie werden nur noch in die Luft starren. Bedingung: Ueberfahrt mit dem Ballon. Wer ankommt, hat eine Million gewonnen. Wir werden sie ausschreiben, auf der Stelle! Doch wir werden nicht nötig haben, sie zu bezahlen."

Am nächsten Morgen überraschten die Morgenblätter die guten Funchaler mit dem Millionenpreis. „Die Mörder Madeiras" wurden sofort vergessen, man stritt sich heftig über die Möglichkeit eines solchen Unternehmens, wies mit gestreckten Fingern in die blaue Atmosphäre hinein und schaute nach dem ersten Wagehals aus, der sich von der Million verlocken ließ. Auf ein halbes Jahr hatte Oliver Splendy für die geistigen Bedürfnisse der Kleinstadt gesorgt. Denn er hatte wohlweislich einen Termin gesetzt. Was heute noch unmöglich schien, konnte in ein paar Jahren durch das rapide Fortschreiten der modernen Technik möglich gemacht werden.

Drei Tage später sprach niemand mehr von den „Mördern Madeiras".

Da meldete sich Waldemar Quint. Ohne sich die Zeit zur Begrüßung zu nehmen, hielt er Oliver Splendy ein Zeitungsblatt unter die Nase.

„Haben Sie dieses Preisausschreiben erlassen?" fragte er kurz.

Der alte Herr nickte stolz.

„Dann werden Sie die Güte haben, mir sofort eine Anweisung über diese Summe auszufüllen."

Oliver Splendy prallte entsetzt zurück. „Sind Sie — —!"

„Vollständig klar!" schnitt ihm Waldemar Quint das Wort ab. „Wollen Sie schreiben?"

„Nein!" rief Oliver Splendy, der unterdessen seine Fassung wieder errungen hatte.

„Sie werden doch schreiben!" lächelte Waldemar Quint kühl und setzte sich ihm gegenüber. „Sie haben sich wohl noch nicht klar gemacht, daß Sie tun müssen, was ich will!"

„Waldemar!" rief Manuel und kam aus seiner Reserve heraus, „du bist wohl des Teufels?"

„Durchaus nicht! Setzen wir also den Fall, ich durchschnitte eine gewisse Leitung an einem gewissen Tische! Was würden Sie tun, meine Herren? Wem wollten Sie die Reparatur anvertrauen?"

„Wir würden ohne die Maschine spielen!" erwiderte Manuel schnell.

„Dann wird die Bank verlieren!" sagte Waldemar Quint.

„Wir werden das Zero wieder herstellen," ließ sich Oliver Splendy vernehmen, in dessen gewaltigem Schädel es mächtig arbeitete.

„Sie haben Mut!" lächelte Waldemar Quint. „Mehr Mut, als ich mir träumen ließ. Setzen wir aber den Fall, ich würde die Erfindung meiner lenkbaren Roulette veröffentlichen und dabei den Ort angeben, wo man sie im schönsten Betrieb besichtigen kann?"

„Sie sind ein Erpresser!" schnaubte der alte Herr.

„Nicht ganz! Ich brauche das Geld nicht für mich, sondern für meine Pläne."

„Du bist undankbar!" rief Manuel erbittert. „Ich habe dir gegeben, soviel in meinen Kräften stand."

„Deshalb wende ich mich diesmal an den alten Herrn! Sie werden schreiben, Mister Splendy. Ohne mich könnten Sie heute keine Millionenpreise stiften!"

Oliver Splendy faßte den Federhalter.

„Wieviel?" fragte er verzweifelt.

„Fünfzigtausend Pfund!"

„Wohin?"

„Auf Paris!"

Manuel stand am Fenster, starrte aufs Meer und seine Hand zitterte.

„Bitte!" sagte Oliver Splendy und reichte Waldemar Quint das Blatt hinüber.

„Sie haben die Unterschrift vergessen!" mahnte Waldemar Quint und gab ihm das Blatt wieder zurück.

Der alte Herr hieb wütend seinen Namenszug mit dem Riesenschwung darunter, der in allen Bankhäusern der alten und neuen Welt Geltung hatte, und Waldemar Quint steckte die Anweisung sorgfältig ein.

„So!" sagte er, „das wäre erledigt. Jetzt werde ich Ihnen noch eine kleine Ueberraschung bereiten."

Oliver Splendy zuckte nervös zusammen.

„Beruhigen Sie sich!" lächelte Waldemar Quint. „Ich will Sie nur darüber aufklären, daß Sie mir mit dieser Summe kein Geschenk gemacht haben. Im Gegenteil. Ich werde den Preis gewinnen. Ich verpflichte mich dazu! Außer mir kommt kein anderer in Frage. Ich werde mit diesem Gelde meinen Ballon bauen und pünktlich in sechs Monaten hier vor der Quinta Vigia eintreffen."

„Wollen Sie mir das schriftlich geben?" fuhr Oliver Splendy empor.

„Mit Vergnügen!" sagte Waldemar Quint und setzte seinen Namen unter ein paar Zeilen, die der alte Herr eilig hingeworfen hatte. Damit hatte er sich zur Rückzahlung der Summe verpflichtet, falls er die Bedingungen des Preisausschreibens nicht erfüllen würde.

Der alte Herr barg das Papier im Kassenschrank und atmete wieder auf. Wenigstens etwas hatte er gerettet!

„Ich habe mich in ihm getäuscht!" sagte Manuel

bitter, als Waldemar Quint fort war. „Er ist ein Schurke!"

Oliver Splendy räusperte sich laut: „Er hat alle Trümpfe in der Hand. Hättest du es nicht ebenso gemacht?"

„Ich?" rief Manuel und wies diese Zumutung weit von sich. „Niemals!"

„Aber ich!" sagte der alte Herr und warf wütend den Schrank zu. „Hoffentlich fällt er mit seinem Ballon ins Meer. Dann sind wir ihn los!"

Waldemar Quint aber fuhr am nächsten Morgen über Lissabon nach Paris und ließ vierzehn Tage später die Ladung eines Dreimastschoners auf der großen Deserta löschen. Dann hing er seinen Frack an den Nagel und zog sich die blaue Arbeitsbluse über.

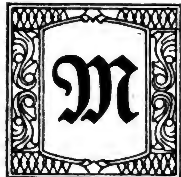
Bald erhob sich neben dem Laboratorium eine Ballonhalle aus Stahlbalken und Wellblechplatten. Es waren nur vier Hände, die sie bauten, aber sie waren geschickt und wußten zu greifen. Miguel leistete mehr als drei Männer. Unablässig schleppte er die schweren Teile des Eisenhauses auf seinem breiten Rücken heran und hielt sie so lange in ihrer Lage, bis sie Waldemar Quint, sein Herr, festgenietet hatte. Unermüdlich arbeiteten die beiden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Kaum gönnten sie sich Zeit zum Essen. In Funchal ließ sich Waldemar Quint überhaupt nicht mehr sehen. Am Abend setzte er sich vor seine Pläne und Zeichnungen.

Als die Ballonhalle fertig war, legten sie eine glatte, geneigte Bahn zum Strande an. Felsstücke wurden weggesprengt, Spalten ausgefüllt und zwei Schienen gelegt, auf denen das Luftfahrzeug mit leichter Mühe vom Meere in die Halle gezogen werden konnte. Während Miguel noch daran arbeitete, baute Waldemar in der Halle den Ballon. Er hing die

Gondel, die wie eine Barkasse geformt und mit einer Schiffsschraube ausgerüstet war, an ein wagerechtes Kreuz von Aluminiumstangen, die der Ballonhülle Festigkeit und Elastizität gaben. Vorn und hinten und rechts und links ragte dieses Gestänge aus der gestreckten, oben und unten linsenartig zusammengedrückten Gestalt der dreifachen, sorgfältig imprägnierten Hülle.

Miguel aber staunte das Wunderwerk, das unter seinen Händen wuchs, wortlos an und wachte über den Schlaf seines Herrn, ohne daß der es wußte.

Viertes Kapitel.



Marion entglitt Manuel immer mehr. Die Beaufsichtigung der Roulette zehrte an seiner Kraft, und oft war er so abgespannt, daß er in der Quinta Vigia übernachten mußte. Der alte Herr Splendy dagegen, aus härterem Stoffe gefügt, kannte keine Ermüdung, obschon er das Doppelte und Dreifache leistete.

Als er eines Morgens mit Marion am Frühstückstische saß, teilte sie ihm ihren Entschluß mit, sich von Manuel scheiden zu lassen.

Oliver Splendy brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Ein pyramidaler Witz! Den laß dir prämieren!"

Doch sie lachte nicht mit.

„Was?" fragte er verblüfft, „das ist dein Ernst? Daraus wird nichts! Solange ich lebe, werde ich dafür sorgen, daß du Manuels Frau bleibst. Ihr werdet euch vertragen."

„Niemals!"

„Das wollen wir erst einmal abwarten!"

„Ich werde," rief Marion und stockte plötzlich.

„Was wirst du, mein Kindchen?" höhnte der alte Herr und zwinkerte mit den wasserblauen Augen. „Du wirst nichts, gar nichts wirst du tun. Du bist meine Tochter, also eine anständige Frau. Man wechselt nicht die Männer wie die Handschuhe. Wenn du einen Skandal in Szene setzt, werde ich dich enterben!"

Trotzig warf sie die Lippen auf.

„Ich werde dich enterben!" rief der alte Herr, „so wahr ich Oliver Splendy heiße! Einmal lasse ich mich über den Haufen rennen. Ein zweites Mal aber nicht."

Marion knüllte machtlos die Serviette zusammen. Sie kannte ihren Vater zu gut und wußte, daß er seine Drohung verwirklichen würde.

„Was hast du eigentlich gegen Manuel?" fragte er barsch.

„Ich hasse ihn!" stieß sie hervor.

„Und zuerst hast du ihn geliebt! Zum Kuckuck, was ist dir in die Krone gefahren? Er ist ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle! An dir allein liegt die Schuld. Du wirst dich mit ihm vertragen. Ich verlange es!"

„Du?" rief sie und zitterte vor Wut. „Die Firma verlangt es!"

„Und die Firma!" betonte er scharf. „Splendy und Rochalves lassen sich nicht mehr auseinander reißen. Selbst von dir nicht."

„Dann werde ich mit Manuel sprechen, daß er die Scheidung einleitet," sagte Marion, indem sie sich erhob.

„Manuel ist in der Quinta Vigia," lächelte der alte Herr. „Ich werde ihn vorher sprechen. Ich werde ihm verbieten, hörst du, verbieten, es zu tun!"

Seitdem war davon nicht wieder die Rede. Manuel aber ließ alle Hoffnung fahren. Selten kam er in

die Quinta Splendy. Erst der Sonntag vereinigte sie wieder am Tische.

„Warum läßt sich Mr. Quint nicht mehr sehen?" fragte Marion.

„Dieser Schurke!" platzte der alte Herr wütend heraus.

„So läßt du deinen Freund beschimpfen?" wandte sie sich an Manuel.

„Ich habe mich schwer in ihm getäuscht," antwortete der gedrückt. „Uebrigens ist er augenblicklich in Paris. Er baut einen Ballon, um sich an einem Millionenpreis zu beteiligen."

„Hoffentlich ersäuft die Kanaille!" knurrte Oliver Splendy.

In Funchal ruhte das Leben. Sogar die Croupiers in der Quinta Vigia hatten nichts zu tun.

Nur Miguel und Waldemar Quint waren an der Arbeit. Miguel fiel es nicht auf, daß der Leste wehte, weil er schon eine ganze Woche vor der Dampfmaschine stand und sie mit Kohlen und Wasser versorgte. Unermüdlich stopfte er dem Tier, das vor ihm pfauchte und mit Armen und Rädern in der Luft herumschlug, die schwarze Nahrung ins hungrige Maul. Er schleppte Wasser herbei und gab ihm zu saufen, bis es nicht mehr mochte.

Denn für Miguel war diese Maschine ein Tier, ein lebendiges Tier, das stärker war als hundert Ochsen. Unermüdlich schwang es sein großes Rad im Kreise und zerrte den Riemen ohne Ende durch die beiden Löcher in der Wand. Denn dort drin saß sein Herr und bereitete das Futter für das andere Tier, das drüben im Eisenhause saß; dieses Tier aber konnte fliegen. Deshalb mußte man es festbinden und obendrein noch in einen starken Käfig stecken. Es war ein Vogel, ein ungeheuer großer Vogel mit Flügeln und

einem Schwanz, mit einem dicken Leibe, den er aufblasen konnte. Aber man durfte diesen Vogel nicht mit schwarzen Steinen und Wasser füttern, dafür war er zu zart und fein gebaut. Solches Futter gab man nur den groben Eisentieren. Dieser Riesenadler aber, der übers Meer fliegen sollte, fraß seine Nahrung aus den langen Eisenflaschen, die in einem Stapel neben der Halle lagen. Fünfzig, sechzig Flaschen schlürfte er von dem Zeug in sich hinein, bis sein Bauch stramm und dick war wie eine Melone. Dazu trank er stinkendes Wasser, das brennen konnte. Miguel wunderte sich über nichts mehr. Sein Herr hatte es gesagt, deshalb war es so! Es gab Wasser, das brannte, und Wasser, das löschte. Das eine Wasser tranken die Eisentiere, die nicht von der Stelle liefen, das andere schluckten die fliegenden Vogeltiere. Es würde fliegen, hatte sein Herr gesagt, also war daran nicht zu zweifeln. Es würde aus der Halle heraus, über die Berge, übers Meer, nach Funchal hinüberfliegen und wieder in sein Haus zurückkehren.

Sobald das Futter fertig war, sollte es fliegen; denn man mußte möglichst viel von diesem Futter mitnehmen, sonst wurde der Vogel unterwegs matt und schwach. Allein die Eisenflaschen waren viel zu schwer. Deshalb machte sein Herr aus dem zischenden Zeug, das in den Flaschen eingesperrt war, einen schönen, festen, glänzenden Stein, den man in der Hand tragen konnte. Den hielt man dem Riesenvogel vor den Schnabel; er schluckte ihn und flog lustig weiter.

Heftiger schnaubte der Leste übers Meer, warf donnernd die Wogen ans Gestade, prallte gegen die unübersteigbaren Basaltmauern und fegte den Rauch der Maschine durch die erstickende Luft. Er fauchte gegen das Ballonhaus, wuchtete am hohen Tor, um den Ballon, der dahinter gefangen saß, zu befreien, kratzte

an den Wellblechplatten, pfiff durch die Ritzen und sprang mit beiden Füßen auf das runde, gewölbte Dach, doch er richtete nichts aus. Miguel hob kaum den Kopf und Waldemar Quint ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Jede Stunde trug er einen seiner faustgroßen Wasserstoffkristalle ins Nebenzimmer, wo er sie in einem Benzinbade häufte. So behielten sie ihre Form und verflüchtigten nicht.

Sechs Tage wehte der Leste mit unverminderter Gewalt, dann wurde es still. Noch waren die Tage heiß und glühend, doch die Nächte kamen erquickend und milde.

Waldemar Quint trat aus seinem Laboratorium. Miguel drehte das Dampfventil zu, und das Eisentier hörte auf, seine Glieder zu regen. Die Nahrung für den Vogel war fertig, jetzt sollte er fliegen.

Miguel öffnete das Tor. Waldemar Quint ging hinein, um die letzte Besichtigung vorzunehmen. Die Gondel ruhte auf einem schweren Floß, das wie ein Wagen auf vier Rädern lief. Vier starke Taue fesselten die Gondel daran. Mit einem einzigen Griff konnte diese Verbindung gelöst werden. Kühlwasserkasten und Benzinbehälter, der auch die Wasserstoffkristalle barg, waren gefüllt. Das Schlepptau lag klar auf dem Floß. Noch einmal glitten seine Hände prüfend über das Gestänge der Gondel, mit dem sie fest und elastisch am Stangenkreuz des Ballons hing. Er kurbelte den Motor an und ließ ihn frei laufen. Dann hing er das Getriebe der Schiffsschraube daran, die unter dem hohen, glatten Kiel der Gondel lag. Weit über den Rand der Gondel streckte sich die lange Propellerachse, die vorn und hinten je drei Schraubenflügel trug und durch Stahlbandübertragung angetrieben wurde. Waldemar Quint hängte die Schiffsschraube ab und ließ die Propeller sausen. Sofort setzte sich

das Floß, auf dem die Gondel saß, in Bewegung, und der Ballon glitt zur Hälfte aus der Halle heraus.

„Stopp!" schrie Waldemar Quint, und Miguel warf einen Bremsbalken vor die Räder. Der ungeduldige Vogel mußte halten.

„Wie ist der Wind?"

„Nichts rührt sich, Herr!"

„Also versuchen wirs! Weg mit dem Balken! Faß das Schlepptau!"

Wieder schnurrten die Propeller, das Floß kam ins Rollen, der Riesenvogel trat langsam und zögernd aus der Halle.

„Halt fest!" kommandierte Waldemar Quint und stellte den Motor ab. Die Flügel kamen zur Ruhe, das Floß stand mitten auf dem halben Wege zu dem Strande. Waldemar Quint legte ein Wasserstoffkristall in einen Stahlzylinder und schob ihn in die angewärmte Verdampfungsbüchse, die auf den Zylinderdeckeln des Motors angebracht war und von der aus ein gerades Nickelstahlrohr in den Ballonkörper hineinreichte und am Schnittpunkt des Kreuzgestänges endete.

„Festhalten!" schrie er noch einmal zu Miguel hinüber, der mit beiden Fäusten das Schlepptau umkrampft hielt.

Waldemar Quint wollte schon hier aufsteigen. Die Luft war völlig ruhig; der Wasserstoffkristall verdampfte langsam und erhöhte den Auftrieb. Mit einem Griff löste Waldemar Quint die vier Taue, die die Gondel an das Räderfloß fesselten. Dabei aber fiel das hintere Tau in die Schiffsschraube und verwickelte sich. Er versuchte, von der Gondel aus die Schraube frei zu machen, aber es gelang nicht, der Kiel war zu hoch. Vorsichtig prüfte er noch einmal die Größe des Auftriebes: noch war das Fahrzeug schwerer als die Luft. Mit einem Sprung war er auf dem Floß, das Tau

war im Moment entwirrt. Mit einem Satz war er wieder auf den Beinen.

In demselben Augenblick aber strich eine kleine Bö vom Meere herauf, faßte den Ballon, riß ihn vom Floß und hob ihn gegen die Inselberge hin.

„Festhalten!“ schrie Waldemar Quint und packte die Schiffsschraube; doch die Bö war stärker, sie riß ihn mit dem Ballon in die Luft. Er klammerte sich an die Schraube fest.

„Nicht loslassen!“ schrie er Miguel zu.

Und Miguel hielt fest. Er wurde geschleift, er sprang, fiel hin, kam wieder auf die Füße, flog gegen scharfkantige Felsen, aber das Tau ließ er nicht los. Er sah nicht, daß sein Herr hilflos zwischen Himmel und Erde hing, sich vergeblich bemühte, über den glatten Kiel zur Gondel hinauf zu greifen, aber seinen Befehl hatte er gehört und ließ nicht locker. Er klammerte sich an das Schlepptau und sträubte sich gegen die Kraft des Riesenvogels, der daran zerrte, um davon zu fliegen, krallte seine zehn Finger daran und ließ sich schleifen. Er schlug mit der Stirn gegen einen Stein, daß ihm das Blut über die Augen strömte und sie verklebte, aber er gab nicht nach.

„Halt fest, Miguel! Halt fest!“ hörte er seinen Herrn weit in der Ferne rufen, und er biß die Zähne in das Tau und ließ es nicht los. Rote, dicke Finsternis umgab ihn; er sah nicht, daß er über breite, gähnende Felsspalten flog, er fühlte nur die spitzen Klippen, gegen die er bei diesen tollen Sprüngen mit Kopf, Schultern und Knien prallte — aber er ließ nicht los.

„Nicht loslassen, Miguel! Halt fest!“ schrie Waldemar Quint, der beide Arme um die Schraubenwelle gelegt hatte, aus einer Höhe von vierzig Metern herunter.

Aber er hätte es sich ersparen können. Miguel ließ nicht los, und wenn hundert Ochsen an dem Tau gezogen hätten, er hätte es nicht frei gegeben. Wie ein Bündel flog er über die scharfen Klippen; er sah und hörte nichts mehr, denn das Hirn dröhnte ihm von den schmetternden Schlägen. Aber er fühlte noch, er fühlte das Tau und ließ sich schleifen, werfen, zerren und schleudern.

Plötzlich fühlte er einen scharfen Felsen, an dem er für einen Augenblick hängen blieb. Instinktiv warf er das Tau darum. Der Riesenvogel hatte an Kraft verloren, die Bö war vorüber, er war gefesselt. Miguel schlang sich das Ende des Taues zweimal um den Leib und stürzte bei der Klippe ohnmächtig nieder.

Der Ballon stand, Waldemar Quint aber hing an der Schraube unter der glatten Gondel, und seine Arme begannen zu erlahmen; er vermochte weder den Rand der Gondel zu erfassen noch das Schlepptau, das straff über den Bordrand lief. Die Luft stand wieder regungslos wie am Anfang. Wenn der Ballon einen stärkeren Auftrieb gehabt hätte, würde er sich senkrecht über den Ankerpunkt gestellt haben. Dann hätte Waldemar Quint das Schlepptau erreichen können. Sobald er diese Rettungsmöglichkeit erkannt hatte, machte er sich sofort daran, den Ballon zu erleichtern. Freischwebend riß er sich die wenigen Kleidungstücke, die er anhatte, vom Leibe. Merklich hob sich der Ballon, aber das Tau blieb noch immer unerreichbar. Da begann er, die Schrauben des Schiffpropellers zu lösen. Mit den Fingern der rechten Hand mühte er sich um die festangezogenen Schraubenköpfe, während seine Linke den Körper in der Schwebe hielt. Er nahm die Zähne zu Hilfe; es gelang. Die Schiffsschraube flog den Kleidungsstücken nach. Der Ballon machte einen Sprung nach oben, schwankte, stieg, und das Schlepptau kam

näher. Die Sonne half nach und dehnte das tragende Gas. Waldemar Quint ließ die Schraubenachse fahren, schwang sich auf das Tau und erreichte glücklich die rettende Gondel.

„Laß los, Miguel, laß los!" rief er hinunter. Aber diesmal gehorchte Miguel nicht. Er war noch immer bei der Ausführung des vorigen Befehls, lag in das Tau verstrickt neben der Klippe, an der er den Riesenvogel festgebunden hatte, und rührte kein Glied. Aber er lebte, er träumte sogar. Er sah den Riesenvogel herabsteigen, in einer großen, majestätischen Spirale Immer näher kam er, immer enger wurden seine Kreise, und seine Flügel rauschten. Plötzlich ruhten die Flügel, aber er fiel trotzdem nicht herunter; langsam senkte er sich über Miguel, streckte seine Krallen aus und hob ihn empor.

Er erwachte in der Gondel. Das Blut war abgewaschen, er konnte wieder aus den Augen sehen. Lang ausgestreckt lag er da, und über ihm rauschten die schwingenden Flügel.

„Er fliegt, Herr!" rief er erstaunt zu Waldemar hinauf, der das Fahrzeug lenkte.

„Bleib liegen!"

„Er fliegt, Herr! Ich fühle es, wie er zittert."

Waldemar Quint nickte, ohne ihn anzusehen.

„Herr, wohin fliegt er?"

„Auf den Bugio," sagte Waldemar Quint, ohne das Auge von der Maschine zu lassen, die rasend die Flügel herumtrieb. Dann ließ er das eine Steuerrad durch die Finger laufen. Die Spitze senkte sich.

„Herr, laß mich sehen!"

„Steh' auf!" befahl Waldemar Quint, „aber halte dich fest!"

Dicht über der Insel hin strich das Fahrzeug. Miguel starrte weit geöffneten Blickes in die tiefen

Schluchten, die sich unter ihm wie die Rachen von Riesenungeheuern auftaten, auf das Meer, das auf beiden Seiten gegen die schmale Insel schäumte, nach Madeira hinüber, das sich höher und drohender als sonst am Horizont aufbaute.

„So fliegt ein Vogel!"

Stärker ratterte der Motor; Waldemar Quint drehte das eine Rad zurück; der Ballon wurde durch das Höhensteuer hinaufgedrückt. Es ging auf die Basaltfestung der Südspitze zu. Ein neuer Wasserstoffkristall verdampfte in den Ballon hinein, der über der Gondel wie ein schützendes Dach schwebte. Immer noch schrägte der Vogel nach oben; das Land schrumpfte, das Meer wuchs und dehnte sich nach allen Seiten wie der Leib eines silberschuppigen Riesengürteltieres.

In Miguels Ohren brauste es.

„Herr, er fliegt in die Wolken hinein!"

„Laß ihn!" lächelte Waldemar Quint und drehte das andere Steuerrad. Willig gehorchte das Fahrzeug dem Drucke des Seitensteuers und beschrieb über den schroffen Basaltmauern einen Kreis; dann stand es still. Waldemar Quint griff zum Fernglase und untersuchte genau diesen Teil der Insel, der sich ihm bis jetzt verschlossen hatte. Es war ein erloschener Krater, von einem Basaltwall umringt, der nirgends eine Bresche zeigte. Im Innern dagegen war er wild zerrissen und wies tiefe, steile Schluchten auf, die radial verliefen. An etlichen Stellen hatte sich Regenwasser angesammelt. Waldemar Quint lenkte das Fahrzeug über den Südrand des Kraters hin und ließ es über seiner schmalsten Stelle halten. Dann holte er ein faustgroßes Stück seines Sprengstoffes hervor, visierte und warf es hinunter. Es fiel daneben, nicht auf die Krone der Basaltmauern, sondern auf das Ufer, aus dem sie schroff herauswuchs. Lautlos barsten die schwarzen

Quadern von unten her; das Meer wich zurück, stürzte darüber in schäumender Wut, Felsblöcke rollten in den Krater hinein, doch die Mauer widerstand. Dann sprang ein krachender Donner herauf. Gleich dahinter fauchte ein heißer Atem herauf und brachte den Ballon in starke Schwankungen.

„Der Berg hat ein Loch!" sagte Miguel und deutete auf eine Woge, die plötzlich im Innern des Kraters aufzischte.

„Kann sein!" sagte Waldemar Quint und ließ den Motor wieder laufen.

Ohne Unfall verkroch sich der Riesenvogel wieder in die Halle hinein.

„Herr," fragte Miguel besorgt und kraute sich hinterm Ohr, „wird er es morgen wieder so arg machen, wenn er aufsteigt?"

„Nein!" lachte Waldemar Quint und schlug ihm freundlich auf die schmerzende Schulter. „Wir wollen es ihm schon austreiben!"

Am nächsten Morgen fuhren sie gegen den Wind nach Osten aufs Meer hinaus. Im weiten Bogen liefen sie um Porto Santo herum und sichteten auf seiner Höhe einen großen Dampfer, dessen Passagiere lebhaft mit den Taschentüchern winkten. Am dritten Tage durfte Miguel zum ersten Male in die Speichen der beiden Ruderräder greifen. Er lernte es schnell, das Luftschiff zu lenken. Es war für ihn nicht eine wundervoll zusammengesetzte Maschine, sondern ein lebendiges Wesen, ein Vogel, den man mit zwei Flügeln regierte. Nur einmal, aber des Nachts, fuhren sie nach Madeira hinüber. Vom Feuer der Fora strichen sie über Machico und Sante Cruz die Küste entlang, bogen um Cabo Garajao auf das Feuer des Ilheo zu, kreisten mehrmals über der schlafenden Stadt und waren um die Morgendämmerung wieder zurück.

Als die Sonne über den Horizont sprang, saß der Vogel wieder im Käfig.

Immer weiter dehnten sie ihre Fahrten aus, doch nur nach Osten und Süden, und Waldemar Quint fand seine Berechnungen von der Leistungsfähigkeit des Fahrzeuges übertroffen. Bei voller Ladung war er imstande, sich sechs Tage in der Luft zu halten und dabei dreihundert Meilen zurückzulegen. Dieses Mißverhältnis konnte, wenn es nur einen Mann zu tragen hatte, bis auf fünfhundert Seemeilen verbessert werden. Bei günstigem Wind verzehnfachte sich leicht sein Aktionsradius.

Um diese Zeit, als der Termin des Wettfliegens immer näher rückte, bekam Funchal seine zweite Sensation. Zwei Luftschiffer hatten sich angemeldet, ein Italiener und ein Franzose. In Lissabon machten sie sich beide flugfertig. Seitdem streckten die guten Funchaler alle Augenblicke die Nasen in die Luft und reckten sich den Hals aus nach dem Italiener und dem Franzosen. Drei Tage aber vor dem Termin hetzte noch einmal der heiße Leste aus der Sahara herüber. Diesmal konnte man nicht in den Häusern bleiben, denn man mußte nach den Luftschiffern schauen. Der Wind war stark und günstig; unter diesen Umständen war es nicht unmöglich, die fünfhundertfünfzig Meilen von Lissabon bis Funchal im Luftschiff zurückzulegen.

Und der letzte Tag kam. Der Italiener war unterwegs, wie ein Telegramm am Morgen meldete. Jetzt war kein Halten mehr; alles stürzte an den Strand. Die Geschäfte wurden leer; die Kontore lagen verödet; der Markt und die Straßen waren wie ausgestorben. Alles drängte sich schwatzend und schreiend zum Strande hinunter.

Es wurde Mittag, glühender sengte die Sonne, heißer wehte der Atem der Leste, grollender prankten

die Wellen über den Kieselstrand. Das Volk stand, drängte sich und wartete. In der Quinta Vigia versammelten sich die Fremden. Die Roulette ruhte. Marion harrte im Aussichtspavillon dicht über dem Ilhoe und schaute nach dem Bugio und der Deserta grande, den beiden wüsten Inseln hinüber.

Der alte Herr und Manuel standen am Fenster des Bureaus, das über dem Spielsaal lag.

Plötzlich tauchte etwas über die Berge der großen Deserta; es sah aus wie ein gelbes Blatt, das der Wind vom Baume riß. Zusehends vergrößerte es sich, es kam mit unerhörter Schnelligkeit daher. Ein tausendstimmiges Triumphgeschrei warf der starke Wind vom Strande zur Quinta Vigia hinauf.

„Wahrhaftig," rief Oliver Splendy bestürzt, „er kommt, dieser Italiener! Ich wünsche ihm, daß er auf der Stelle das Genick bricht."

„Wenn es nicht Waldemar Quint ist!" warf Manuel ein.

„Was?" rief der alte Herr rabiat. „Dieser Windbeutel. Wer weiß, wo er die Million verjubelt? Aber er soll mir nur noch einmal kommen. Ich bin fähig, die ganze Roulette zu kassieren."

Unterdessen war das Luftschiff näher und näher gekommen. Zwei Menschen waren darin. Lautlos durchschnitt es die Luft; es ließ sich vom Leste treiben, wie ein Schiff im Sturm. Jetzt war es über der Quinta Vigia. Man konnte die Gesichter der beiden Männer nicht erkennen. In wenigen Augenblicken war es vom Sturme bis weit nach Camara de Lobes hinübergerissen. Plötzlich wendete es und kehrte seine Spitze gegen den Sturm, der mit zunehmender Heftigkeit daherschnob.

Das Fahrzeug stand. Zuweilen kämpfte es mit Erfolg ein paar Meter gegen die rastlose Kraft der

Luftströmung, zuweilen wurde es wieder zurückgedrückt. Jetzt ging es zu einem anderen Manöver über. Es stellte sich schräg gegen den Wind und kreuzte so langsam näher. Dabei senkte es sich immer tiefer und tiefer; zweimal verdeckte es Marion die Sonne.

Weit lehnte sie sich über das Gitter und verfolgte mit atemloser Aufmerksamkeit den Kampf des schwachen Fahrzeuges gegen den brausenden Wind, der ihr das Haar zerzauste und um die Stirne schlug. Rechts und links wendete sich das Luftschiff und kam im Zickzack näher.

Marion erkannte jetzt Waldemar Quint und ließ ihr Taschentuch flattern. Unwillkürlich entfloh ihrer Kehle ein helles Jauchzen. In der Gondel wurde man auf sie aufmerksam und grüßte hinunter.

Der Spielsaal lag wieder verlassen. Alle standen am Strande und schrien und winkten, winkten und schrien.

Da aber schnellte der Ballon empor, verkleinerte sich stetig, wurde noch einmal zurückgeworfen, kam in höhere Luftschichten, wo der Wüstenwind keine Macht mehr hatte, wurde ganz klein und zog als gelber Fleck über den dunkelblauen Himmel nach Osten zu, wo er den Augen entschwand.

„Also doch!“ knurrte der alte Herr.

„Kein Zweifel!“ bestätigte Manuel. „Es war Waldemar Quint, ich habe ihn erkannt!“

„Ich hätte es ihm nicht zugetraut!“ bekannte Oliver Splendy ehrlich. „Wenn ich ein armer Schlucker wäre und eine Million geschenkt bekäme, ich würde etwas ganz anderes daraus machen als solche Luftkarrete.“

„Er hat den Preis gewonnen!“ warf Manuel ein.

„Wenn er die Ueberfahrt in der Luft gemacht hat. Das soll er mir erst beweisen. Hoffentlich kommt mir nicht noch der Italiener über den Hals!“

Doch der kam nicht. Seinen Ballon fand man später auf der Höhe von Kap Vincenz.

Drei Tage wehte noch der Leste. Drei Tage auch blieben Waldemar Quint und Miguel in einer Höhe von viertausend Metern. Dann erst hatten sich das Meer und die Luft so beruhigt, daß sie auf der Deserta landen konnten.

Aber der Franzose kam an, nur nicht im Ballon, den er in Lissabon gelassen hatte, sondern solid wie die anderen Menschen mit dem Dampfer. Er riß die Augen weit auf, als er hörte, daß ihm ein anderer die Million weggeschnappt hatte, und tröstete sich damit, daß ihm der Konkurrent aus Italien nicht mehr über den Weg fliegen konnte.

Fünftes Kapitel.

Eine Woche später kam Doktor Justus Joosten, ein junger Hamburger Arzt, im letzten Stadium einer unheilbaren Lungenschwindsucht in Funchal an. In der linken Tasche trug er seine geringe Barschaft, in der rechten einen geladenen Revolver. Schnurstracks ging er in die Qinta Vigia, setzte sich an die Roulette und begann zu spielen. Der Platz hinter dem Croupier war noch frei. Am Morgen, wo der Tisch spärlich besetzt war, und die Einsätze auf der niedrigsten Stufe blieben, ließ man die Kugel blind über die sechsunddreißig Felder laufen. Erst später trat der heimtückische Elektromagnet in Tätigkeit.

Zögernd und tastend ließ Justus Joosten seine Hand über das grüne Tuch gleiten und setzte ein Sil-

berstück. Mit klopfendem Herzen verfolgte er den Lauf der Kugel. Sie klapperte, sprang und fiel, er hatte gewonnen. Man schob ihm ein Häufchen Gold zu. Er legte ein Goldstück auf eine Nummer. Die Kugel taumelte seiner Hand nach. Er warf einen Papierschein auf den Tisch, sechsunddreißig flatterten dazu.

Er hatte ein fabelhaftes Glück, aber er merkte es kaum. Der Spielteufel hatte ihn ganz in den Klauen. Unter seinen Fingern schwoll der Mammon. Er stopfte ihn in die Hosentaschen und spielte weiter und gewann und dachte nicht an Aufhören.

War die erste Million schon erreicht? Und mit fiebernden Fingern ließ er seinen Einsatz, der vor den Harken des Croupiers gefeit war, über die gelben Nummern gleiten. Zwei Stunden spielte er ohne einen Fehlschlag. Längst war er beim höchsten Einsatz stehen geblieben. Er merkte nicht, daß er der Einzige war, der am Tische setzte, daß alle anderen ihn anstarrten, und daß der Neid in ihren Blicken blitzte. Er sah nur auf die Kugel, die ihm untertan war. Alle seine Taschen waren gefüllt; sogar die letzte, in der die Waffe steckte.

Die Kasse der Roulette war erschöpft. Martinho, der Bankdiener, stieg ins Bureau hinauf, um es zu melden. Oliver Splendy stürzte zum Spiegel und sah, daß Manuel nicht auf seinem Posten war.

„Was willst du?" schrie er den armen Martinho an.

„Geld soll ich holen!"

„Zum Teufel mit dir!" Ich komme selbst hinunter!"

Und Justus Joosten sah, wie sich Oliver Splendy hinter den Croupier stellte.

Die Kugel hörte auf zu springen, matt klappte sie ins Kästchen. Der Einsatz wurde weggerafft

Justus Joosten prallte zurück, durch die Umstehen-

den lief ein Aufamten der Befreiung. Schlag auf Schlag verlor er jetzt. Nach einer halben Stunde waren seine Taschen leer. Immer fiel die Kugel auf die folgende Nummer. Sie äffte ihn jetzt geradezu. Aber er wollte sie schon wieder ins Joch zwingen. Er besetzte zwei nebeneinander liegende Nummern. Die Kugel fiel dicht daneben. Oliver Splendy lächelte triumphierend, so ging es schneller.

Justus Joosten aber ließ nicht locker; er fühlte eine geheime Macht, die sich ihm widersetzte. Schärfer beobachtete er die Kugel. Sie sprang nicht, sie klappte träge und rührte sich nicht, als sei sie festgeklebt. Doch das konnte auch ein Zufall sein! Er leerte die beiden Brusttaschen und kämpfte wortlos und andauernd weiter gegen die unbekannte Kraft.

Justus Joosten wandte kein Auge von der Kugel. Jedesmal bevor sie fiel, bekam die Scheibe einen kleinen Ruck. Und jedesmal machte der Mann, der hinter dem Croupier stand, eine kleine nichtssagende Bewegung dazu. Er suchte einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen. Darüber vergaß er zu setzen; sofort blieb das Rucken der Scheibe aus, die Kugel klapperte wieder fröhlich über die Messingwände der Kästchen.

Sobald er aber mit seinem Einsatz auf dem grünen Tuch erschien, stellten sich sofort die sonderbaren Erscheinungen wieder ein.

Oliver Splendy sah Manuel kommen und verließ seinen Platz. Justus Joosten setzte noch einmal; er stand vor dem Rest. Die Kugel hüpfte wieder, klang und fiel; man schob ihm den sechsunddreißigfachen Einsatz zu.

Enger drängten sich die Zuschauer heran. Seine neue Serie hatte begonnen. Noch zweimal folgte ihm die Kugel.

Dann trat Manuel Rochalves hinter den Croupier. Justus Joosten setzte, sah das Zittern der Scheibe und wußte, daß er verlieren würde. Aber er wußte nun auch, von wem die Kraft ausging, die die Kugel lenkte. Justus Joosten durchwühlte seine Taschen, sie waren alle leer. Er schwankte vor Schwäche; es schwamm ihm vor den Augen. Plötzlich fühlte er den Griff seiner Waffe zwischen den Fingern. Wieder klappte die Kugel.

„Kanaille, du betrügst!" schrie er, riß den Revolver heraus und drückte ab.

Und Manuel Rochalves sank stöhnend zusammen.

Justus Joosten wandte sich zum Ausgang, die Waffe schußbereit in der Hand. Keiner hielt ihn auf. Sie wichen alle vor ihm zurück.

Manuel wurde ins Bureau hinaufgetragen. Unter dem Messer des Doktor Serrote, der in seiner Schulter nach der Kugel wühlte, schlug er die Augen auf. Die Wunde war nicht lebensgefährlich. Oliver Splendy ging beruhigt in den Saal hinunter. Das Spiel nahm seinen Fortgang; die Kugel rollte, die Scheibe zitterte, die Kugel klappte.

Drei Monate später fand man in den Bergen einen Leichnam, der nicht mehr zu erkennen war. Man begrub ihn auf dem Friedhof als Justus Joosten aus Hamburg.

Vierundzwanzig Stunden lag Manuel in der Quinta Vigia, dann wurde er in einer Sänfte in die Quinta Splendy hinaufgetragen.

Marion nahm die Nachricht von Manuels Verwundung gelassen auf. Wie er auch nach ihr verlangte, sie blieb dem Krankenzimmer fern.

„Sie kommt nicht," stöhnte Manuel und fiel in die Kissen zurück.

„Mr. Quint!" meldete der Diener.

„Willst du ihn empfangen?“ fragte der alte Herr.

Manuel nickte.

Waldemar Quint trat ein und streckte Manuel die Hand entgegen. Manuel reichte ihm die gesunde Rechte. Der alte Herr vergrub sich in die Zeitungen und nahm von dem Eindringling keine Notiz.

Plötzlich sprang Oliver Splendy in die Höhe.

„Teufel nochmal! Heute kommt die Union Castle von Kapstadt. Ich muß hinunter zur Roulette.“

„Das tun Sie nur!“ ermahnte ihn lächelnd Waldemar Quint.

„Es ist ein Skandal!“ rief der alte Herr erregt. „Vierzehn Tage kann ich nun jeden Abend da unten stehen!“

„Wer zwingt Sie?“ fragte Waldemar Quint. „Lassen Sie die Roulette frei laufen.“

„Dann wird die Bank gesprengt, und in vier Wochen bin ich bankerott.“

„Du wolltest doch das Zero wieder herstellen,“ ließ sich Manuel vernehmen.

„Bist du verrückt?“ schrie ihn der alte Herr an.

„Sie sollten sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen,“ sagte Waldemar Quint gelassen.

„Sie raten mir dazu? Sie?“ rief der alte Herr verwundert. „Sie, der Sie doch das größte Interesse daran haben sollten?“

„Sie sehen daraus,“ erwiderte Waldemar Quint, „daß Sie sich täuschen.“

„Dann werde ich sie erst recht nicht fortschaffen lassen!“ trumpfte der alte Herr auf. „Ich werde die vierzehn Tage drangeben, bis du wieder gesund bist.“

„Ich danke!“ sagte Manuel mit ungewöhnlicher Festigkeit in der Stimme, „ich werde nicht wieder an diese Stelle treten.“

„Das kann ich verstehen!" unterstützte ihn Waldemar Quint.

„Was?" rief Oliver Splendy, dem der Mund offen blieb.

„Mein Leben ist mir mehr wert, als hundert Prozent."

„Sie werden einen andern hinstellen müssen!" riet Waldemar Quint.

„Laß Pedro rufen!" sagte Manüel, ohne die Augen zu öffnen. „Er ist so ehrlich, daß er nicht verstehen wird, was ein Betrug ist."

Man ließ Pedro, den alten Diener des Hauses Rochalves, holen. Er fiel vor Manuels Lager auf die Knie und küßte seinem kranken Herrn die Hand.

„Pedro!" sprach Manuel mit leiser Stimme, „kannst du schweigen?"

„Ja, Herr!"

„Auch in der Beichte?"

„Ja, Herr, wenn Ihr es befehlt!"

„Ich befehle es dir!" rief Manuel laut, sank zurück und wies auf Oliver Splendy.

„Also höre!" begann der alte Herr und sah ihm scharf in die Augen. „Wir brauchen einen treuen, zuverlässigen Mann. Wir haben da unten eine neue Roulette aufstellen lassen. Es ist eine Maschine darunter, mit der man die Kugel lenken kann. Du verstehst?"

Pedro nickte.

„Man kann damit die Kugel in jedes beliebige Käftchen bringen. Damit die Bank nicht zuviel verliert. Weil das Zero fehlt."

Und Pedro nickte stumm.

„Bis jetzt hat es Manuel, dein Herr, getan. Jetzt sollst du es tun, es ist eine Ehre für dich!"

„Pedro!" rief Manuel, der sich unterdessen wieder etwas erholt hatte. „Du darfst sprechen. Nur von dem,

was man dir zeigen wird, darfst du nicht sprechen."

„Ja, Herr!" antwortete Pedro und küßte die blasse Hand seines Herrn.

„Es ist schwer zu lernen!" sagte Manuel mühsam, „du wirst gut aufpassen müssen. Sieh dir aber auch die Leute an, die an dem Tische sitzen. Laß sie nicht alles verspielen, daß sie nicht unglücklich werden. Du hast es in der Hand."

„Ja, Herr!" sagte Pedro. Dann ging er mit Oliver Splendy nach Funchal hinunter.

Manuel und Waldemar Quint blieben allein im Zimmer.

„Ich habe dir Unrecht getan!" sagte Manuel leise.

„Mach' dir keine Sorgen!"

„Ich hatte nicht erwartet, daß du den Preis gewinnen würdest!"

„Ich werde einen zweiten Ballon bauen!"

„Er wird dir kein Geld geben!"

„Abwarten!"

„Du könntest ja das Modell an die Regierung verkaufen. An die englische oder an die deutsche!"

„Nein! Ich werde das alte Luftschiff vernichten, wenn das neue fertig ist."

Manuel seufzte. „Wie weit bist du mit deiner Sprengstoffabrik?" fragte er.

„Ich habe das Projekt aufgegeben."

„Und mein Kapital?"

„Du kannst es verschmerzen!"

„So sag' mir nur das Eine: wo willst du hinaus?"

Waldemar aber streckte die Fäuste weit von sich, starrte aufs Meer hinaus und stieß die Worte heraus: „Wenn ich es selbst schon wüßte!"

In diesem Augenblicke klang die Tür, und Marion kam herein.

„Marion!“ rief Manuel glücklich und hob sich ganz aus den Kissen.

„Wie geht es dir?“ fragte sie kalt.

„Ich danke dir!“ rief er strahlend und streckte die Hand aus.

Sie legte die Fingerspitzen hinein, und selig schloß er die Augen.

„Jetzt bin ich glücklich!“ flüsterte er und hielt sie fest. Ein überaus wohltuendes, linderndes Gefühl floß von dieser weichen, warmen Hand durch seinen ganzen Körper. Die fiebernden Wangen verblaßten allmählich, die Atemzüge verlangsamten und vertieften sich, und Marions Hand wurde wieder frei.

„Er schläft!“ sagte sie leise und erhob sich.

Auch Waldemar Quint stand auf. Lautlos verließen sie zusammen das Zimmer. Am dritten Abend darauf saßen Marion und Waldemar Quint auf der Terrasse der Quinta Splendy. Langsam entglommen die Sterne. Kühl wehte es vom Meere herauf.

Marion schauderte unwillkürlich zusammen.

„Mr. Quint, Sie haben mich schon eine halbe Stunde lang ununterbrochen angeschwiegen!“

„Ich habe die Kunst, Phrasen zu drehen, nicht gelernt.“

Marion ärgerte sich darüber, daß er nicht wie die andern anbetend zu ihren Füßen lag, und war doch stolz darüber, daß dieser rätselhafte Mensch, dessen Kraft sie wie etwas Körperliches fühlte, jetzt mehr als jemals ihre Gesellschaft suchte.

„Was machen Ihre Pläne?“ fragte sie, um das Schweigen zu brechen.

„Die alten sind tot.“

„Und die neuen?“

„Es ist ein Chaos in mir!“ sagte er dumpf.

„Sie machen Ausflüchte, Mr. Quint!“

„Nun gut!“ lachte sie gezwungen auf. „Ich sehe also von meiner eigenen Anziehungskraft ab. Aber sagen Sie, was macht Ihr Ballon?“

„Er taugt nichts!“

„Ist das Ihr Ernst? Sie haben damit jeden Rekord geschlagen.“

„Was will das sagen? Er ist trotzdem verfehlt.“

„Sie werden ihn verbessern!“

„Er ist an der Grenze der Verbesserungsmöglichkeit angelangt. Die Technik führt auf ein Tor zu, daß man mit keinem Schlüssel öffnen kann. Ich werde nach Deutschland zurückkehren und eine Seifenfabrik gründen.“

„Sie tragen eine Maske, Mr. Quint! Mich täuschen Sie nicht. Haben Sie mir nichts anzuvertrauen?“

„Nein!“ sagte er scharf, setzte dann aber etwas gemäßigter hinzu: „Noch nicht!“

„Nun gut,“ lächelte Marion, „ich werde warten!“

Acht Tage später saßen sie wieder zusammen. Es war am Nachmittag. Rotes Sonnengold tropfte durch die Lücken der Baumkronen.

„Stehen Sie noch immer vor dem Tor?“ fragte Marion.

„Noch immer!“

„Warum versuchen Sie nicht, sich einen Schlüssel zu schmieden?“

„Es müßte ein goldener sein!“

„Ich verstehe,“ sagte sie und nickte langsam. „Der alte Herr macht Ihnen Schwierigkeiten.“

„Das nicht,“ sagte er freimütig, „aber ich möchte nicht an seinem Tode schuld sein. Wenn ich ihm die Summe nennen würde, er fiele glatt zu Boden.“

„So viel ist es!“ rief sie erstaunt. „Und Manuel?“

„War nie mehr als ein guter Junge. Jetzt ist er nichts mehr als ein gehorsamer Schwiegersohn.“

Sie zuckte zusammen wie unter einem Hieb.

„Sie lieben ihn nicht!" behauptete er sicher.

Wie unter einem Zwange schüttelte sie das blonde Haupt.

„Wen lieben Sie?" fragt er und kam näher.

„Niemand!" stöhnte sie auf und wollte sich vom Stuhle erheben. Doch seine Augen, die immer näher kamen, waren stärker. Dicht vor ihr saß er auf der Brüstung der Terrasse, den Kopf gesenkt, und bannte ihre Blicke. Sie konnte sich nicht wehren.

„Niemand?" sagte er mit verhaltener Leidenschaftlichkeit. „Ich liebe auch niemand, deshalb gehören wir zusammen."

Sie machte keine Bewegung der Abwehr; schlaff hingen ihre Arme herab, ihr Gesicht war bleich wie Wachs, nur die Augen lebten. Doch es sprach ein angstvolles, willenloses Bangen daraus.

Lange saßen sie so, dicht beieinander und regungslos.

Manuel aber hatte sich aus dem Krankenzimmer gestohlen und suchte Marion im Park. Den Arm trug er in der Binde. Lautlos kam er näher. Als er die beiden sah, packte ihn ein Schwindel und ohnmächtig schlug er auf die Erde.

Waldemar Quint hörte den Fall, sprang auf und fand den Kranken hinter einem Strauche. Er trug ihn ins Haus. Die Wunde war wieder aufgebrochen.

Waldemar Quint fuhr am Abend nach der Deserta hinüber. Miguel erwartete ihn am Strande.

„Herr," rief er erregt, „es waren welche da! Sie kamen, Ziegen zu schießen, und wollten alles beschnüffeln. In das Eisenhaus wollten Sie hinein zu dem Vogel."

„Engländer?" fragte Waldemar Quint.

„Sie sprachen englisch!" bestätigte Miguel. „Sie

gaben mir Geld, ich sollte das Haus aufmachen. Mit Gewalt wollten Sie hinein."

„Und du?" fragte Waldemar Quint.

„Ich hab' sie in ihr Boot zurückgetragen. Erst aber hab' ich ihnen die Flinten weggenommen."

„Wieviel waren es?"

„Drei, Herr! Zwei waren schwach, aber der eine wehrte sich tüchtig. Hat ihm aber nichts geholfen. Sie haben geschimpft, sie wollten wiederkommen."

„Wo sind die Flinten?"

„Ich hab' sie ins Meer geworfen."

„Es ist gut. Laß sie liegen! Morgen wollen wir den Vogel in einen besseren Käfig sperren."

Am nächsten Morgen gingen sie mit der Sonne in die Höhe. Bald stand der Riesenvogel über dem Vulkan der Südspitze. Er ließ sich hinab. Zwischen zwei schroffen Basaltwänden wurde er verankert.

„Seht, Herr," rief Miguel eifrig und wies auf einen Spalt, durch den die See hereinschäumte. „Hier ist das Loch, daß Ihr damals geschossen habt."

Waldemar Quint nickte: „Wir werden noch einmal schießen, daß das Loch größer wird."

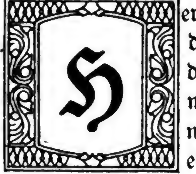
Dann band er an beiden Stellen, wo die Sprengladung angreifen sollte, zwei dünne Leinen und nahm sie mit dem steigenden Ballon in die Höhe, bis er außer Gefahr war. Nun ließ er zwei Sprengkristalle, die er mit Drahtschlingen an die leitenden Leinen hing, hinabgleiten. Sie trafen genau ihr Ziel. Die Basaltmauer spalt bis obenhin, der Vulkan erbebte, das Meer sprang mit einem wilden Löwensatze durch die Bresche und füllte den Grund. Es entstand ein kleiner, sicherer Hafen, der durch einen schmalen, gefährlichen Weg mit dem Meere in Verbindung stand. Sie sprengten noch ein paar kleinere Blöcke, die das Fahrwasser versperrten und fuhren wieder zurück.

Am nächsten Tage konnten sie schon mit dem Boote hingelangen. Wieder kamen von Funchal große Leichter mit Baumaterial und Eisenkonstruktionen. Sie legten an der Ostküste bei dem Laboratorium an. Von hier aus schickte Waldemar Quint die Arbeiter nach Hause. Mit der Barkasse schleppte er die großen Kähne in den neuen Hafen der Südspitze, dessen steile Wände sie vor jedem neugierigen Auge verbargen. Nur Miguel half ihm dabei. Es waren wieder nur zweimal zwei Hände, aber sie waren geschickt und wußten zu greifen. Schlanke Eisenbalken, die zwischen die Radialwände des Kraterinnern gelegt wurden, hob der von allem Entbehrlichen entlastete Ballon an die gewünschte Stelle. Nach mehreren Wochen unermüdlichster Arbeit war das Werk vollbracht. Das Luftfahrzeug hing in einer neuen, größeren Halle, die kein Sturm über den Haufen werfen konnte; denn die Wände waren aus Basalt. Aehnlich wurde das Laboratorium untergebracht. Der Krater enthielt Raum für zehn Ballonhallen und hundert Laboratorien. Auf seinem Grunde wurden die Barkasse und Miguels Boot verankert, mit dem er auf Jagd und Fischfang fuhr.

Als die drei Jäger wieder nach der Deserta kamen, um Ziegen zu schießen und den Ballon zu sehen, fanden sie ein leeres Laboratorium, in dem sogar die Fensterrahmen fehlten. Das Ballonhaus stand offen und gähnte ihnen inhaltlos entgegen; nur ein Tau hing vom Firstbalken herunter, wie eine stumme Aufforderung, daß man sich hier ungestört aufknüpfen könnte.



Sechstes Kapitel.



Herr," sagte eines Tages Miguel und drehte seine braune Mütze, „das Geld, das Ihr mir gegeben habt, brennt mir in den Fingern. Entweder Ihr nehmt es, oder Ihr laßt mich auf einen Tag nach Funchal. Es gibt jetzt drüben frischen Most!"

„Du wirst dich betrinken!"

„Nein, Herr, keinen Tropfen zu viel."

„Du wirst dich betrinken, ich befehle es dir! Du wirst trinken, bis du dich nicht mehr rühren kannst, dann machst du wenigstens keine Dummheiten."

„Ja, Herr," sagte Miguel glücklich, sprang in das Boot, löste das Tau, schwang seine Mütze und stach nach Madeira hinüber.

Die Tagediebe des Hafens sahen ihn schon von von weitem und halfen ihm das Boot auf den Strand ziehen. Noch niemals hatte er soviel gute Freunde gehabt. Am Abend waren seine Taschen leer und alle seine Freunde verschwunden. Auf der Treppe des Hospitals schlief er ein. Im Traume spielten seine Finger mit dem starken Messer, das er in der Tasche hatte.

Plötzlich wurde er geweckt. Es war Doktor Serrote, der ihn auf das Gefahrvolle seiner Lage aufmerksam machen wollte. Blitzschnell sausten ein paar Gedanken durch Miguels Hirn. Das ist der verfluchte Doktor; er will dich hinaufschleppen und einsperren; aber ich werde es ihm anstreichen! Das Messer sprang auf und zischte dreimal durch die Luft.

Doktor Serrote gab einen dumpfen Laut von sich, sank in die Knie und griff mit der rechten Hand in

die Luft. Lautlos fiel er hintenüber. Sein Schädel knirschte beim Aufschlagen. Am Fuße der Treppe blieb er liegen. Niemand war in der Nähe. Miguel taumelte über den Doktor hinweg, wischte das Messer an der Hose ab, schwankte zu seinem Boot, legte sich und schlief ein. Doktor Felipe Serrote schlug die Augen auf. Das Herz war ganz geblieben, aber die Aorta war zerfetzt. Mit jedem Herzschlage schoß ein Blutstrahl aus der Wunde und vergrößerte die rote Pfütze, in der er lag. Noch eine Minute! dachte er und tauchte den Finger hinein. Mit seiner letzten Kraft schrieb er den Namen seines Mörders auf die unterste Treppenstufe: M—i—g—u—e—l! Dann starb er.

Kurz darauf wurde er gefunden.

Am nächsten Morgen saß Miguel zwischen zwei Polizisten. Man hatte ihm eine schwere Kette angelegt. Als man ihm die Leiche zeigte, fing er an zu weinen wie ein Kind. Er wußte nichts davon. Man brachte ihn auf den Ilheo, das kleine Inselfort, das den Hafen bewachte, und sperrte ihn in eine feste Kasematte, deren kleines, festvergittertes Fenster dreißig Meter steil über dem Meere hing. Unten brandeten die Wogen des Ozeans. Er sollte nach Lissabon überführt werden, um dort zur Deportation verurteilt zu werden.

Sein Herr wartete vergeblich auf ihn.

Als er es erfuhr, ging er sofort zum Gouverneur und bat um die Erlaubnis, mit Miguel zu sprechen, bevor er nach Lissabon übergeführt wurde.

„Unter Bewachung!" bedang sich der Gouverneur aus.

„Wie Sie wünschen!"

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie ihm nichts zustecken?"

„Ich werde mich vorher durchsuchen lassen!"

„Es ist nicht nötig!“ rief der Gouverneur, ging zum Schreibtisch und warf ein paar Worte auf einen Papierbogen, die er mit seinem Namen unterzeichnete.

Eine halbe Stunde später trat Waldemar Quint in Miguels Zelle. Ein Posten stand in der Tür und überwachte die beiden. Miguel fuhr mit einem Freudenschrei auf.

„Du wirst heute nacht deine Mütze ins Fenster legen!“ sagte Waldemar Quint auf deutsch. „Ich werde dich befreien!“

Miguel verstand jedes Wort, obgleich er selbst nicht deutsch sprechen konnte. Er las es von den Augen seines Herrn ab.

„Ja, Herr!“ rief er und fiel vor ihm auf die Knie, um ihm die Hände zu küssen. Doch der Posten fuhr mit dem Kolben dazwischen und trieb ihn zurück.

Waldemar Quint fuhr sofort nach der Deserta hinüber und zog den Ballon aus der Halle. Bei jedem Handgriff spürte er, wie unentbehrlich ihm Miguel war. Stundenlang bemühte er sich, er hatte nicht mehr als zwei Hände und war nicht imstande, gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen anzugreifen. Hißtaue mußte er ziehen. Zuletzt mußte er alles auf eine Karte setzen. Das fahrbare Floß rollte die Böschung hinab, riß das Fahrzeug aus der Halle heraus und zog es in die gefährliche Tiefe. Aber der Druck der Luftzugs, der durch die schnelle Fahrt entstand, warf den Ballon ohne Unfall in die freie Atmosphäre hinaus. Waldemar Quint schwebte. Feilen und Metallsägen hatte er nicht vergessen. Längst war die Nacht hereingebrochen. In ihrem Schutze näherte er sich Madeira. Weit hinten, auf Porto Santo zu, verschwand eben die grüne Positionslaterne eines Dampfers. Waldemar Quint riß das Fernrohr an die Augen, konnte aber nichts mehr erkennen. Es war eine Täuschung!

Er setzte den Motor in Tätigkeit. In einer Höhe von fünfhundert Metern hielt er genau auf Funchal zu.

Es wurde Mitternacht. Die elektrischen Lampen erloschen. Der Posten auf dem Ilheo wurde abgelöst. Er stellte sich an den Fuß des würfelförmigen Felsens, der auf seiner Krone ein kleines, plattes Gebäude trug, und setzte den unterbrochenen Schlaf fort. Wer würde den Ilheo wegschleppen? Wozu also wachen?

Keiner sah den Riesenadler, der sich nach Mitternacht langsam auf den Ilheo herabsenkte. Lautlos streckte er seine Klaue herunter. Zuweilen schwang er ganz leise die Flügel. Unhörbar griff die Klaue an ein Geschütz. Nichts klirrte, den sie war umwickelt. An diesen Krallen zog sich der Riesenadler völlig herunter. Doch nur einen Augenblick, dann entfernte er sich wieder. Die erste Klaue hatte sich von der Kanone gelöst. Die zweite griff in ein dickes Fenstergitter unterhalb der Plattform.

Waldemar Quint fühlte nach Miguels Mütze. Er griff sie. Es war das richtige Fenster.

„Miguel!“ rief er leise, aber es kam keine Antwort. Eine Laterne blitzte auf. Die Zelle war leer.

Der Adler stieg empor und verschwand in den schwarzen Wolken. Seine einzige Beute war eine braune Wollmütze.

Am nächsten Morgen verkündeten die Zeitungen, daß der Mörder Miguel der Große noch gestern abend mit dem portugiesischen Dampfer Sao Jao nach Lissabonn gebracht worden sei.

Waldemar Quint vergaß nicht sein Versprechen, das er Miguel gegeben hatte. Pläne auf Pläne häuften sich auf seinem Tisch, doch sie blieben unausgeführt, weil Miguel fehlte.

Der Traubensegen Madeiras wurde in Fässer ge-

füllt. Die Saison begann. Fremde, besonders Amerikaner, denen Madeira bequemer als die Riviera lag, strömten herbei. Die Hotels füllten sich. Die Aktien der Sanatorien-Gesellschaft stiegen zum ersten Male über Pari. Der alte Herr schmunzelte und rieb sich die Hände. Manuel, der sich von seiner Krankheit bis auf einige kleine Schwindelanfälle erholt hatte, sah sich nach neuen Grundstücken um.

Oliver Splendy ließ Pläne für einen Kasino-Prachtbau entwerfen, den er im kommenden Jahre aufführen lassen wollte. An zehn Tagen spielte man Trinta e Quarenta. Allen Vorstellungen, eine zweite Roulette aufzustellen, erwies sich der alte Herr taub. Er wußte warum. Wo fand sich ein zweiter Pedro?

Kurz vor Weihnachten erschien Mister Wilmington mit seiner Yacht aus Newyork. Das schmucke, schlanke Schiff, auf dessen Namenbrett mit goldenen Buchstaben: „United States" zu lesen war, ging auf seinem alten Platz neben dem Ilheo dicht unter der Quinta Vigia vor Anker. Mr. Wilmington blieb ein paar Tage da, verspielte zweimalhunderttausend Dollar und lachte nur dazu. Am letzten Abend gab er ein Fest an Bord seiner Yacht. Die Besatzung bestand nur aus Negern, die in knappen, rotseidenen Uniformen steckten. Auf der Kommandobrücke stand die Kapelle, fünfzehn Mann stark, und spielte die portugiesische Nationalhymne. Mr. Wilmington empfing seine Gäste am Fallreep. Er hatte einen blauweißgestreiften Frack an, ebensolche Beinkleider, und trug auf seinem kugelrunden Kopf einen weitrandigen Röhrenhut, um den ein breites Sternenband geknüpft war, das ihm lang über den Rücken herabfiel. In seinem breiten, glattrasierten Gesicht steckte eine kurze Shagpfeife, die er auch im Gespräch nicht aus den Zähnen ließ. Auf dem Achterdeck wurde getafelt, auf dem Vordeck wurde ge-

tanzt. Auch Manuel, Marion und Waldemar Quint erschienen.

Die Sonne sank glühend ins Meer. Die rotschwarzen Stewards standen mit gefüllten Sektgläsern herum und grinsten lautlos. Mr. Wilmington klatschte in die breiten, wohlgepflegten Hände. Ein Dutzend Matrosen stürzten sich auf die Sonnensegel und rollten sie zusammen. Im Augenblick glühten tausend bunte Lampen auf. Wie ein märchenhafter Blumengarten schwamm die Yacht auf dem Meere. Wer nun noch nicht da war, beeilte sich an Bord zu kommen. Man drängte sich um das Bufett, wo man die Freuden der Tafel nach Belieben verlängern konnte. Man tanzte, man trank, man flirtete, man taumelte in eitel Freude. Die Kapelle hatte sich auf die Back geflüchtet und spielte Walzer von Waldteufel in einem rasenden Tempo.

Waldemar Quint stand an die Reeling gelehnt und schaute müßig dem Treiben zu. Marion strich an ihm vorbei, ihre Wangen glühten.

„Sie tanzen nicht?“ fragte sie und blieb stehen.

„Nein!“

„Sie sind der Einzige, der mir einen Korb gibt.“

„Machen Sie es ebenso!“

„Wie meinen Sie das?“

„Teilen Sie auch nur Körbe aus!“

„Schön!“ lachte sie und wandte sich von ihm weg. „Ich werde damit bei Ihnen beginnen!“

Waldemar Quint biß sich auf die Oberlippe und verfolgte Marion mit den Augen, bis sie im Gewühl der Tanzenden verschwunden war.

Plötzlich tauchte auf der Kommandobrücke Mister Wilmington auf. Neben ihm erschienen zwei Schwarze, seine beiden Offiziere. Nur Waldemar Quint merkte, daß der Anker hochkam und die Maschine zu arbeiten

Mit Interesse verfolgte er die weiteren Manöver; denn das Schiff schien ein guter Läufer zu sein. Sechzehn Knoten, wenn nicht gar siebzehn, rechnete er aus, bei forzierter Fahrt vielleicht zwanzig.

Keiner merkte, daß die Lichter Funchals versanken, daß die Insel zusammenschrumpfte und wie ein schwarzer Schatten hinter den dunkelblauen Kulissen der Tropennacht verschwand.

Die Musikkapelle raste ohne Unterbrechung ihre aufstachelnden Weisen herunter, und die tanzenden Paare fühlten kaum das Schwaken des Decks, dessen Kiel sich mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten durch die Ozeanwogen wühlte.

Mr. Wilmington hob seinen Revolver, mit dem er seine Kommandos zu geben pflegte, hoch in die Höhe, sodaß seine Faust über das Dach des Ruderhauses, das er im Rücken hatte, weit hinausreichte, und drückte los.

Mitten im Stück brach die Musik ab. Die Tänzer standen wie versteinert. Ein paar Damen fielen in Ohnmacht. Auch auf dem Achterdeck merkte man jetzt, daß die Lampen von Funchal nicht mehr brannten. Ratlos lief man durcheinander. Die Stewards präsentierten grinsend ihre Sektkelche. Alles drängte nach vorn.

„Anhalten! Umkehren! Der Scherz geht zu weit!“ schrien die Herren in allen Sprachen der Welt zur Kommandobrücke hinauf. Mr. Wilmington schien taub zu sein. Einige Damen fielen nun in Weinkrämpfe. Manuel saß gebrochen auf dem Stuhl, dicker Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Marion lehnte nicht weit davon; sie war bleich und ihre Nasenflügel bebten.

In diesem Augenblick senkte Mr. Wilmington den Kopf und schaute über die Verschanzung der Brücke. Nun rauchte er nicht mehr.

„Warum amüsieren Sie sich nicht, meine Damen und Herren?" fragte Mr. Wilmington harmlos. „Wir machen nur eine kleine Spazierfahrt."

Die Musik fiel wieder ein und die Gäste beruhigten sich.

Waldemar Quint lächelte, lehnte sich über die Reling, schaute zuweilen nach der Uhr und den Sternen und berechnete den Kurs im Kopfe. Die Yacht entfernte sich von Madeira auf der Brasilroute, mit einer Geschwindigkeit von noch immer sechzehn Knoten. Plötzlich bemerkte er, daß die Yacht ohne Topplicht und Positionslaternen in die Finsternis hineinjagte. Entweder war dieser Amerikaner bodenlos leichtsinnig oder er war verrückt! Waldemar Quint tastete unwillkürlich an seine Taschen. Er hatte keine Waffe bei sich. In demselben Augenblick fühlte er Marions weiche zitternde Hand auf seinem Arm.

„Mr. Quint!" flüsterte sie mit bebender Stimme, „Sie müssen uns retten. Sie sind der Einzige, der uns retten kann. Sie werden ein Mittel finden, uns von diesem wahnsinnigen Menschen zu befreien. Ich weiß es bestimmt. Es ist kein Mann auf diesem Schiffe außer Ihnen. Retten Sie uns! Retten Sie uns! Ich will nicht sterben!"

„Ich will es versuchen," sagte er.

„Dann ging er langsam auf das Achterdeck, warf blitzschnell seinen Frack ab, schwang sich auf das Bootsdeck hinauf und kroch lautlos nach vorn. Mr. Wilmington hob wieder den Revolver. Aber der Schuß versagte. Mr. Wilmington holte seinen langen Arm wieder herunter und merkte zu seiner grenzenlosen Verwunderung, daß er den Revolver nicht mehr in der Hand hatte. Er drehte sich um und schaute in zwei stahlblaue, harte Augen und in ein schwarzes, rundes Kugelloch.

„Well," sagte er ruhig und lüftete seinen Hut, „was wünschen Sie?"

„Sie verlassen sofort die Brücke," befahl Waldemar Quint. „Ich übernehme das Kommando! Widmen Sie sich Ihren Gästen!"

„Well!" sagte Mr. Wilmington und stieg lachend hinab. „Ich sehe, Sie sind mir über." „Das Kommando zur Rückkehr!" Mr. Wilmington gab es.

Waldemar Quint sprang vom Ruderhause herunter und zog sich in das Schwalbennest zurück. Auf der Karte fand er den Kurs nach dem Felseneiland St. Paul eingezeichnet. Nun eilte die Yacht mit derselben Geschwindigkeit nach Madeira zurück.

Am Morgen fiel der Anker auf derselben Stelle, wo er vor zehn Stunden heraufgekommen war. Das Fallreep sank. Man beeilte sich, an Land zu kommen. Mr. Wilmington stand auf der Brücke und verabschiedete seine Gäste.

Waldemar Quint kam herunter von seinem Posten. Den Revolver warf er weg. Wilmington hob ihn auf und steckte ihn in die Tasche.

„Sie scheinen keine Furcht zu haben?"

„Vor Ihnen nicht!" gab Waldemar Quint zur Antwort.

„Wofür halten Sie mich eigentlich?"

„Für einen Gauner!"

„Und was berechtigt Sie zu der Annahme?"

„Was wollten Sie auf St. Paul?"

„Sie sind verdammt neugierig!" lachte Mr. Wilmington. „Aber ich wills Ihnen sagen. Ich hätte Sie dort ans Land gesetzt. Und hätte Sie da sitzen lassen alle miteinander. Das wäre ein Spaß gewesen."

„Ich halte Sie für einen Spitzbuben," sagte Waldemar Quint und suchte zum Fallreep zu gelangen, das Mr. Wilmington mit seinem breiten Rücken deckte.

„Ich halte Sie für einen großen Spitzbuben, aber nicht für einen Spaßmacher."

„Sie täuschen sich, mein Bester. Ich hätte Ihnen von Bahia einen anderen Dampfer geschickt."

„Gegen ein paar gute Unterschriften!" erwiderte Waldemar Quint. „Ich verstehe Sie."

Mr. Wilmington streckte begeistert beide Hände nach ihm aus. „Mensch!" rief er strahlend, „Sie gefallen mir! Bleiben Sie bei mir."

„Ich danke!" sagte Waldemar Quint und zog sich den Frack an, den ihm ein Steward reichte. „Ich habe kein Talent zum Seeräuber. Geben Sie den Weg frei und lassen Sie mich hinunter."

„Sie sind in meiner Gewalt!" lachte Mr. Wilmington höhnisch und griff in die Tasche.

„Sie täuschen sich!" sagte Waldemar Quint und warf den Frack wieder ab. „Sie werden nicht einen Schuß tun!"

Mr. Wilmington ließ die Waffe stecken. Er steckte auch den Hohn weg.

„Versuchen Sie's doch einmal!" schlug er vor. „In ein paar Wochen bin ich wieder hier. Ich mache nur eine kleine Spritztour nach der Riviera. Ich wette meinen Kopf, daß es Ihnen gefallen wird."

„Sie werden Ihren Kopf verlieren," sagte Waldemar Quint ruhig. „Und wenn ich Ihnen einen Rat geben kann, bleiben Sie uns auch fernerhin mit Ihren Späßen vom Halse. Ich warne Sie! Geben Sie Raum!"

„Nein!" schrie Mr. Wilmington wütend und winkte ein paar Stewards heran: „Packt ihn!"

Aber sie griffen in die leere Luft. Waldemar Quint war mit einem einzigen Satz über Bord gesprungen. Jetzt riß Mr. Wilmington den Revolver heraus und zielte nach dem Schwimmer und nahm ihn gut aufs

Korn, denn es war nicht leicht, das kleine, stetig auf- und abschwankende Ziel zu fassen. Aber nun drückte er los.

Der Schuß versagte, ebenso die anderen fünf. Waldemar Quint hatte die Waffe entladen. Ehe der Amerikaner wieder schußbereit war, hatte Waldemar Quint die Boote erreicht.

„Schade!" brummte Mr. Wilmington und zündete sich eine frische Pfeife an. Dann gab er Befehl, den Frack sauber einzupacken und an Land zu bringen. Er wollte wenigstens auf diese Weise seiner Hochachtung Ausdruck verleihen. Mittags punkt zwölf ging Mr. Wilmingtons Yacht ankerauf und stach nach Osten in See.

Waldemar Quint fuhr noch an demselben Abend nach der Deserta hinüber.

Siebentes Kapitel.

Waldemar Quint häufte Pläne über Pläne. Gewaltige Gedanken keimten in seinem Hirn, Gedanken, groß genug, die die Welt in den Fugen krachen zu lassen; Gedanken, die alle darauf hinausliefen, eine neue Menschheit zu zeugen. Nur das Werkzeug fehlte.

Noch immer ragte das dunkle Tor am Ende seiner Berechnungen. Kein Schlüssel wollte es öffnen, und doch fühlte er deutlich, daß dahinter das Werkzeug seiner Riesenpläne schwebte. Müde sank ihm am Abend der Kopf in die Hand.

Mit tausend Fingern griff sein rastloser Geist an die dunkeln schweigenden Flügel, hinter denen sein Werkzeug schlief; mit tausend mal tausend Fäusten riß

sein ungeduldiger Wille an den Angeln. Das Tor wich und wankte nicht.

Er erhob sich, trat heraus und stieg langsam zur Ballonhalle hinauf. Nachdenkend betrachtete er sein Werk, den Wundervogel, dessen Leib zusammengeschrumpft war wie ein verdorrtes Blatt. Es war ein Spielzeug, ein zweckloser Zeitvertreib, eine unbehilfliche, mit tausend Mängeln behaftete Maschine. Gab es keinen Weg, der weiterführte? Wo war das Fahrzeug, dessen Flugbahn unbegrenzt war, dessen Aktionsradius so weit reichte wie sein Element? Wo war es, diese Krone der Technik, die den Menschen befreite von der Erde, die ihn hinaushob aus dem Dunst der Tiefe, in dem der Wurm kroch, die ihn hinauftrug und leben ließ als ein Bruder des stolzen Adlers?

Waldemar Quint stieg in die Gondel und schob ein paar Kristalle in den Verdampfungszylinder. Das Fahrzeug begann sich zu regen. Als die Sonne unter die Kimm sprang, schwebte es im Blau.

Höher trieb es empor. Die Inseln schrumpften vor seinem Blick. Die Luft stand um ihn wie eine Mauer. Noch einmal grüßte ihn die Sonne, dann ging sie ihm zum zweiten Male hinab. Ein grauer Schleier verdeckte Meer und Inseln.

Waldemar Quint ließ einen neuen Kristall verdampfen. Höher hinauf in die schwarze Einöde riß ihn das Fahrzeug. Es flog, ein ungefesselter Planet, hinein in den grenzenlosen Raum, dessen Schweigen tiefer und angstvoller war als der der einsamen Wüste. Die Sterne blickten stier und flimmerten nicht.

Waldemar Quint griff mit beiden Fäusten an den Rand der Gondel und rüttelte daran. Das Tor tat sich nicht auf! Es brauste ihm in den Ohren, seine Finger wurden starr vor Kälte; er achtete nicht darauf. Nur an dem Tor rüttelte er unabläſſig, bis ihm der

schwächere Luftdruck das Blut unter den Nägeln hervortrieb.

Da kam er wieder zu sich. Er riß an der Ventilleine und warf sich den Pelz über. Das Fahrzeug fiel, sank und hing. Totenstumme Stille ringsherum. Mit kalten Krallenfingern griff die Einsamkeit an sein Herz.

Er brauchte Menschen, einen Menschen wenigstens! Manuel war ihm von Oliver Splendy entrissen worden, Miguel war in Lissabon, — er hatte niemand!

Marion! flüsterte er vor sich hin, und wieder riß er an der Ventilleine. Die Lichter Funchals blitzten vor ihm auf. Er ließ den Motor laufen. Näher und näher schob sich die Insel heran. Niemand sah den Riesenadler, der lautlos im Schutze der tiefen Nacht vom Meere herüberschwebte.

Die bleiche Quinta Splendy tauchte aus dem Dunkel der Gärten. Marion, die auf der Terrasse saß, sprang auf und ließ ihr Tüchlein flattern. Ein blitzender Anker schwebte herunter, hakte sich in die Mauer und zog die Gondel an die Terrasse.

Marion streckte sehnsüchtig ihre Arme aus, klammerte sich an die Hand, die ihr entgegenkam, und schwang sich hinüber.

Waldemar Quint war nicht mehr einsam.

Keines sprach ein Wort. Der Anker hakte aus, der Motor rauschte. Langsam schwebte der Ballon über Funchal hin.

Marion schlug die Hände vor die Augen.

„Wir sinken!“ rief sie und taumelte. Doch er hielt sie fest.

„Es wird bald vorüber sein!“ sprach er ruhig und gab dem Ballon einen neuen Auftrieb.

Er stieg zu den Wolken. Die Lichter in der Tiefe versanken.

„Es wird kühl!“ mahnte er sie. „Nehmen Sie meinen Mantel um!“

„Wohin fahren wir?“

„Hinauf!“ sagte er und atmete tief.

Eine graue, feuchte Dunstmasse schlug flatternd über den Rand der Gondel, die wie ein Pfeil schräg nach oben schnitt.

Ein wehes Gefühl faßte Marion nach dem Herzen. Sie stöhnte leicht auf. Waldemar Quint wandte sich. Sie haschte nach seiner Hand; er fühlte, wie sie heftig zitterte.

„Sie haben Furcht?“ fragte er und ließ den Motor schneller laufen. Die Schwankungen der Gondel verringerten sich merklich.

„Nein,“ sagte sie und klammerte sich an seine Hand. „Wenn ich bei Ihnen bin, fürchte ich nichts!“

Sie wagte aufzustehen, sie schaute empor. Die Stahlrohre, an denen die Gondel hing, verloren sich in der dunklen Dunstmasse. Der Ballonkörper war nicht sichtbar.

„Wo sind wir?“ fragte sie und schmiegte sich fest an ihn.

„In den Wolken!“

Tief unter ihnen brütete die Finsternis, oben aber lichtete es sich allmählich. Die Umrisse des Ballons kamen in einem zarten, ungewissen Lichte zum Vorschein. Mit einem kleinen Ruck riß sich das Fahrzeug aus der Umklammerung der feuchten, dicken Wolkenschicht.

Marion stieß einen lauten Schrei der Ueberraschung aus. Ein weißes, mattsilbernes Meer öffnete sich ihren Blicken, und auf seinem messerscharfen Horizont ruhte eine strahlende Scheibe.

„Was ist das?“ fragte Marion und deutete auf das glühende Rad, das sich allmählich vom Horizont des weißen, unbeweglichen Meeres löste und in die toten Sterne hineinschwamm.

„Der Mond!" erwiderte Waldemar Quint und stellte den Motor ab.

„Wo sind wir?" fragte sie und starrte auf das wunderbare Meer zu ihren Füßen, das wie Silber glänzte und sich in die Unendlichkeit zu dehnen schien.

„Ueber den Wolken!" antwortete Waldemar Quint und schaute durch den Sextanten, um eine Monddistanz aufzunehmen.

„Wir steigen noch immer," rief sie, „wir steigen zu den Sternen empor!"

Waldemar Quint schüttelte den Kopf und griff zu seiner Rechentafel.

Plötzlich kam Bewegung in das weiße Wolkenmeer. Die erstarrten Wogen begannen an etlichen Stellen zu bersten, neue Bildungen stießen herauf, bald rund, bald hartlinig, Schluchten und Spalten öffneten sich lautlos und schlossen sich wieder. Ohne Gesetz und Regel vollzog sich dieses Wogen. Wie die verknäulten Leiber weißer Riesenschlangen wühlte es sich lautlos auf und ab. Dann ließ der Krampf nach, und das Meer glättete sich wieder unter den silbernen Strahlen des Vollmondes.

„Was war das?" fragte sie und legte die Hand auf seinen Arm.

„Ein Windstoß von unten!" sagte er, ohne sich in seiner Rechnung stören zu lassen. Doch in seiner Brust arbeitete es mächtig.

Marion wandte sich und stieß wieder einen Freudenschrei aus.

„Schauen Sie dahin! Schauen Sie dahin!" rief sie und streckte ihre Arme nach der Richtung aus, in der die Mondstrahlen fluteten. Auf dem weißen Meere lag wie ein großes, dunkles Riesengespenst der verzerrte Schatten des Ballons, umgeben von einem Kreis leuchtender Farben.

„Ein Wunder!“ hauchte sie leise vor sich hin.

„Nein,“ erwiderte er, nachdem er flüchtig hingeschaut hatte, „es läßt sich wie jedes Wunder erklären!“

„Nein, nein!“ rief sie abwehrend und hob die Hand gegen ihn. „Es ist zu schön, zu schön!“

Regungslos stand sie so, im Schauen versunken.

Waldemar Quint war mit seiner Kraft zu Ende. Langsam, wie unter einem Zwange, hob er den Blick zu Marion auf. Er streckte den Arm nach ihr aus, er riß sie an sich. Sie wehrte sich nicht und erwiderte seinen Kuß.

Steuerlos trieben sie dicht unter den Sternen dahin. Der Mond stieg zum Zenit, sein Glanz ließ die Sterne erblassen. Er stieg wieder zum Horizont hinab. Die Sterne verlöschten, der Morgen dämmerte herauf.

„Ich liebe dich!“ flüsterte Marion.

Waldemar Quint stöhnte tief auf; er schloß die Augen.

Wie ihnen vorher die Erde versunken war, so versanken sie jetzt ineinander. Steuerlos trieb das Fahrzeug in den wechselnden Morgenwinden hin und her und senkte sich langsam in die feuchte, unbewegliche Wolkenschicht.

Waldemar Quint raffte sich auf, Marion schlief. Er deckte sie mit seinem Mantel zu; davon erwachte sie.

„Wir fallen!“ rief sie erschreckt.

„Vielleicht ins Meer!“ sagte Waldemar Quint und nickte.

„Nein, nein! Leben will ich, leben für dich!“ Fest umfing sie ihn.

„Noch sehe ich nichts!“ war seine Antwort.

Schneller fiel der Ballon, die Kälte der Wolken raubte dem tragenden Gase die Kraft. Plötzlich zerrissen unter ihnen die schweren Dunstmassen, und ihren Blicken öffnete sich ein weites, grünes Tal, überzittert

von dem schwachen Lichte der sinkenden Morgennacht.

„Kennst du es?" fragte er und griff zur Karte.

„Das ist Madeira!" rief sie froh und klatschte in die Hände. „Das ist Rabacal — da wohnt der Levadawärter — da ist der Risco — und da das Tal der fünfundzwanzig Quellen!"

„Dann sind wir in einer halben Stunde in Funchal!" sagte er und setzte den Motor an. Das Fahrzeug gehorchte dem Druck des Höhensteuers und hob sich in sanftem Bogen über die Berge. Das Meer blinkte auf. Dicht über der Südküste flogen sie dahin. Funchal lag noch im tiefen Schlummer. Im Osten ruhte ein goldener Streifen. Waldemar Quint machte den Anker klar zum Fall.

„Du hattest mich erwartet?"

„Ich wußte, daß du kommen würdest!"

Leise klirrte die Ankeregge an der Brüstung der Terrasse. Die Gondel stieß auf. Marion stieg hinüber. Waldemar Quint schloß das Ventil.

„Leb' wohl!" sagte sie leise. „Wann kommst du wieder?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete er dumpf und löste den Anker. Mit einem Sprung schnellte der erleichterte Ballon in die Höhe.

Marion schaute ihm nach, bis er über der Deserta verschwunden war; dann ging sie durch den Park und trat ins Haus. Niemand hatte ihr Fehlen bemerkt.

Waldemar Quint saß wieder über seinen Plänen. Marion hatte er vergessen. Unablässig formten sich die welterschütternden Ideen in seinem rastlosen Geiste. Klar sah er seinen Weg.

Er wollte der Menschheit den Weltfrieden schenken!

Nicht mehr mit der Liebe war die Bestie zu bändigen, sondern mit der Furcht. Die Zeit der Propheten, die das Mitleid predigten, war vorbei. Er

wollte ein Prophet des Schreckens sein. Vor keiner Konsequenz scheute er zurück. Er wollte eine Revolution anzünden, wie noch keine den Kreis der Völker durchbebt hatte. Ueber tausend und abertausend Menschenleben führte der Weg hinweg. Es waren die Opfer auf dem Altar der neuen Menschheit.

Er fühlte eine Kraft in der Faust, es mit allen Völkern der Erde aufzunehmen, er, ein Mensch gegen anderthalbtausend Millionen. Nur das Werkzeug fehlte ihm, die Kraft seiner Faust zu befreien und zu beflügeln.

Es fehlte die technische Idee, die aus dem harmlosen Spielzeug, das drüben in der Halle hing, eine Maschine des Schreckens machte, stark genug, den ganzen Erdball zu unterjochen und damit zu befreien.

Waldemar Quint warf den Stift hin und wühlte hastig in den Blättern, die mit mathematischen und technischen Zeichnungen und Berechnungen bedeckt waren. Verächtlich ließ er die Pläne, auf denen er das Problem der Flugmaschine ohne Ballonauftrieb zu lösen versucht hatte, auf die Erde flattern. Er stieß die Bogen mit dem Fuß in die Ecke.

Nur auf dem Wege des Gasauftriebes konnte das Luftmeer bezungen werden. Er vergrößerte das Fahrzeug ins Ungeheure. Was half es? Immer wieder kam in sehr begrenzter Zeit der Punkt, wo sich die Speicher seiner Flugkraft geleert hatten, wo es hilflos mit den Winden trieb und eine sichere Beute der Schwerkraft wurde. Hundert Hände wären nötig gewesen, dieses Riesenfahrzeug zu regieren. Hundert Hände — und er war einsam. Unsummen hätte es verschlungen. Und doch wäre es vergeblich gewesen. Kein goldener Schlüssel öffnete das dunkle Tor.

Aber er ergab sich noch nicht. Tag um Tag verbrachte er über seinen Zeichnungen, trank Wasser, aß

trocken Brot und gönnte sich kaum den Schlaf. Wieder füllte sich Bogen auf Bogen. Der Gasverlust ließ sich durch den festen Wasserstoff bis auf einen Monat hinaus ergänzen; doch der Vorrat an Benzin und Wasser für den Motor konnte auf höchstens fünfzig Stunden forcierter Fahrt vergrößert werden. In günstigen Fällen, wenn man die Kraft des Windes ausnutzen konnte, erhöhte sich die Steuerfähigkeit auf drei bis vier Tage. An ihrem Motor krankte die ganze Maschine. Das Ideal einer Ballonmaschine blieb der Elektromotor. Woher aber die Kraft nehmen? Waldemar Quint war allein. Was der zukünftigen Menschheit möglich war, durch große Kraftwerke, die ihre Energien in die Atmosphäre hinauswarfen, den Motoren ihrer Luftschiffe Kraft zuzuführen, für Waldemar Quint, den einzelnen, war es unmöglich.

Das Tor blieb verschlossen.

Müde hob er den Kopf. Er dachte an Marion und stieg in die Barkasse. Zwei Stunden später war er in Funchal.

Oliver Splendy empfing ihn in der Quinta Vigia in der fröhlichsten Laune.

„Mr. Wilmington hat sich angemeldet. Er kommt von der Riviera zurück. Ich denke, er wird diesmal noch toller draufgehen."

Ein tiefer Ton, der vom Meere heraufschwebte, ließ Waldemar Quint aufschauen. Eben bog die amerikanische Yacht um Cabo Garajao.

„Da ist er schon."

„Wahrhaftig!" rief der alte Herr überrascht. „Schmuckes Schiffchen, — alle Achtung! Wenn er's versetzen will, ich nehm's ihm sofort ab. Hochfeine Ausstattung! Wir lassen es zwischen Madeira und Lissabon laufen."

In elegantem Bogen näherte sich das schlanke Schiff

der Reede. Immer wieder löste sich vor seinem Schornstein ein weißes Wölkchen los, und jedesmal schwebte ein tiefer Brummton herauf. Plötzlich aber erschien auch über dem Vordeck eine weiße Wolke. Sie wurde mit Gewalt herausgeschleudert, und kurz darauf zerriß ein dumpfes Krachen die Luft.

„Verdammt!“ rief der alte Herr erschrocken, „er schießt!“

„Jawohl,“ bestätigte Waldemar Quint, „er hat auf dem Vordeck zwei Geschütze stehen.“

„So ein spleeniger Kerl!“ knurrte Oliver Splendy unwillig.

Mr. Wilmington aber suchte unter siebzehn Salutschüssen seinen alten Ankerplatz dicht unter der Quinta Vigia auf. Vom Ilheo antwortete man höflich in einer ähnlichen Tonart. Doch die alten, erbärmlichen Signalkanonen, die auf einer Plattform standen, machten es nicht halb so gut und exakt wie die beiden hundertzwanzigmillimetrigen Schneider-Creusot-Geschütze, auf Mittelpivotlafetten montiert, die sich Mr. Wilmington von der Riviera mitgebracht hatte.

Punkt vier Uhr trat er in die Quinta Vigia, im schwarzen Frack und ohne Shagpfeife. Lächelnd grüßte er nach allen Seiten, aber er spielte nicht. Oliver Splendy war nicht mit ihm zufrieden. Gegen abend zog er seine Uhr.

„Ich muß an Bord!“ sprach er und erhob sich. Ich habe heute um sechs Uhr eine kleine Schießübung angesetzt. Wir fahren in die neutrale Zone hinaus und werden fünfzig Schuß abgeben. Sie werden es vom Park aus sehr gut beobachten können. Punkt acht Uhr gehen wir wieder auf unserer alten Stelle vor Anker. Auf Wiedersehen!“

Damit ging er an Bord. Man drängte sich an die Brüstung des Parkes.

Etwa eine halbe Stunde nach fünf Uhr brachte man Oliver Splendy einen Brief. Als er ihn gelesen hatte, sank er wie ein Baum, den der Blitz getroffen hat, auf den Teppich.

Manuel sprang erschreckt hinzu.

Aber der alte Herr war schon wieder auf den Beinen.

„Lies!" keuchte er. Sein Gesicht war krebsrot.

Und Manuel las:

„An die Direktion der Bank! Ich erwarte die unten angeführte Summe bis heute abend an Bord meiner Yacht. Sonst zwingen Sie mich, aus Ihrer Bank einen Trümmerhaufen zu machen. Von der Durchschlagskraft meiner Geschütze werden Sie sich sofort überzeugen können. Punkt acht Uhr gehe ich wieder auf meinen Platz vor Anker. Eine halbe Stunde später wird der erste Schuß in die Quinta Vigia fahren, sofern Sie nicht meinen Forderungen entsprochen haben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Wilmington."

„Fünf Millionen Dollar!" schnaufte der alte Herr wütend und stieß seine Fäuste durch die Luft.

In demselben Augenblick trat Waldemar Quint ein.

„Mir scheint es," sagte er, indem er Manuel die Hand reichte, „der gute Mr. Wilmington führt was im Schilde!"

Oliver Splendy fuhr auf: „Mir scheint! Mir scheint! Da lesen Sie den Brief! So klug wie Sie sind wir schon lange!"

Waldemar Quint überflog die Zeilen und lächelte. „Er hat Einfälle, das muß man ihm lassen. Und was gedenken Sie zu tun?" fragt er den alten Herrn.

„Ich werde auf den Trümmern dieses Hauses sterben!"

„Und das soll ich Ihnen glauben," lachte Waldemar Quint und setzte sich. „Sie werden im Gegenteil die Summe bezahlen."

„Niemals!" schrie der alte Herr.

„Nun gut!" sagte er ruhig. „Sie werden nicht vergessen, daß es fünf Millionen Dollar sind. Ich werde Sie von diesem Schurken befreien. Und zwar so, daß er das Wiederkommen vergißt."

Der alte Herr packte ihn am Arme.

„Herr!" rief er und schlug die Augen zur Decke empor. „Wenn Sie das könnten!"

„Ich werde es versuchen!" erwiderte Waldemar und ergriff den Hut. „Sollte ich nicht zur rechten Zeit eintreffen können, halten Sie ihn solange hin. Aber ich hoffe, um neun Uhr dreißig Minuten wieder zurück zu sein. Vergessen Sie aber nicht, daß es fünf Millionen Dollar sind."

„Was wollen Sie tun?" fragte Oliver Splendy und lief ihm nach.

„Ich werde Mr. Wilmington dorthin schicken, wohin er gehört," sagte Waldemar Quint und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Fünf Minuten später fuhr er in seiner Barkasse nach der Deserta hinüber. Unterdessen hatte Mr. Wilmington die neutrale Zone erreicht. Ueber Steuerbord und Backbord warf er seine Granaten, und haushohe Spritzwellen bezeichneten die Stellen, wo sie ins Meer schlugen.

Bei jedem Schuß zuckte Oliver Splendy zusammen, wie unter einem Messerstich. Alle fünf Minuten fragte er Manuel, der am Fenster stand: „Ist er noch draußen? Siehst du nichts von Mr. Quint.

Manuel schüttelte den Kopf.

„Meinst du, er wird im Ballon kommen?"

„Vielleicht," gab Manuel zur Antwort, ohne die Yacht aus den Augen zu lassen. „Er wird etwas herunterwerfen."

„Ach!" stöhnte der alte Herr auf. „Er wird nicht treffen!"

Die Spielsäle waren leer. Alles drängte sich an der Brüstung des Parks, um das seltene Schauspiel zu bewundern, das Mr. Wilmington da draußen aufführte. Es wurde dunkel, jetzt sah man die Schüsse aufblitzen.

„Wir müssen den Park räumen!" stöhnte der alte Herr.

„Er kommt zurück!" rief Manuel.

Punkt acht Uhr warf Mr. Wilmington den Anker auf derselben Stelle aus, die er vor zwei Stunden verlassen hatte. Die Zuschauer winkten hinunter. Doch es kam keine Antwort. Nur die beiden schwarzen Mündungen, die genau auf die Quinta Vigia gerichtet waren, grüßten drohend herauf.

Kurz darauf trat einer der schwarzen Offiziere in das Bureau.

„Ich komme Ihre Antwort zu holen," sagte er kurz und blieb stehen.

„Ich gebe nichts! Ich gebe nichts! Keinen Pfennig!" schrie Oliver Splendy außer sich.

Der Offizier verschwand. Die Jacht regte sich nicht. Die Gäste füllten wieder die Spielsäle. Mit schlotternden Knien verfolgte der alte Herr das Vorrücken des Uhrzeigers.

Noch eine Viertelstunde! Noch zehn Minuten!

„Wo bleibt Mr. Quint?" röchelte Oliver Splendy und tastete sich furchtsam zum Fenster. Nichts war zu erkennen. Schon stiegen die schwarzen Schatten der Nacht. Nur die Jacht da unten zeigte die helle Topplaterne und die beiden bunten Seitenlichter.

„Noch fünf Minuten!" sagte Manuel und zog sich mühsam vom Stuhl.

Der alte Herr stieß das Fenster auf. Er hörte das Rasseln einer Ankerkette. Die Jacht verließ ihren Platz,

die drei Lichter verschwanden. Nur ein schwacher Feuerschein schlug aus dem rauchenden Schlot heraus. Plötzlich waren die Lichter wieder da. Die Jacht hatte sich nur wenig vom Ufer entfernt. Sie lag still. Die Uhr schlug halbacht.

„Wo bleibt Mr. Quint?" wimmerte Oliver Splendy.

Plötzlich zerriß ein Donnerkrachen die unheimliche Stille. Die erste Granate krepierte am Rande des Parkes und riß den Pavillon über den Haufen.

„Jetzt geht's los!" winselte der alte Herr und schloß die Augen.

Aber er wich nicht vom Platze. Er stierte in die Nacht hinaus und wartete auf den zweiten Schuß. Die Gäste, die unten spielten, ließen sich durch das Krachen nicht weiter stören. Es war ihnen nichts Neues mehr.

Mit weitaufgerissenen Augen starrten Oliver Splendy und Manuel Rochalves auf das Laternendreieck draußen vor dem Ilheo. Mr. Wilmington nahm sich Zeit. Er wartete noch eine Viertelstunde. Dann kam die zweite Granate herangesaust. Sie fiel zu kurz und explodierte auf dem Ilheo. Dort wurde es jetzt lebendig. Zwei Signalkanonen waren von den Lafetten gehoben worden. Man schoß mit den vier andern ein paarmal blind in die Nacht hinein. Mr. Wilmington ignorierte das. Er nahm sich Zeit. Die Bank würde schon nachgeben!

Aber Oliver Splendy und Manuel Rochalves rührten sich nicht, stierten in die Nacht hinein und warteten auf den dritten Schuß von drüben. Sie sahen nicht den Riesenadler, der lautlos über der Jacht schwebte.

Waldemar Quint war angelangt. Er stieg auf dreihundert Meter herunter. Das Schlepptau hing senkrecht nach unten und endete in der Nähe der Schlot-

öffnung. Ein paar Flügelschläge vorwärts, ein paar zurück, und das Tauende senkte sich langsam in den runden Schornstein hinein. Das Feuer der Kessel, das herauslohte, zeigte ihm den Treffpunkt. Er griff zu seiner Patrone, einer schmalen Konservenbüchse mit drei Knallgaskristallen, hing sie mit einer Drahtschleife an das Schlepptau und ließ sie fallen. Mr. Wilmingtons dritte Granate stieg fast senkrecht in die Luft und krepierte da oben wie eine Rakete. Im Augenblick des Abfeuerns zerriß das Deck der Jacht mitten entzwei; die beiden Geschütze streckten ihre Mündungen gen Himmel und versanken in die Tiefe des Ozeans.

Die Feuergarbe eines sprühenden Vulkans flammte durch die Nacht. Das Lichterdreieck war verschwunden. Dann folgte ein Krach, der hundert Donner weckte.

„Das war Waldemar Quint!" sagte Manuel und begann heftig zu zittern. Ein Schwindelanfall packte ihn, Oliver Splendy fing den Wankenden auf.

Am nächsten Morgen war die Jacht spurlos verschwunden. Waldemar Quint trat ins Bureau. Oliver Splendy war wieder ganz der Alte.

„Sie werden verstehen," sagte Waldemar Quint, „daß ich die fünf Millionen Dollar als mein Eigentum betrachte."

„Das verstehe ich durchaus nicht!" erwiderte Oliver Splendy. Im Gegenteil, ich denke, wir sind quitt. Ich habe die Roulette auf dem Gewissen und Sie Mr. Wilmington und die ganze Besatzung. Was ist nun schlimmer?"

„Also Kampf!" sagte Waldemar Quint und erhob sich.

„O nein!" entgegnete Oliver Splendy. „Ich habe mich vielmehr von dem praktischen Wert Ihrer Versuche überzeugt und bewillige Ihnen gern zehntausend Pfund. Bitte, bedienen Sie sich!"

Waldemar Quint aber wies den Scheck verächtlich zurück.

Achtes Kapitel.

Tief im Schatten der Plantanen saßen Waldemar Quint und Marion. Dicht neben ihnen klang der dünne Wasserstrahl der Levada ins grünbemooste Becken.

„Ich liebe dich!“ flüsterte Marion und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Waldemar Quint rührte sich nicht. Stumm starrte er vor sich hin.

„Manuel hast du auch geliebt!“

„Nie!“ rief sie. „Niemals! Es war eine Täuschung.“

Plötzlich fuhr sie auf. Es näherten sich eilige Schritte.

„Du hast Furcht?“ fragte er und sah sie an.

Da wich sie bis an die Brüstung zurück, die im grellen Sonnenschein lag.

Manuel trat zu ihnen, und Marion wandte sich zum Gehen.

„Marion!“ rief er und eilte ihr nach. „Warum gehst du, wenn ich komme?“

„Ich will nicht stören!“ antworte sie und verschwand hinter den Lorbeerbüschen. Manuel lauschte dem leisen Schall ihrer Schritte, bis er seinem Ohr entschwand. Dann sank er mit einem tiefen Stöhnen in den Stuhl.

„Was ist dir?“ fragte Waldemar Quint, ohne seinen Platz zu verlassen.

„Du liebst sie!“ stieß Manuel zornig heraus.

„Nein!“ gab Waldemar Quint zur Antwort.

„Vergiß nicht, daß Marion meine Frau ist!“

„Du solltest etwas vorsichtiger sein!“

„Du stellst ihr nach!“ fuhr Manuel auf ihn los.

„Weil sie die reichste Erbin Madeiras ist!"

„Das ist sie!" sagte Waldemar Quint, ohne sich von seinem Platze zu rühren. „Doch das wäre ein Grund für dich, nicht für mich."

„So hilf mir, daß ich sie nicht ganz verliere!"

„Du hast sie längst verloren!" antwortete Waldemar Quint hart.

Da ächzte Manuel auf, schloß die Augen und griff in die Luft. Zum Glück erhaschte er noch die Lehne des Stuhles. Bleich und kraftlos, mit zitternden Händen ließ er sich hineinfallen.

„Du leidest noch immer unter der Wunde?"

„Es ist eine andere!" flüsterte Manuel tonlos und faßte sich aufs Herz, dessen Schläge sich plötzlich verlangsamt hatten.

Waldemar Quint erhob sich.

„Warte noch einen Augenblick." bat Manuel und raffte sich auf. „Wir wollen morgen nach Rabacal, um den Platz für das neue Hotel auszusuchen. Du mußt mit. Es wird eine Bahn nötig sein."

„Ich werde erst in acht Tagen Zeit dafür haben."

„Um fünf Uhr morgens fährt der Dampfer.

„Ich werde da sein!" erwiderte Waldemar Quint und ging.

Tiefe Nacht lag noch über der Reede von Funchal, als der „Caviao", einer der kleinen Küstendampfer der Firma Oliver Splendy Son, den Anker lichtete. Unter gellenden Pfeifenschreien machte er sich nach Westen davon.

Manuel Rochalves lag in der Kajüte und versuchte zu schlafen, Oliver Splendy beschäftigte sich mit dem umfangreichen Frühstückskorb, der nach seinen eigenen Angaben gefüllt worden war, und Waldemar Quint stand neben dem Rudersmann aufder Kommandobrücke

und schaute schweigend nach Westen, wo schwere Nebelbänke lagerten.

Als der „Caviao" Ponta do Sol erreichte, brannte der Osten glutrot von den Strahlen der erwachten Morgensonne. Sanfter rundeten sich die Ufer, die Felsen verloren ihre harten Kanten, doch immer noch flocht sich die Rebe des Weines dunkelgrün um ihre Häupter.

Oliver Splendy packte den Frühstückskorb zusammen.

„Manuel, wach' auf!" rief er und rüttelte ihn an der Schulter. „Wir sind gleich in Calheta!"

„Schon?" sagte Manuel übermüdet.

Am Strande warteten schon die Träger mit den Hängematten.

An dem Wasserlauf der Levada schlängelte sich die Karawane bis zum Tunnel empor. Hier machten sie Rast.

„Mr. Quint," rief der alte Herr und hob ein wenig den Kopf. „Was macht ihr Bahnprojekt?"

„Ich sehe keine Schwierigkeiten," gab Waldemar Quint zurück, ohne sich nach ihm umzuwenden. „Auf sieben Kilometer tausend Meter glatte Steigung. Das läßt sich sogar mit einer Adhäsionsbahn überwinden."

„Und der Tunnel?"

Waldemar Quint wandte sich und prüfte die Höhe und Breite des finsteren Felsentor, dessen Wände mit dunkelgrünem Moosen und Farnen dicht bewachsen waren.

„Er genügt," sagte er nach einer Weile, „wenn er im Innern auch so hoch ist. Der Wasserlauf wird unter die Sohle gelegt."

„Also vorwärts!" kommandierte der alte Herr, und die Träger lenkten in die finstere, triefende Felsenröhre ein. Nach einer kleinen Viertelstunde war der Nordausgang erreicht. Die Fackeln zischten in die Wasser-

rinne, glänzendes Sonnenlicht flutete herein, kühl und feucht wehte der Wind herauf von der Nordküste.

Als sie bei dem Häuschen des Levadawärters anlangten, weckte der alte Herr den schlafenden Manuel.

„Manuel, wach auf!" rief er und schüttelte ihn tüchtig. „Wir sind da!"

Sie stiegen zur alten Levada hinunter, wo der breite Wasserfall des Risco steil und weiß die dunkelgrüne Pracht des Tales durchschnitt. In zwei gewaltigen Kaskaden sprang er in die schwindelnde Tiefe. Manuel schaute hinunter und schloß unwillkürlich die Augen. Dann sank er auf eine Steinbank.

„Wir müssen weiter hinein!" rief der alte Herr. „Hier finden wir nichts Passendes."

Sie kletterten das Tal zur Hälfte hinunter. Die steilen, schlüpfrigen Wege entlockten dem alten Herrn schwere Seufzer. Endlich erreichten sie die neue Levada, die in einer Rohrleitung die Schlucht des Riscos überspannte.

Oliver Spendy setzte sich hin und trocknete sich den Schweiß ab.

„So!" sagte er und faltete die Hände über den Magen. „Ich bleibe hier sitzen, bis ihr etwas gefunden habt."

Wieder schritt der Führer voraus, Manuel hinter ihm drein und Waldemar Quint zum Schluß. Die neue Levada, an der entlang der Weg zum Nebental der fünfundzwanzig Quellen führte, hing an einer steilen Wand, die sich unter ihr noch zweihundert Meter tief hinabstürzte. Niedriger war hier die Levadamauer und der Weg an etlichen Stellen so schmal, daß man kaum den Fuß setzen konnte. Der Führer drehte sich mehrmals um und warnte. Manuel klammerte sich mit seiner rechten Hand an die niedrige Mauer und kam glücklich hinüber. Er hütete sich, hin-

unter zu schauen. Waldemar Quint aber kümmerte sich nicht darum. Er ließ seine Füße gehen, wo sie den Weg fanden, und dachte an andere Dinge.

Marion war die reichste Erbin Madeiras! Konnte ihr Erbteil nicht der Schlüssel sein zum dunkeln und schweigendem Tor?

„Herr, seht Euch vor!" rief der Führer und wandte sich. Jetzt kam eine Wegstelle, die aus losen, unvermauerten Steinen bestand. Dicht daneben gähnte der grüne Schlund. Der Führer reichte seinen Stock hin, aber Manuel schlug ihn aus. Er hielt die Augen auf die niedrige Mauer gerichtet, klammerte sich mit seiner Rechten fest an diesen Halt und fühlte sich mit den Füßen hinüber. Dann wurde der Weg breiter und besser, die Levada schwenkte ins Nebental ab. Sie standen vor den fünfundzwanzig Quellen, einem runden Basaltbecken, in das über zwei Dutzend silberner, klingender Wasserstrahlen sprudelten.

„Wollen wir noch weiter?" fragte Manuel.

„Es hat keinen Zweck," erwiderte Waldemar Quint und erwachte wie aus einem Traum. „Die anderen Täler werden nicht viel geräumiger sein."

Sie wandten sich wieder.

Der Führer schritt voran, Manuel hinter ihm drein und Waldemar Quint zum Schluß. Jetzt hatten sie die Levadamauer zur Linken. Manuel kam dann ins Schwanken, denn seine linke Hand war bedeutend schwächer und ungeschickter als seine rechte. Immer wieder mußte er mit der rechten zu Hilfe kommen. Mehrmals griff er unwillkürlich ins kalte Wasser der Levada. Mit ein paar sicheren Sprüngen war der Führer über die gefahrvolle Stelle hinweg. Unbekümmert schritt er weiter, die beiden Herren hatten bewiesen, daß sie schwindelfrei waren.

Aber Manuel stockte plötzlich mitten auf den losen Steinen. Waldemar Quint blieb stehen.

„Geh' weiter!" mahnte er, als er den Weg versperrt sah.

„Ich kann nicht!" stöhnte Manuel, der mit dem Oberkörper über der Mauer lag.

„Nur Mut!" rief Waldemar Quint. „Schließ' die Augen und fühle dich weiter."

Aber Manuel erhob sich aus seiner Stellung, öffnete seine Augen und schaute, von einer geheimen Kraft angezogen, in die jähe Tiefe hinunter. Er schwankte, er wandte sich ab und wehrte sich mit seiner rechten Hand gegen die Gewalt, die ihn gepackt hatte und herabreißen wollte. Noch klammerte sich seine Linke zäh an der Mauer fest.

„Waldemar, hilf mir!" schrie er gellend und streckte die linke Hand nach ihm aus. Ohne Halt kam er zurückgetaumelt.

Waldemar Quint griff zu spät zu. Manuel fiel kopfüber in die Tiefe. Nach fünf Sekunden tönte ein dumpfer, knirschender Schlag herauf. Dann war es still. Der Führer, der auf Manuels Schrei zurückgeeilt war, sank lautlos in die Knie, nahm seine Mütze vom Kopfe und sprach ein stilles Gebet. Dann sprang er voller Entsetzen davon, um dem alten Herrn die Nachricht zu bringen.

Als Waldemar Quint bei den beiden ankam, lehnte Oliver Splendy an der Brüstung der Brücke und starrte regungslos auf einen kleinen, dunklen Punkt in der grünen Tiefe. Zwei dicke Tränen rollten ihm über die Wangen.

„Er ist tot!" stöhnte er auf.

Waldemar Quint nickte stumm.

Dann holten sie den Toten herauf und legten

ihn in eine Hängematte. Stumm und fluchtartig war die Rückkehr nach Funchal.

Oliver Splendy wachte bei dem Toten. Schon brachte sein unermüdlicher, rastloser Geist Ordnung in die erschütterte Lage der Verhältnisse.

Marion war Witwe, sie war frei; John mußte wiederkommen!

Oliver Splendy verschickte die Todesanzeigen. Auch John bekam eine. Darunter setzte der alte Herr ein paar Worte, in denen er John einlud, wieder nach Funchal zu kommen.

Nach drei Tagen bewegte sich ein langer Trauerzug vom Monte herunter durch Funchal bis zu der Kathedrale.

Von hier wurde der Tote, nachdem er eingesegnet war, zum Friedhof geleitet.

In aufrechter Haltung stand Marion und starrte bleich, mit großen, fragenden Augen auf den blumengeschmückten Sarg. Hinter Marion hielt Oliver Splendy und weinte ein paar ehrliche Tränen. Um ihn scharte sich das Personal der beiden Handelshäuser. Dann kamen Freunde, Bekannte und Neugierige. Bis weit in den Hauptgang hinein war der Friedhof gefüllt von schwarzen trauernden Menschen. Waldemar Quint aber fehlte.

Der alte Herr Splendy zeichnete nun auch für die Firma Rochalves & Comp. Er tat sofort die nötigen Schritte, die Bank und die Sanatoriengesellschaft ganz in seine Gewalt zu bekommen. In der Quinta Vigia spielte man weiter, als wenn nichts vorgefallen wäre. Von dem geplanten Fremdenhause in Rabacal war vorläufig nicht mehr die Rede. Oliver Splendy hatte anderes im Kopfe. Er verschob das Projekt und wartete auf John, der augenblicklich in Mexiko herumreiste.

Marion harrte sechs Tage vergeblich auf Walde-

mar Quint. Endlich erschien er. Sie suchte in seinen Augen nach einer Schuld, konnte aber nichts finden.

„Du warst dabei," fragte sie leise, „als er in die Tiefe stürzte?"

Er nickte stumm.

„Und du hieltest ihn nicht?"

„Er war reif!" sagte er und schaute sie fest an.

„Ich fürchte mich vor dir!" flüsterte sie bebend.

Doch seine Augen ließen sie nicht mehr los. Sie sank an seine Brust und weinte leise.

An demselben Tage hatte man in Lissabon Miguel den Großen zu lebenslänglicher Deportation nach Formigas, einer der Azoren, verurteilt.

„Er kommt da in gute Gesellschaft!" sagte der Gouverneur zum Bürgermeister von Funchal. „Sie wissen es nicht? Haben Sie nichts von dem Sohne des Hamburger Reeders Nossen gehört, den man wegen Sklavenhandels verurteilt hat?"

„Das muß eine sehr alte Geschichte sein," sagte der Bürgermeister. „Er soll längst gestorben sein."

„O nein, er lebt. Man hatte damals guten Grund, ihn totzusagen. Der Vater hatte eine Million geboten oder noch mehr, um ihn zu befreien. Jetzt ist keine Gefahr mehr vorhanden. Der Alte ist gestorben, aber der Sohn lebt noch auf Formigas. Seit dem Jahre 1877 ist er dort. Damals war ich als Leutnant in Mossamendes, das ist der südliche Hafen von Loando. Damals standen zwei Dutzend Häuser dort. Wir sollten aufpassen, daß niemand Sklavenhandel trieb. Mit zwölf Mann eine Küstenstrecke von 200 Meilen bewachen, ist ein Kunststück. Wir waren schlau, aber diese Piraten waren noch schlauer. Am schlimmsten trieb es dieser Hamburger. Mit einer Geriebenheit sondergleichen wußte er immer hinters Licht zu führen. Aber wir spürten ihn doch endlich auf. Bei der Tiger-

halbinsel faßten wir ihn im demselben Augenblick, wie er seine Ladung schwarzes Elfenbein an Bord nahm. Es gab ein Gefecht, wo man mit Messern und Revolvern auf einander losging. Diese Piraten wehrten sich wie die Löwen. Der Anführer war ein blutjunger, riesenhafter Kerl. Es waren übrigens nicht nur Deutsche, wie sich bei der Verhandlung herausgestellt hat. Sie wären uns entwischt, wenn uns die Neger nicht geholfen hätten. Wir befreiten sie, und sie stürzten sich wie losgelassene Teufel auf den Feind. Siebzehn wurden gefangen. Jetzt kam es heraus, wie der alte Nossen innerhalb weniger Jahre zu seinen Millionen gekommen war. Er bot genug, um seinen einzigen Sohn zu befreien, aber es half ihm nichts. Die Regierung in Lissabon hätte wohl nachgegeben, aber in London war man dagegen. Seitdem sitzt dieser Mann mit seinen Kumpanen auf Formigas als Sträfling.

„Also Sie meinen," fragte der Bürgermeister, von dieser seltsamen Geschichte aufs höchste überrascht, „daß er heute noch lebt?"

„Ich weiß es bestimmt!" erwiderte der Gouverneur und steckte sich seine Zigarette wieder an. „Der Gefängnisdirektor ist ein alter Bekannter von mir, ein Idealist von reinstem Wasser. Er hat sich um diesen Posten beworben und bekam ihn, weil er der einzige war, der sich meldete. Er behandelt die Leute human und soll schöne Erfolge damit erzielt haben, so sagt man."

„Dreißig Jahre!" sagte der Bürgermeister und erhob sich. „Der Mann muß längst grau geworden sein. Und seine Genossen sind auch dort?"

„Gewiß," antwortete der Gouverneur, „die Hälfte ist sicher noch am Leben. Es waren keine alten Leute dazwischen. Ein paar werden wohl schon ins Gras gebissen haben. Erst vor kurzem muß wieder eine Zelle

frei geworden sein, sonst hätte man Miguel nicht hinübergeschickt. Man hat da ein besonderes Gebäude aufführen lassen mit zwanzig Zellen. Ich habe die Leute selbst hinübergebracht."

Zu Waldemar Quint kam die Nachricht von der Deportation Miguels am nächsten Morgen. Er nahm die Karte zur Hand und maß die Entfernung zwischen Madeira und den Azoren. Er hatte nicht vergessen, was er Miguel versprochen hatte. Eine Strecke von tausend Meilen war zurückzulegen. Nur mit dem Ballon konnte er das Werk allein ausführen. Die Hinreise konnte er wohl wagen, doch für die Rückreise reichte der Kraftvorrat des Fahrzeuges nicht aus. Er mußte es mindestens auf die doppelte Größe bringen. Gondel und Gerippe genügten, nur die Hülle brauchte er zu vergrößern. Geld mußte geschafft werden!

Oliver Splendy stellte sich zunächst taub, aber schließlich machte er sechstausend Pfund locker.

Mit ungewöhnlicher Hast machte sich Waldemar Quint an die Arbeit.

Er verlängerte das Schlepptau durch eine Anzahl hohler Aluminiumzylinder, die er mit Benzin füllte und wie Glieder einer Kette aneinanderreihte. Kühlwasser brauchte er nicht mitzunehmen, er konnte es jederzeit aus den Wogen schöpfen.

Er machte damit ein paar Uebungsfahrten, und es bewährte sich vortrefflich. Mit Hilfe dieser Einrichtung konnten die tausend Meilen erzwungen werden.

Am Abend vor der Abfahrt stieg er zur Quinta Vigia hinauf. Er traf den alten Herrn und Marion bei Tisch.

„Sie bleiben heute nacht hier, Mr. Quint?" fragte Oliver Splendy. „Das Zimmer steht zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke," antwortete Waldemar Quint. „Ich

werde morgen eine kleine Uebungsfahrt machen und noch heute nach der Deserta zurückkehren."

Draußen im dunklen Korridor traf er Marion, die ihn erwartet hatte.

„Wohin willst du morgen fahren?" flüsterte sie und umfing ihn liebreich.

„Nichts von Bedeutung; eine Spazierfahrt nach den Salvados."

„Das ist sehr weit, auf Tenerife zu!" sprach sie erschreckt. „Aber ich weiß, daß du wiederkommen wirst."

Dann küßte sie ihn zärtlich und huschte leise davon.

Neuntes Kapitel.



och vor Sonnenaufgang stieg Waldemar Quint auf. Der Wind war günstig und trug ihn langsam nach Westen zu. Dicht über den Wogen schwebte das Fahrzeug; das lange Schleppseil, durch vierzig Aluminiumglieder verlängert, schlängelte sich klar über die Wogen. Madeira ruhte noch im tiefen Dämmer. Im Osten rötete sich der Horizont, über dem eine dicke Wolkenschicht lagerte. Waldemar Quint griff in die beiden Ruderräder. Jetzt mußte der Ballon zeigen, daß er mehr als ein Spielzeug war. Fünfhundert Meilen hin, fünfhundert Meilen zurück, dann konnte er des dunklen Tores spotten, das ihm den Eintritt verwehrte.

Fauchend keuchte die Maschine und stieß kleine Wolken heißen Wasserdampfs hinter sich. Doch nicht nach Funchal hinüber ging diesmal der Kurs. In vierzig Stunden, noch vor Mitternach, würde Formigas erreicht sein. Madeira versank in den Silberglanz des Horizonts. Waldemar Quint hielt seinen Blick nach

Westnordwest gerichtet und seine Hände an den Griffen der beiden Steuerräder. Wogen ringsum unter ihm, nur ein schwarzer Sturmvogel strich über ihm dahin. Mit unverhohlenem Neide sah er ihm nach.

Unablässig knatterte der Motor, und die Propeller schnurrten. Er schöpfte zum zweitenmal Kühlwasser. Mit dem Sinken der Sonne hielt das Sinken des Fahrzeuges gleichen Schritt. Kurz vor Sonnenuntergang war es bereits so tief, daß die ersten Spritzer in die Gondel sprühten. Waldemar Quint ließ einen Wasserstoffkristall verdampfen und brachte es wieder auf seine alte Höhe von dreißig Meter.

Weiter und weiter jagte er auf seinem Kurse vorwärts. Die Nacht brach herein; an Schlaf dachte er nicht. Er setzte sich auch nicht hin, er stand und starrte auf die ruhende Scheibe des Kompasses, an der sich der schwarze Kursstrich leise hin und her pendelte. Ein kleines Glülämpchen, von der Zündbatterie des Motors gespeist, glimmte über dem rastlosen Strich auf. Jetzt ging es in die schwarze Nacht hinein; ein dichter Schleier verhüllte die Sterne.

Waldemar Quint arbeitete wie eine Maschine, exakt und ohne zu rasten. Um fünf Uhr morgens konnte er das Lämpchen wieder ausschalten; der Morgen graute.

Seine Hände begannen zu zittern. Vierundzwanzig Stunden hatte er ununterbrochen die Ruderspeichen gehalten; aber er hielt mit Gewalt die Lider offen. Ihn fröstelte. Dicht über den Wogen strich der Ballon hin.

Da tauchte voraus ein großer Passagierdampfer aus dem Dunst.

Waldemar Quint warf einen großen Kristall in die Verdampfungsbüchse; das Fahrzeug schnellte empor. Er wollte nicht gesehen werden, aber auf der Brücke

des Dampfers wurde er doch bemerkt. Dann mußte er etwas von seinem Kurse abfallen, um sein Schleppseil nicht mit der Schraube des Dampfers zu verwickeln. Dicht hinter dem Heck strich es vorbei.

Die Sonne kam im dunkler Rotglut herauf, die sich aber schnell verlor; bleich und fahl stierte sie durch den Nebelschleier. Waldemar Quint maß seinen geographischen Ort. Der Wind hatte ihn weit nach Westen versetzt; der Schaden ließ sich jedoch ausbessern. Er legte das Lineal an, um den neuen Kurs einzuzeichnen. Doch plötzlich glitt der Stift ab und fuhr in scharfem Bogen nach Süden hinein; die Gondel war von einer unbekannten Riesenfaust nach rückwärts gerissen worden. Waldemar Quint streckte mit einem Fluch den Kopf über den Bordrand. Ein zehn Meter langer Jonashai hielt das Ende des Schleppseiles zwischen seinen dolchscharfen Zähnen. Die weißglänzenden Aluminiumzylinder hatten ihn von dem Dampfer, dem er von der Küste aus gefolgt war, weggelockt.

Waldemar Quint riß am Hebel des Motors; das Fahrzeug stürmte vorwärts. Der lange Hai ließ nicht locker; er wurde mitgeschleift, peitschte mit seinem aufwärts gebogenen Schweife das Meer, sträubte sich mit allen Flossen, tauchte unter und schnellte empor, doch sein Maul tat er nicht auf. Waldemar Quint erhöhte den Auftrieb des Ballons, bis das Sicherheitsventil am hinteren Ende zischte; doch der Hai war schwerer. Die fünf Aluminiumzylinder, die er verschluckt hatte, gab er nicht heraus, nur sein Kopf blieb über Wasser. Das Untertauchen schien ihm jetzt unmöglich zu sein. Waldemar Quint hob den Revolver und schoß, aber er traf nicht.

Er mußte sich den Feind etwas näher heranholen. Das Tau war gespannt wie eine Darmseite. Kappen durfte er es nicht, wenn er sich nicht die Mittel zur

Rückkehr abschneiden wollte. Er ließ den Motor langsamer laufen; noch immer gab das Tau nicht nach. Da hielt er das Fahrzeug an und begann das Tau in die Gondel zu ziehen. Aber der Hai machte sich von der anderen Seite an dieselbe Arbeit. Jetzt, wo ihm die Beute nicht mehr entschlüpfen wollte, schnappte er immer mehr der glänzenden Behälter, die er offenbar für fliegende Fische hielt, in sich hinein. Je schneller Waldemar Quint das Tau heraufzog, umso schneller schluckte der Riesenhai. Waldemar Quint öffnete das Ventil, der Ballon sank schnell. Immer näher kam er dem gefräßigen Untier. Waldemar Quint hob die Waffe. In diesem Augenblick verschlang der Hai die letzten drei der Benzinbehälter, schnitt das Tau, an dem sie befestigt waren glatt durch und tauchte unter. Waldemar Quints letzte Kugel schlug ins Meer.

Erleichtert stieg der Ballon in die Höhe, das gekürzte Schlepptau hing senkrecht abwärts.

Waldemar Quint starrte wortlos hinunter; er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. Er befand sich etwa auf der Hälfte seines Weges. Sollte er nach Madeira zurückkehren oder dem alten Kurse treu bleiben? Er wählte das letztere. Noch hatte er ja fünfhundert Meilen Kraftstoff in den Benzinbehältern der Gondel; er konnte sie auf den Azoren füllen und auf dem Rückwege doch noch Miguel von Formigas mitnehmen.

Wieder riß er am Hebel des Motors, die Propeller schnurrten. Er hielt seinen Blick nach Nordwest gerichtet und seine Hände an den blanken Griffen der beiden Steuerräder.

Allmählich hatte die steigende Sonne den schmierigen Dunst besiegt; klar und heiß hing sie zwischen den großen, weißen, fettig glänzenden Haufenwolken die sich träge über das Meer schoben. Gegen Mittag nahm

der Himmel eine matte, schiefergraue Farbe an. Gleich darauf zog sich über die Sonne ein schmutzig-gelber Schleier. Dann spürte Waldemar Quint Gegenwind. Er wich ihm nach oben aus. In einer Höhe von tausend Metern nahm er seinen alten Kurs nach den Azoren wieder auf; kurz nach Mittag erreichte er eine Höhe von viertausend Meter. Hier oben war es völlig windstill, und mit Leichtigkeit schaffte der Motor elf Meilen in der Stunde.

Unter ihm schwammen wie kleine Schäfchen die Haufenwolken dahin. Er blätterte in seiner Tabelle und nahm dann das Glas zur Hand; damit suchte er, so gut es bei dem starken Wolkentreiben ging, den nordwestlichen Horizont ab. Von dieser Höhe aus mußten die Azoren schon jetzt zu erspähen sein, und er suchte und suchte stundenlang, bis er sie als kleine, winzige Tüpfelchen gefunden hatte. Sie waren in drei Häufchen verteilt: zwei kleinere und ein größerer, der in der Mitte lag. Nur bis zu dem vordersten Häufchen führte sein Kurs. In Ponta Delgaga war sicher eine Gelegenheit, die Benzinreservoirs zu füllen. Dann ging es zurück nach Formigas, das wie ein Stäubchen, kaum erkennbar dem Auge, neben Santa Maria lag. Dort war Miguel.

Plötzlich verschwand das Bild hinter einer Wolke und tauchte nicht mehr auf. Die Wolke verbreiterte sich zusehends, sie wuchs ins Riesenhafte, tellerförmig dehnte sie sich und verschlang das Meer. Waldemar Quint fuhr hoch über ihr dahin, ihr Drohen vermochte ihn nicht zu erreichen.

Er hielt den Blick nach Nordwest gerichtet und die Hände an den Speichen der beiden Ruderräder. In einer Höhe von viertausend Meter lief das Fahrzeug ruhig und sicher nach dem fernen, unsichtbaren Ziel.

Die Sonne sank ins wogende Wolkenmeer. Unab-

lässig wühlte es da unten und wirrte sich durcheinander.

Waldemar Quint aber hielt bis Mitternacht die beiden Ruderräder fest und unbeirrt. Jetzt mußte er das Ziel erreicht haben. Er stellte den Motor ab. Das Fahrzeug hing regungslos im Sternenhimmel. Fast dreitausend Meter schwebte er über den Inseln, die ihm die drohende Wolkenschicht verdeckt hielt. Schnell holte er aus dem letzten Benzinbehälter ein paar Wasserstoffkristalle und warf sie in die Verdampfungsbüchse. In einer Höhe von viertausend Meter war der Ballon aus jeder Gefahr. Er hob sich lautlos. Waldemar Quint kroch in seinen Pelz; bis zum Morgen konnte er sich Ruhe gönnen. Er setzte sich und hielt mit Gewalt die Augen offen. Aber die Bestie war stärker; lauernd umschlich sie seinen wachen Geist und überfiel ihn hinterrücks. Und so schloß er übermüdet die Augen.

Das Wolkenmeer aber wogte bis zum dämmernden Morgen. Tiefer und tiefer sank der Ballon; Waldemar Quint merkte es nicht; er schlief fest und traumlos.

Plötzlich riß die Wolkenschicht senkrecht unter dem Fahrzeug entzwei. Santa Miria und Formigas wurden frei. Schäumend schlugen die Wogen an ihren Ufern empor. Ein gewaltiger Sturm wehte da unten. Einer sah den Riesenvogel vom Fenster seiner Zelle: Miguel der Große.

Noch hing das Fahrzeug in sicherer Höhe. Auf einmal aber griffen vom Rande des kreisrunden Loches zwei gierige Riesenhände nach oben. Wie geballte Fäuste stießen sie tausend Meter hoch und faßten das Fahrzeug. Es widerstand nicht; die Augen, die es bewachten, ruhten schlafbefangen.

Und der Wetterriese tanzte im Kreise über die Inseln und über das Meer. Heut hatte er ein Spiel-

zeug in den Fäusten, das ihm tausendmal besser gefiel als die plumpen Schiffe, die stets in Stücke gingen wenn er sie anfaßte. Dieses Spielzeug flog wie ein Ball durch die Luft. Jedem Fingerdruck folgte es, ohne zu zerbrechen, ohne auch nur zu zittern. Leise lachte der Wetterriese, und seine Augen leuchteten wie zuckende Blitze. Von einer Hand in die andere warf er den Spielball und tanzte dabei im Kreise über das Meer. Nach Süden zu tanzte er unablässig und spielte mit dem Ball, der ihm im Kreise ums Haupt flog. Und er erhob seine Stimme und lachte, lachte, lachte.

Waldemar Quint erwachte davon. Er sah sich in der Gewalt eines Zyklons. Dicht unter ihm rauschten die Wogen; wütend spritzten sie auf unter dem ungestümen Druck der rasenden Luft. Dunkel war der Tag. Mit einem Ruck setzte Waldemar Quint den Motor in Bewegung; sofort begannen die Wasserstoffkristalle zu verdampfen, das Fahrzeug hob sich langsam, das Rauschen des Meeres verlor sich in der Tiefe. Aber noch hielt der Zyklon das Fahrzeug in den Fäusten. Machtlos, lächerlich machtlos waren die beiden Propeller gegen die Kraft des furchtbaren Feindes. Neuen Vorrat stopfte Waldemar Quint in die Verdampfungsbüchse.

Endlich war der Ballon den Händen des Wetterriesen entwischt. Die Sonne empfing ihn über der Wolkenschicht und hob ihn auf sechstausend Meter. Waldemar Quint bestimmte sofort den Ort, wo er sich befand. Der Orkan hatte ihn, während er schlief, drei Breitengrade nach Süden gerissen, das waren zweihundert Meilen; die konnten noch gerade eingeholt werden. Wieder ließ er den Motor laufen und hielt die Blicke nach Westnordwest gerichtet und die Hände auf den Speichen der beiden Ruderräder. Er ergab sich noch lange nicht; der Schlaf hatte ihn wunderbar ge-

stärkt. Plötzlich aber zischte es aus den Schmierbüchsen des Motors, er hatte sich heiß gelaufen, das Oel kochte, das Kühlwasser war verbraucht. Waldemar Quint setzte ihn sofort zur Ruhe. Lange schwankte er; es half nichts, er mußte wieder hinunter in den Hexenkessel, den kostbaren Stoff aus dem Meere zu schöpfen. Und sofort öffnete er das Ventil.

Der Wetterriese hatte wieder seinen Spielball. Nun aber hielt er ihn fester. Er warf ihn in die Mitte des Kreises, genau in das Zentrum seines Tanzes, und trieb ihn herum wie einen Kreisel. Waldemar Quint aber hob zehnmal den Eimer herauf, bis alle Vorratskessel gefüllt waren. Dann ließ er den Motor wieder leer laufen, um die Verdampfungsbüchse anzuwärmen. Doch das Brausen der Wogen wollte nicht verschwinden, das Zentrum des Zyklons saugte ihn immer wieder herunter. Endlich, nach langem Ringen, erzwang er sich mit der Kraft seiner Maschine den Weg nach oben; dann benutzte er den Sturm, um in der Richtung seines Stoßes schneller zu den stillen Höhen zu gelangen.

Als er die Sonne wieder sah, stellte er fest, daß ihn das wirbelnde Untier, das sich tief unter ihm nach Süden dahinwälzte, weitere hundert Meilen zurückgerissen hatte. Nach den Azoren konnte er aus eigener Kraft nicht mehr zurück, Madeira blieb gleichfalls unerreichbar. Wasserstoffkristalle und Mundvorräte reichten noch für sechs Tage. Bald mußte er in der Region des Nordostpassats sein; der konnte ihn an die Küste von Südamerika bringen. Und er zog an der Ventilleine, um die Schwungkraft des Zyklon, der noch immer unten raste, nach Möglichkeit auszunützen. Vielleicht trieb er ihn nach einer der beiden Äquatorialinseln St. Paul oder Fernando Neronha hin!

Der Wetterriese warf diesmal den Ballon mit

Aufbietung seiner ganzen Kraft nach Süden hinunter, daß er ganz seiner Gewalt entflog. Waldemar Quint segelte im Nordostpassat auf Brasilien zu. Vier Tage ließ er sich nach Südwest treiben. Er ließ den Motor nur laufen, wenn er ein Kristall zu verdampfen hatte, und ließ den Kristall nur verdampfen, wenn er den feuchten Sprühregen der Wogen auf seinem Gesicht fühlte.

Am Abend gab er dem Fahrzeug einen starken Auftrieb, daß er bis zum Morgen ausreichte, und legte sich schlafen. Am Tage schaute er unablässig aus. Aber er sichtete fünf Tage nichts anderes als Wolken und Wogen, immer nur Wogen und Wolken, und dazwischen Schwärme fliegender Fische, deren Flügel in der Sonne blitzten.

Am sechsten Tage aber kam ein Dampfer hinter ihm auf.

Jetzt hieß es, den letzten Tropfen daran wagen, um das Schiff zu erreichen. Waldemar Quint ließ den Motor knattern und griff zu den beiden Ruderrädern; aber die Entfernung war zu groß und die Maschinen des Schiffes waren zu stark.

Als der Motor aus Mangel an Speise versagte, tauchte der Dampfer unter den südlichen Horizont.

Waldemar Quint war wieder allein. Er sehnte sich nach Schlaf und griff nach einem Wasserstoffkristall. Aber sie waren schon im Zustand der Verflüchtigung: das Benzin, das sie vor dem Sauerstoff der Luft geschützt hatte, war verbraucht. Nur eine Handvoll haselnußgroßer Stücke fischte er noch aus dem Behälter.

Das war das Ende!

Er warf diese noch dürftigen Reste in die noch warme Verdampfungsbüchse und legte sich schlafen. Der Ballon hob sich zum letzten Male in die Wolken.

Blitz und Donner weckten ihn. Er war in ein

Tropengewitter geraten. Müßig schaute er zu, wie sich die schwarzen Wolkenballen die schmetternden Speere zuwarfen. Minutenlang stand er im grellen Feuer der Kugelblitze. Der Regen drückte den Ballon auf die Oberfläche des Meeres hinunter. Das Schlepptau tauchte bis dicht an die Gondel hinauf ein. Waldemar Quint warf den Motor über Bord.

Am Morgen mußte er das Fahrzeug weiter entlasten. Das Schlepptau, dessen unteres Ende das Meer berührte, war überflüssig. Waldemar Quint griff zum Messer und setzte das Messer an; plötzlich entfiel es ihm. Ein starker elektrischer Schlag hatte ihm unwillkürlich die Finger auseinandergesperrt.

Betroffen schaute er sich um; nicht die Spur einer Gewitterwolke war in der Nähe. Wieder prüfte er die sonderbare Erscheinung. Das Schlepptau war mit einer selten starken elektrischen Energie geladen. Besonders an der Stelle, wo die Befeuchtung durch das Salzwasser begann, war der Schlag von empfindlicher Heftigkeit. Er vergaß, daß er nur noch wenige Stunden zu leben hatte, daß ihn der Tod schon leise an die Schulter rührte; er fühlte nur noch diese merkwürdige Energiespannung, die nur aus der Atmosphäre stammen konnte.

Und das dunkle Tor tat sich ihm plötzlich auf! Er wurde sehend durch diesen elektrischen Schlag. Jetzt hatte er das Werkzeug seiner hochfliegenden, welterschütternden Pläne, jetzt, angesichts des sicheren Todes!

Noch am Abend schlugen die Wogen über den Rand der Gondel. Das Meer hatte seine Beute und ließ sie nicht wieder los. Noch schwamm der Ballonkörper auf der Oberfläche, von der schweren Gondel in seiner Lage gehalten. Waldemar Quint kletterte in das Ballonnetz hinauf, legte sich auf den Rücken, band sich darauf fest und krallte die rechte, freie Hand in die

Taue. So ließ er sich treiben, immer nach Westen hinüber, auf dem trägen Rücken des Äquatorialstromes.

Da leg er nun, angefesselt, an sein Fahrzeug. Was half ihm jetzt das dunkle Tor, das sich ihm öffnen wollte? Es war für ihn ein Tor des Todes? Er schloß die Augen und erwartete das Ende. Der Tod saß neben ihm und wachte für ihn.

Leise rötete sich der Horizont. Mit einer Geschwindigkeit von dreizehn Knoten strebte die dicke „Rheatia" auf ihrem Kurse von Madeira nach Brasilien vorwärts.

Hein Stöveke, der alte Quartiermeister, stand am Ruder. „Da," rief er plötzlich und zeigte mit dem Finger über den Kompaß weg, „da schwimmt was, ein Strich Steuerbord!"

Paul Reeper, der erste Offizier, nahm das Glas und ließ den Kapitän holen.

„Zwei Strich Steuerbord das Ruder!" kommandierte der sofort, aber er wurde noch immer nicht klug aus dem, was er sah.

Näher und näher kam die helle Masse.

Der dritte Offizier sprang zum Maschinentelegraphen. Langsamer schob sich das Schiff vor.

„Wenn das nicht ein Luftballon ist," sagt der Kapitän, „so ist das meiner Großmutter Unterrock."

„Da ist ein Mensch drauf!" rief der erste Offizier.

„Boot klar machen!" befahl der Kapitän.

Der dritte Offizier ließ die Jolle zu Wasser und sprang mit vier Matrosen hinein.

Nach einer Viertelstunde kam das Boot wieder hoch. Der erste, der herausstieg, war Waldemar Quint. Paul Reper erkannte den früheren Trimmer nicht. Er ließ sich sofort eine Kammer anweisen und machte die Reise nach Brasilien als Passagier.

Das dunkle Tor war offen! Pläne über Pläne häufte er; mit keinem sprach er, selten erschien er an Deck.

Auf der Rückreise stieg er in Funchal aus. Ohne Aufenthalt begab er sich zu Oliver Splendy und teilte ihm mit, daß er entschlossen sei, ein neues Luftschiff zu bauen.

„Sie werden wieder ins Meer fallen!"

„Sie sollten doch die Gelegenheit ergreifen, mich los zu werden."

„Gewiß," gab Oliver Splendy zu. „Ich habe mich von der Brauchbarkeit der Maschine überzeugt. Ich bewillige Ihnen fünfzigtausend Pfund."

„Entweder vier Millionen Dollar oder nichts!"

„Das ist das Sechzehnfache!"

„Sie können es entbehren!"

„Nein und abermals nein! Ich bin keine Zitrone, die sich nach Belieben ausquetschen läßt."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Entweder fünfzigtausend Pfund oder nichts!"

„Nun gut, dann werden Sie die Güte haben, mich als Ihren Schwiegersohn anzuerkennen!"

Oliver Splendy fuhr wie ein Blitz herum. Er starrte auf den Eindringling wie auf ein Schreckgespenst aus einer anderen Welt; aber bald erhielt seine gesunde Natur die Oberhand.

„Mit einem komplett Verrückten verhandle ich nicht!" sagte er gelassen.

Und Waldemar Quint stand auf und ging hinauf zu Marion.

Gegen Abend stieg Oliver Splendy zu seiner Quinta hinauf. Bei Jack erkundigte er sich nach Marion. Dann stürmte er hinauf und prallte entsetzt zurück. Marion löste gerade ihre Arme von Waldemar Quints Nacken.

„Marion!" schrie der alte Herr, aufs höchste ergrimmt. „Das ist empörend!"

„Ich liebe ihn!" sagte sie ruhig.

„Er ist ein Abenteurer, ein Betrüger, ein Erpresser!“

Marion gab darauf keine Antwort.

„Ich habe dich für John bestimmt!“

„Im Interesse der Firma!“ antwortete Marion kühl und schmiegte sich an Waldemar Quint. „Bist du ein Mörder?“ fragte sie leise.

„Nein!“ sagte er und schaute Oliver Splendy fest in die Augen. „Es war im Krieg. Ich habe hundert geopfert, daß tausend leben blieben!“

„Ich werde dich enterben!“ schrie der alte Herr wütend.

Marion machte eine wegwerfende Bewegung.

„Auf der Stelle enterbe ich dich!“

„Du wirst dich lächerlich machen!“

„Ich werde John alles vermachen!“

„Er wird mir nicht begehrenswerter erscheinen!“

„Du willst mich zwingen!“

„Nein,“ sagte sie ruhig, „du kannst tun und lassen, was du willst, nur fordere ich dasselbe für mich.“

„Du bist meine Tochter!“ knirschte er und ballte die Fäuste.

„Doch nicht Deine Sklavin!“

„John wird alles bekommen, John!“

„Ich glaube kaum, daß er es annehmen wird. Er ist ein Gentleman, er wird mich nicht berauben.“

„Ich werde mein Vermögen in Stiftungen anlegen, ich werde es verstreuen, ich werde es verschenken an wildfremde Menschen!“

„Dann mach' bei Mister Quint den Anfang!“ sagte sie kühl. „Er hat mir eben mitgeteilt, daß du seinen Anspruch auf vier Millionen Dollar nicht anerkennen willst.“

Der alte Herr nahm seinen Hut ab und wischte sich den Schweiß vom Scheitel; dann setzte er sich

den Hut wieder auf. Er merkte garnicht, daß er in einem Zimmer stand. Er sah ein, daß mit Marion nichts anzufangen sei. Er wandte sich daher an Waldemar Quint.

„Mister Quint," stöhnte er auf und mußte sich an eine Stuhllehne festhalten. „Sie glauben Rechte auf meine Tochter zu besitzen?"

„Nein," sagte Waldemar Quint langsam, „ich bin kein Anhänger dieser Moral, die aus dem Weibe ein minderwertiges Wesen macht. Weder besitze ich Ihre Tochter, noch habe ich irgend welche Rechte auf sie."

„Und trotzdem wollen Sie mein Schwiegersohn werden?"

„Es schien mir der einzige Ausweg!" erwiderte Waldemar Quint und lächelte kalt. „Ich habe ein Interesse daran, mein Verhältnis zu Ihnen etwas erträglicher zu gestalten."

„Dieses Interesse kenne ich!" rief Oliver Splendy und tastete nach seinem Checkbuche.

„Wissen Sie eine bessere Lösung?" fragte Waldemar Quint und lehnte sich im Sessel zurück. „Was haben Sie gegen mich einzuwenden?"

„Ich will keinen Schwiegersohn, der in den Wolken herumfliegt. Sobald Sie mir versprechen, nie wieder den Fuß in ein Luftschiff zu setzen, werde ich meine Einwilligung geben."

„Gieb das Versprechen nicht!" mahnte Marion dringend.

„Ich werde es geben," antwortete er und hob den Kopf. „Sobald Sie mir versprechen, nie wieder einen Scheck zu unterschreiben."

Jetzt riß der alte Herr das Scheckbuch heraus.

„Nun gut," rief er triumphierend und schraubte seinen Federhalter auf, „Sie sollen Ihren Willen haben!"

Mit wilden Federstrichen lief er über das Papier, dann riß er es aus dem Buche heraus.

„Hier!“ sagte er und hielt den Scheck Waldemar Quint dicht vor die Augen. „Es sind achthunderttausend Pfund oder vier Millionen Dollar. Sie werden Ihnen noch heute ausbezahlt, wenn Sie sich auf Ehrenwort verpflichten, nie wieder meiner Tochter unter die Augen zu treten!“

Waldemar Quints Hand zitterte unmerklich; dann wies er den Schein zurück.

„Sie können sechzehn Luftschiffe damit bauen!“

„Ich danke!“

„Mensch!“ schrie der alte Herr. „Sind Sie wahnsinnig? Achthunderttausend Pfund! Sechzehn Millionen Schilling. Das weisen Sie zurück?“

Waldemar rührte sich nicht.

Da streckte Marion die Hand aus.

„Gib mir den Scheck!“

„Dir?“ rief er erschreckt und versteckte das Papier hinter seinem Rücken. „Was willst du damit?“

„Ich werde dir dafür versprechen,“ sagte sie langsam, wobei sie jedes Wort betonte, „daß ich John meine Hand reichen werde, wenn er sie mag.“

„Du willst Johns Frau werden?“

„Ja,“ sagte sie einfach, „wenn er mich nicht verschmäht.“

„Verschmäht!“ lachte der alte Herr laut auf. „Dich verschmähen? Meinst du, John wird so wahnsinnig sein?“

„Er ist ein Gentleman,“ sagte sie leise und streckte die Hand aus.

„Es ist dein heiliger und fester Entschluß, John die Hand zu reichen?“

„Ja,“ sagte sie feierlich und griff nach dem Papier.

Oliver Splendy ließ es los.

Marion streckte es Waldemar Quint hin. Er schüttelte den Kopf. Da legte sie es vor ihm auf den Tisch.

Oliver Splendy wollte sich wieder darauf stürzen, aber sie wehrte ihn ab.

„So war das nicht gemeint!" rief er heftig.

„Es ist mein Eigentum!" sagte sie fest und stellte sich davor. „Ich kann es verschenken, an wen ich will."

„Und du wirst John heiraten, gewiß und wahrhaftig?"

„Ich werde ihm selbst meine Hand anbieten!"

„Ich werde ihm sofort ein Telegramm schicken."

„Nein, er soll nicht eher kommen, als bis das Jahr vorbei ist!"

„Aber schreiben werde ich ihm."

„Das überlasse mir."

„Um so besser!" rief er vergnügt und zog sie zur Tür. Marion warf noch einen langen Blick auf Waldemar Quint, der im Sessel hockte und den Kopf in die Hände stützte; dann ging sie mit ihrem Vater hinaus.

Waldemar Quint aber saß vor dem Papier und wagte es nicht anzufassen. Die Tinte war noch feucht.

So groß war Marions Liebe zu ihm!

Da öffnete sich lautlos die Tür, und Marion schlüpfte herein. Sie drehte den Schlüssel herum und kam auf den Zehenspitzen näher.

„Du, hab' ich's so recht gemacht?" fragte sie verwundert. Sie flüchtete an seinen Hals.

„Du willst John heiraten?"

„Ich habe es versprochen."

„Und du wirst es halten?"

„Gewiß," lächelte sie ihn an. „Aber er wird mich

nicht mögen. Er ist ein Gentleman. Ich werde ihm sagen, daß ich nur dich liebe, nur dich allein!"

Da schlang er die Arme um sie und preßte sie an sich.

Zehntes Kapitel.

Das dunkle Tor war aufgetan.

Waldemar Quint reiste nach Paris und nach Deutschland und machte seine Bestellungen.

Im Laufe der nächsten zwei Monate sammelten sich in einem Kaischuppen von Rotterdam an tausend Tonnen Stückgut in kleinen handlichen Kisten und Ballen. Ganze Waggonladungen von eisernen Gasflaschen wurden abgeladen. Auf jedem Stück stand eine große römische Fünf. Ende Oktober war die Ladung komplett.

Waldemar Quint charterte in Bremerhaven eine Bark und ließ sie vor dem Ladeschuppen in Rotterdam festmachen. Der Eigentümer überwachte selbst das Verstauen der Ladung. Acht Tage später stach die Bark in See. Nach knapp drei Wochen ging sie an der Ostküste der großen Deserta vor Anker. Hier wurde die Ladung sofort gelöscht. Ein schwimmendes Floß, das auf Schienen lief, erleichterte die Arbeit. Am Strande stand ein großer, geräumiger Schuppen aus Eisenblech. Daneben wurden die eisernen Flaschen in zwei mannshohen Bergen aufgeschichtet. Die Bark ging ankerauf nach Funchal. Waldemar Quint sprang in ein Boot, und die Bark fuhr, ohne den Anker ausgeworfen zu haben, wieder heim.

Noch am Abend fuhr Waldemar Quint in seiner Motorbarkasse nach der großen Deserta zurück. Am

nächsten Morgen kam ein Schlepper mit drei großen Kohlenschuten herüber. Er warf die Trosse ab, nahm die Leute über und machte sich wieder davon. Waldemar Quint war allein.

Er hatte alles, was er brauchte. Nun begann seine Arbeit, eine harte, mühselige, unermüdliche Arbeit. Zuerst schleppte er die drei Kohlenschuten einzeln nach seiner Vulkanfestung. Er entlöschte sie. Sack für Sack zog er mit seiner Dampfmaschine, an deren Schwungradwelle er einen Winschzylinder geschraubt hatte, in die Höhe, wo sein Laboratorium lag. Darauf nahm er die Schuten wieder ins Schlepptau und machte sich an die bei weitem umfangreichere Schiffsladung heran. Mit Hilfe des Floßes wurde es ihm möglich, sie zu bewältigen. Mit sorgfältiger Auswahl verstaute er sie in die einzelnen Kraterspalten.

Niemand störte ihn bei diesem Transport. Gegen Weihnachten war er mit der Verfrachtung seiner Vorräte fertig. Er stieß das Floß in die alte Halle und vernietete das Tor.

Nach Funchal kam er vorläufig nicht, er lebte nur noch seiner Idee. Marion war vergessen, nur an Miguel, den er befreien wollte, dachte er. Er war ihm ein nötiges Werkzeug, das er mit jedem Tage fühlbarer entbehrte. Dauerproviant hatte er sich aus Rotterdam mitgebracht, frisches Fleisch holten ihm Büchse und Angel heran, Trinkwasser lieferte ihm der Regen.

Und nun begann er das Werkzeug seiner Pläne zu schmieden.

Zunächst nahm er die Versuche zur Erforschung der Stärke der atmosphärischen Elektrizität vor. Er ließ an isolierten Kupferdrähten kleine Ballons steigen, die er mit Meßapparaten in Verbindung brachte. Je länger diese senkrechten Leiter waren, um so kräftiger war der elektrische Ausgleich, den sie zwischen den Span-

nungen der Luftschichten vermittelten. Aber erst in einer Höhe von fünftausend Meter fand er die nötige Energie, einen kleinen Motor zu treiben. Er überzog den Versuchsballon mit einem Netz haarfeiner, blanker Kupferdrähte, um seine Saugefähigkeit zu erhöhen. Der Erfolg war überraschend. Schon in einer Höhe von dreitausend Meter gab es eine brauchbare Spannung. Was aber sollte er mit einer Maschine, die sich nur in diesen Höhen bewegen konnte und dicht über der Oberfläche der Erde hilflos war wie ein steuerloses Wrack. Jetzt erkannte er die Notwendigkeit, das Fahrzeug von dem senkrechten Kraftleiter loszulösen, um beide am Ende wieder auf eine sinnreiche Art zu vereinigen. Durch einen kleineren Oberballon mußte der Leiter gehalten werden, damit er seine Energie dem tiefer befindlichen Fahrzeug übermitteln konnte. Auch das Schlepptau konnte in diesem Leiter einbezogen werden. Um den Kraftleiter aber stets in möglichst senkrechter Lage zu halten, mußten dem Oberballon die gleichen Bewegungswerkzeuge zugestanden werden, wie dem eigentlichen Fahrzeug. Er mußte vorwärts getrieben und gelenkt werden können. Schrauben und Steuer waren unerläßlich. Wer aber sollte sie regieren?

Nun war Waldemar Quint auf dem Punkte angelangt, wo er das Prinzip der Steuerung einer strengen Prüfung unterwerfen mußte, ob es nicht doch eine Vereinfachung ertrug. Er baute ein kleines Versuchsmodell seines zukünftigen Fahrzeuges und hängte es freischwebend auf. Ein glücklicher Zufall, der die schwirrende Propellerachse aus ihrer wagerechten Lage schob, brachte ihn auf den Gedanken, das Lenkproblem auf diesem Wege zu lösen. Und das Glück war ihm weiter hold. Stets zeigte der Ballonkörper das Bestreben, sich parallel zu dieser Treibachse zu stellen. Höhen- und Seitensteuer waren dadurch überflüssig geworden.

Auch der Oberballon bedurfte ihrer nicht. Eine schiefe Lage seiner Propeller genügte, um ihn kraft seines Auftriebs stets die höchstmögliche Stellung finden zu lassen.

Jetzt war nur noch eine Frage übrig. Wie konnte dieser Oberballon von der Gondel des Fahrzeugs aus im Auge behalten werden, um ihn vor allzu starker Abweichung von der Fahrtrichtung bewahren zu können? Die Teilung des Hauptballons in zwei Tragkörper, die, parallel nebeneinander angebracht, in ihrer Mitte die Gondel trugen, gestattete ein freien Blick nach oben und unten und brachte außerdem noch den Vorteil, die treibende und lenkende Achse fast genau im Schwerpunkt des gesamten Fahrzeugs angreifen zu lassen. Das dunkle Tor war gesprengt!

Waldemar Quint ging an die Arbeit. Er baute das neue Fahrzeug, das seine Kraft befreien und ins Riesenhafte steigern sollte. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang regte er seine Hände, er ganz allein Tagelang schwebte er an dünnen Strickleitern, die vom Dach der Halle herunterhingen, in der Luft, um die Stangen des Riesengerippes aneinanderzuschrauben. Mit außerordentlicher Sorgfalt bereitete er die Hüllen der drei Ballonkörper, die sich in seiner Faust zu einer einzigen Maschine zusammenschließen sollten. Ins Ungeheure wuchsen die Schwierigkeiten, als er begann, diese fertigen Hüllen über das Nickelstahlgerippe zu streifen. Der Einbau der Gondel vollzog sich weit leichter. Er sah nicht mehr, was er aß und trank. Nur seinem Werke lebte er noch, das in der Halle seiner Vollendung entgegenging.

Da erwachte er eines Morgens, kraflos vom Fieber. Vor seinen Augen flirrte es. Er war nicht fähig, sich ohne die Hilfe seiner Hände vom Lager zu erheben. Tastend wankte er zur Wassertonne und drehte

den Hahn. Das Wasser war schlecht. Er ließ es auslaufen. Wieder sank er aufs Lager, und wieder erwachte er. Ein rasender Durst peinigte ihn. Kein Mensch war bei ihm. Er rief halb im Traume nach Miguel. Doch der saß auf Formigas.

Mit wankenden Knien kroch Waldemar Quint in die Barkasse. Er mußte nach Funchal hinüber. Zwei Stunden mußte er es noch aushalten. Mechanisch füllte er den Benzinkessel. Er riß den Hebel an sich und hängte sich kraftlos über das kleine Ruderrad. Wirr stierte er über den Steven auf den Kurs. Glücklich kam er durch die schmale Straße, die aus dem Kraterbecken führte. Draußen packten sofort die Wogen das kleine Fahrzeug und warfen es sich wie einen Spielball gegenseitig zu. Zu beiden Seiten klatschten die weißen Spritzer herein; Waldemar Quint starrte mit flackernden Augen nach vorn, nach Madeira hinuber, das hoch, klar und scharflinig auf dem nördlichen Horizont ruhte. Dorthin mußte er. Fester klammerte er sich ans Ruderrad, das er mechanisch hin und zurück drehte. Eine Stunde hielt er aus. Dann sah er Gestalten in der Luft. Madeira versank in die Tiefe. Er riß die Augen auf und sah doch nichts mehr als schemenhafte, flirrende Figuren, die wie ein wüster Nebel an ihm vorbeiwirbelten.

Ein Boot tauchte auf. Es hatte ein gelbes Segel. Das war ein Fischer. Waldemar Quint riß noch einmal an dem Rade, dann sank er um. Steuerlos trieb die Barkasse dahin. Der Motor raste noch immer. Doch seine Kraft wühlte sich sinnlos durch die vollenden Wogen.

Der Fischer sah das tollgewordene Boot und suchte es einzufangen. Es war nicht leicht, ihm zu folgen. Endlich erwischte er den Bordrand mit dem Bootshaken. Damit riß er auch den Hebel des Motors zurück.

In demselben Augenblick schlug Waldemar Quint die Augen auf.

„Wasser!“ stöhnte er leise und schloß sie wieder.

Der Fischer reichte es dem Dürstenden über Bord zu. Waldemar Quint verschüttete erst die Hälfte, ehe er einen Tropfen an die Lippen brachte. Immer und immer wieder mußte der Fischer den Napf füllen.

„Ihr seid krank!“

„Es geht vorüber!“ antwortete Waldemar Quint kurz und zog sich am Steuerrad in die Höhe.

Die Barkasse fauchte sich weiter durch die Wogen. Als Waldemar Quint in Funchal ankam, war er so schwach, daß er sich ins Hotel tragen lassen mußte. Hier lag er drei Tage lang in wilden Fieberphantasien. Dann erholte er sich allmählich wieder. An Marion dachte er nicht ein einziges Mal, nur immer an sein Werk, das drüben unbewacht in der Halle hing, der Vollendung nahe.

Vierzehn Tage lag er einsam auf seinem Zimmer und wartete, bis er wieder die alte Krcft gesammelt hatte, sein Werk zu vollenden! Dann kehrte er nach der Deserta zurück.

Oliver Splendy rieb sich die Hände. In wenigen Wochen war Marions Trauerjahr zu Ende. Dann kam John. Der würde Augen machen. Er war schon in Manchester.

Sogar die vier Millionen Dollar, die der alte Herr Mr. Quint in den Rachen geworfen hatte, fing er an zu verschmerzen. Dieser Abenteurer hatte seitdem nichts wieder von sich sehen und hören lassen. Selbst Marion wußte nicht, wo er war.

„Warum reitest du nicht mehr?“ fragte sie eines Abends der alte Herr. „Bist du leidend?“

„Nicht sehr!“ antwortete Marion und lächelte leise.

„Also doch!“

„Ich werde dir einen Enkel schenken!"

„Einen Enkel?" rief er überrascht. „Einen Enkel! Von Manuel?"

Marion antwortete nicht.

Plötzlich veränderte sich die Miene des alten Herrn. Sein Kinn klappte mit einem Ruck herunter, er fletschte die Zähne.

„Marion!" stöhnte er auf und griff sich aufs Herz, das ihm zum ersten Male unbequem wurde. „Es ist unmöglich! Manuel ist seit einem Jahre tot!"

„Ich habe Manuel nicht geliebt!" entgegnete sie und sah ihm fest in die Augen.

„Diese Schande!" schrie er verzweifelt und sprang vom Stuhl. „Dieser Skandal! Du mußt sofort verreisen! Niemand darf es erfahren!"

„Ich sehe darin keine Schande!" sagte sie stolz. „Ich werde mir mein Kind nicht nehmen lassen!"

„Ich verstoße dich, du ungeratenes Kind! Aus meinen Augen!"

Marion lächelte nur.

„Du willst also hierbleiben?" fragte er mit bebender Stimme.

Marion nickte stumm.

John muß kommen!" rief der alte Herr plötzlich, als hätte er einen Ausweg gefunden. „John muß sofort von Manchester herüberkommen. Ich werde ihm auf der Stelle telegraphieren. So schnell wie möglich muß er dich heiraten!"

„Und du meinst, daß er es tun wird?"

„Er muß es tun!" rief der alte Herr und schlug alle Gründe, die dagegen sprachen, mit seinen Fäusten tot. „Er wird kein Esel sein. Es gibt keinen anderen Ausweg!"

„O doch!" sagte Marion und erhob sich.

„Welchen?"

„Indem du dem Vater des Kindes davon Mitteilung machst. Er wird wissen, was seine Pflicht ist.“

„Der Vater! Wo ist er? Er fliegt in der Luft herum. Er ist nie zu treffen. Wo ist er? Sag' es! Ich werde ihn zur Rechenschaft ziehen für seine grenzenlose Schurkerei!“

Marion lächelte und hob die Achseln.

„Pfui, schäme dich!“ raste der alte Herr wieder auf. „Du hast dich verführen lassen wie ein dummes Mädchen und bist doch eine Frau! Was wird die Welt dazu sagen? Mit Fingern wird man auf uns weisen. Siebzig Jahre habe ich meine Haare in Ehren getragen. Und jetzt, kurz vor meinem Tode, muß meine einzige Tochter solches Herzeleid über mich bringen! Womit habe ich das verdient?“

Er rührte sich selber fast zu Tränen. Marion bekam Mitleid mit ihm.

„Gib dir nur ein wenig Mühe,“ mahnte sie ihn, „dann wirst du Mr. Quint finden. Schreib' nach Paris, er wird den Brief schon erhalten!“

„Ha!“ rief der alte Herr empört und sittlich entrüstet. „Ich soll zu diesem Abenteurer laufen und ihn höflichst bitten, der Vater meines Enkels werden zu wollen! Das wagst du deinem Vater zuzumuten?“

„Du kennst Mr. Quint nicht!“

„O, ich kenne ihn sehr gut! Ich brauche nur in mein Hauptbuch zu sehen!“

„Wir werden uns darüber nie verständigen.“

„Marion!“ rief der alte Herr verzweifelt und hob die Hände. „Fühlst du denn gar nicht, welche Schande du über die Firma bringst?“

„Ich bin keine Sklavin des Goldes!“ entgegnete sie ernst und sah ihn groß an. „Ich würde mich schämen, wenn das Kind, das ich unterm Herzen trage, von einem andern wäre, als von ihm, den ich liebe!“

„Ich werde John sofort benachrichtigen!"

Acht Tage später stand John vor Marion. Er war breiter geworden, aber sein Gesicht war hager und knochig. An den Schläfen hatte er scharfe Falten. Nur seine treuen, wasserblauen Augen waren die alten geblieben.

„Er weiß alles!" sagte der alte Herr und ließ die beiden allein.

Marion reichte John die Hand, die er an die Lippen drückte; aber er brachte kein Wort heraus.

„John," sagte sie und wies ihm einen Stuhl, „ich habe ein Versprechen gegeben und muß es halten. Es wird an dir liegen, daß du auf die Erfüllung dieses Versprechens verzichtest. Ich lege es ganz in deine Hand."

Er sah erstaunt zu ihr auf.

„Kannst du ein Weib heiraten, daß dich nicht liebt? fragte sie ruhig. „Daß dich niemals lieben wird?"

„Du denkst," sagte er leise und blickte zu Boden, „es ist das Geld, was mich hierher gelockt hat?"

„Nein, John," erwiderte sie, „ich weiß, daß du ein Gentleman bist. Und wenn ich dich bitten würde, mich zu heiraten, würdest du es tun, auch wenn ich eine Bettlerin wäre. Aber ich kann dich nicht bitten, John, ich kann es nicht!"

„Leb' wohl!" sagte John darauf und erhob sich. „Ich werde sofort wieder abreisen!"

„Nein, John," erwiderte sie schnell und streckte die Hand nach ihm aus, „du sollst bleiben. Ich brauche einen Freund. Ich bitte dich darum. Ich bin so einsam. Willst du mir beistehen?"

John nahm die Hand Marions und führte sie wieder an seine Lippen, wobei er sie heftig drückte. Dann wollte er sich still entfernen; aber Marion hielt ihn zurück.

„Ich danke dir, John!“ sprach sie innig. „Nun hilf mir aber auch, daß der alte Herr an Mr. Quint schreibt. Er allein hat ein Recht auf meine Hand. Ihr müßt ihn finden und ihn benachrichtigen.“

John schüttelte verständnislos den Kopf. „Wer soll es wissen, wo er ist, wenn du es nicht weißt. Warum ist er nicht bei dir?“

„Seine Pläne!“ begann Marion begeistert. „Oh, er ist ein anderer Mensch, als ihr alle! Sein Geist ist gewaltig. Seine Pläne —“ Da stockte sie.

„Welche Pläne hat er?“ fragte John.

„Ich kenne sie nicht!“ seufzte Marion kleinlaut. „Aber ich weiß, daß sie weltbezwingend sein werden!“ setzte sie sofort zuversichtlich hinzu.

„Deshalb liebst du ihn?“ fragte John tonlos.

„Deshalb muß ich ihn lieben!“ rief Marion und breitete sehnsüchtig ihre Arme aus. „Und auch du wirst ihn lieben, John, auch du, wenn du ihn kennst!“

„Ich werde es versuchen,“ sagte John mit bebender Stimme, „ich werde versuchen, ihn nicht zu hassen.“

„Nun, seid ihr einig?“ rief Oliver Splendy, der schmunzelnd in die Tür trat.

„Ja,“ rief Marion und schritt langsam hinaus, „John wird bleiben!“

„Gratuliere!“ rief der alte Herr und streckte John beide Hände entgegen. „Willkommen, Schwiegersohn und Neffe!“

Aber John machte durchaus kein glückliches Bräutigamsgesicht und rührte sich nicht vom Fleck.

„Es war vergeblich!“ seufzte er und ließ sich von Jack den Hut reichen.

„John!“ schrie Oliver Splendy laut. „Bist du denn wahnsinnig?“

„Nein!“ antwortete John, und die Worte würgten sich schmerzvoll durch seine Kehle, „noch nicht, aber

beinahe!" Dann ging er nach Funchal hinunter, wo er sich in einem Hotel Quartier suchte.

Am nächsten Morgen war er der erste im Kontor.

„Mensch!" rief der alte Herr, als er ins Bureau kam, und faßte John beim Arm. „Mensch, John, wie konntest du nur verzichten!"

„Für mich ist diese Angelegenheit erledigt!"

„Aber die Schande! Sie will durchaus nicht fort. Man wird ihr auf der Straße nachschreien!"

„Ich werde jeden, der es wagt, sie auch nur schief anzusehen, niederschlagen wie einen Hund!"

„Wenn ich doch wenigstens wüßte," knirschte der alte Herr in sich hinein, „wenn ich wenigstens einen Anhalt hätte, wo dieser Schurke von einem Mr. Quint zu finden ist?"

„Und dann?"

„Er muß sie heiraten!"

„Er scheint nicht viel Lust zu haben!"

„Um so besser!" rief Oliver Splendy und schlug John kräftig auf die Schulter. „Dann hat sie keinen Grund, dich abzuweisen!"

„Man könnte ihm eine Abstandssumme bieten!" schlug John nach einer Weile vor.

„Da kennst du ihn schlecht! Meinst du, er nimmt eine Million, wenn er nach meinem Tode fünfzig oder hundert haben kann?"

Gleich darauf dampfte Oliver Splendy mit einem Schleppdampfer nach der großen Deserta hinüber. Bei Waldemar Quints altem Laboratorium stieg er an Land. Er rief, er fluchte, er polterte an das Tor des Ballonhauses; es kam weder Stimme noch Antwort. Er ließ die Ballonhalle aufbrechen. Sie war leer.

Mit hängendem Kopfe kam er zurück.

So vergingen drei Wochen, und Oliver Splendy

gab es auf, weiter vergeblich nach seinem Eidam zu suchen.

Waldemar Quint aber hatte sein stolzes Werk vollendet. Jetzt war er dabei, Vorräte zu schaffen. Es häuften sich in dem Reservoir der Gondel die klaren Wasserstoffkristalle, bis es gefüllt war. Doch er begnügte sich nicht damit. Es galt, einen möglichst großen Vorrat zur Verfügung zu haben. Auch hinderte ihn der Leste, der plötzlich wieder von Afrika herüberschnob, die erste Probefahrt zu machen. Denn nur an einem windstillen Tage konnte er daran denken, das Fahrzeug aus der Halle zu bringen. Und so häufte er diese kostbaren Edelsteine, bis ihm das Süßwasser ausging. Da mußte er nach Funchal hinüber.

Auf der Hafenstraße lief er Oliver Splendy in die Hände. Der stürzte sich auf ihn los und hielt ihn fest.

„Sie werden sich sofort zu Marion verfügen!"

Waldemar Quint sah erstaunt auf ihn herunter.

„Jawohl, ich befehle es Ihnen! Wenn ich nicht Ihr Schwiegervater werden müßte, bei Gott, ich würde sagen, fahren Sie in die Hölle!"

„Ich gehe!"

Marion empfing ihn mit offenen Armen aber sie machte ihm keinen Vorwurf, daß er nicht eher zurückgekehrt war.

„Wo bist du gewesen?"

„An meiner Arbeit!"

„Ist dein neues Fahrzeug fertig?"

„Nein!"

„Aber es wird fertig werden. Wo hast du es?"

„Hätte ich es nur schon!" antwortete er abwesend und starrte auf den Teppich. Ihm, nur ihm allein sollte es gehören, keinem andern Menschen! Und er barg das Geheimnis dort, wo es allein sicher war, in seiner eigenen Brust.

Am Abend erschienen die beiden bei der Tafel. John und Waldemar Quint maßen sich, und jeder wußte sofort, daß er einen Todfeind vor sich hatte. Weil Marion es wünschte, gaben sie sich flüchtig die Hand. Oliver Splendy setzte den Termin zur Hochzeit fest, und Waldemar Quint war damit einverstanden. Am nächsten Morgen war er wieder verschwunden, keiner wußte wohin.

Als Marion am Frühstückstisch erschien, war sie verstimmt.

„Er liebt dich nicht!" sagte John leise.

„Nicht so wie du!" entgegnete sie, und ihre Blicke schimmerten feucht.

„Seine Augen gefallen mir nicht. Warum erzählt er dir nichts von seinen Plänen?"

„Ich bin gewiß, daß er es tun wird."

„Nein! Entweder hat er kein Vertrauen zu dir, oder er ist ein Charlatan!"

„John, du vergißt dich! Es ist die Eifersucht, die aus dir spricht!"

„Er verachtet dich! Er verachtet uns alle. Ich sah es in seinen Augen."

Unterdessen machte sich Waldemar Quint bereit zum ersten Aufstieg. Zwar wehte noch immer der Leste mit unverminderter Gewalt. Dann kamen wie immer drei Tage Windstille. Die wollte Waldemar Quint ausnutzen. Wie im Fieber arbeitete er. Jetzt mußte es sich zeigen, ob dieses Fahrzeug eine tote Maschine oder ein lebendiges Wesen war! Noch aber war vorher die Frage zu lösen, wie dieses Ungetüm von einem einzigen Menschen aus seinem Hause gebracht werden konnte. Er befestigte deshalb an den Wänden der Halle zwei Laufschienen, die in der Höhe der beiden Seitenballons das Stahlgerippe auf vier Rollen wie einen fahrbaren Kran trugen. So wollte er das Luft-

schiff mit dem Oberballon, der leichter zu regieren war, aus der Halle herausschleppen, wie ein Frachtschiff aus dem Hafen. Zu diesem Zwecke aber war ein Akkumulator nötig, dessen Herstellung wieder längere Zeit in Anspruch nahm. Er brachte ihn auf dem Rost der großen Gondel unter und leitete die Drähte an den Fesseltauen des Oberballons in die Höhe. Dann ließ er das Gas in die drei Ballons steigen, daß sie sich blähten, prüfte noch einmal auf schwankender Strickleiter die Dichtungsstellen, wo das Gerippe aus den Hüllen herausragte, und holte Proviant und Frischwasser heran. Waren die Voraussetzungen der Triebkraft richtig, so mußte dieses Fahrzeug wochenlang in der Luft bleiben können, ohne auch nur einmal landen zu müssen. Seine Geschwindigkeit jedoch konnte nur durch eine Versuch festgestellt werden.

Um diesen Versuch endlich vornehmen zu können, darauf wartete Waldemar Quint mit fieberhafter Ungeduld.

Dann kam der Tag der Hochzeit. Er mußte nach Funchal hinüber. Marion trocknete ihre Tränen. Der englische Prediger wartete schon.

Am dritten Morgen sah sich Marion plötzlich allein.

„Er ist fort," klagte Marion, „fort, ohne Abschied zu nehmen."

Oliver Splendy aber brachte die Nachricht zu John.

„Er ist fort, John!" rief er vergnügt und rieb sich die Hände. „Hoffen wir, daß er ins Meer fällt; dann sind wir ihn los!"

„Und dann?" fragte John achselzuckend.

„Dann kommst du an die Reihe, mein Junge!"

Aber John schüttelte trübselig den Kopf.

Waldemar Quint aber entfesselte an diesem Morgen sein Fahrzeug, zog den Oberballon aus der Halle, daß er dicht über dem Krater schwebte, bestieg die Gon-

del und kam glücklich aus der Halle heraus. Nun schwebte er in einer Höhe von sechshundert Meter. Der Oberballon stellte sich, sobald der Strom des Akkumulators abgesetzt war, senkrecht darüber. Senkrecht hing auch das drahtdurchflochtene Schlepptau nach unten, ohne das Wasser zu berühren. Zweitausend Meter des Leiters waren abgewickelt. Der Oberballon stand genau über der Gondel, er verlor sich völlig im Blau. Waldemar Quint konnte ihn auch nicht mit dem Glase entdecken. Aber er wußte an der Richtung des Leiters und der Fesseltaue, daß er den rechten Platz inne hatte. Mit festen Griffen schaltete er den Motor in den Stromkreis ein. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Kraft genügte. Aber die Propeller regten sich nicht. Noch einmal kontrollierte er alle Verbindungen. Auch der Umformer funktionierte. Er schaltete den Akkumulatorstrom ein. Sofort begannen sich die beiden Schrauben fächelnd zu drehen und schoben das Fahrzeug langsam übers Meer hinaus. Er probierte die Lenkvorrichtung, die nichts anderes war, als ein Hebel, mit dem man den Motor auf seinem Kugelgelenk nach Belieben neigen konnte. Auch diese simple Einrichtung ließ nichts zu wünschen übrig. Nur der Strom, der Strom fehlte, der die Maschine durch die Luft treiben sollte. Auf sechstausend Meter ließ er den Oberballon sich heben. Wohl zeigten die Meßapparate eine Spannung an, allein sie war viel zu schwach, diese schwere Masse vorwärts zu treiben.

Noch höher schickte er den Leiter, noch fünfhundert Meter; dann war die Kraft des Auftriebs zu Ende, mehr konnte der Oberballon nicht tragen. Das große Fahrzeug senkte sich langsam aufs Meer.

Da plötzlich: ein ruckweises Knattern am Umformer! Funken sprühten auf den Schleifkontakten des Motors. Er fächelte, er schnurrte, er sauste; die Kraft

war da, zehnmal stärker, als er sie brauchte. Waldemar Quint sah hinunter: das Schleppseil hatte die Wogen erreicht.

Wie mit der Riesengewalt eines Orkans wurde das Fahrzeug vorwärts gerissen. Waldemar Quint mußte sich an den Gondelrand klammern. Seine blaue Mütze flog ihm vom Haupte. Er schloß die Augen, um nur noch zu fühlen, zu fühlen diese Kraft, die er entfesselt hatte, um sie zu unterjochen, und die ihn an dreißig Meter in der Sekunde dahintrieb.

Und sofort griff er an den Hebel, um sie zu zügeln. Plötzlich verringerte sich die Kraft. Der Oberballon war nicht mitgekommen. Weit nach hinten hatte ihn der Zug des Fahrzeugs heruntergedrückt. Waldemar Quint holte ihn mit dem Akkumulator heran. Nun rückte der Oberballon, dieser Höhenpilot, den er auf zweitausend Meter heruntergeholt hatte, vorwärts. Langsam zog er das Fahrzeug hinter sich drein. Waldemar Quint riß den Motor an und folgte dem Piloten, der kraft seiner schiefgestellten Triebachse automatisch immer dem höchst erreichbaren Punkte zustrebte. Seine Schnelligkeit ließ sich jetzt regulieren. Zwar machte er die Wendungen nicht so exakt wie das Fahrzeug, aber er pendelte sich immer wieder ins Lot zurück.

Dreimal fuhr Waldemar Quint an diesem Tage rund um Madeira herum, ohne daß ihn jemand bemerkte. Das blaue Fahrzeug verschwand im Azur der Himmelskuppel wie die Silbermöve auf dem Schneefelde.

Noch einmal suchte er die Halle auf, um das Schlepptau zu verlängern und den Akkumulator zu vergrößern. Dann stürzte er sich zum zweiten Male hinein in den Himmel. Da war nichts an Fahrzeug und Gondel, was der leuchtenden Schutzfarbe entbehrt hätte. Aus blauer Seide war sein Anzug. Nur ein einziger

Gegenstand war braun: Miguels Mütze, die in einer Ecke der Gondel lag und ein paar längliche Blechhülsen barg. Das waren die Sprengpatronen, die seinen Kerker zerbrechen sollten.

Und Waldemar Quint fuhr nach Westnordwest hinüber. Madeira versank zum zweiten Male hinter ihm. Wieder umgaben ihn nichts als Wogen und Wolken. Doch sie schreckten ihn nicht, er war der Herr des Meeres und der Luft.

Elftes Kapitel.



Miguel saß seit einem halben Jahre in seiner Zelle auf Formigas. Fünf Schritte lang und drei Schritte breit war sie und hatte ein kleines Fensterloch, das mit vier dicken Eisenstangen vergittert war. Wenn er durch dieses Loch schaute, sah er das Meer, das tief unter ihm gegen die senkrechten Wände des Eilands schäumte. Nur an einer Stelle war es zugänglich, dort, wo auf dem kurzen Strande zwei kleine Boote und ein großes saßen. Aber der Weg dahin war durch eine hohe Mauer versperrt. Nur ein ganz kleines Pförtchen führte hinaus.

Steckte aber Miguel seinen Kopf durch die Gitterstäbe, so konnte er auch ein paar Inseln sehen mit hohen, spitzen Bergen, die weit, weit drüben auf dem Meere schwammen. Jede Woche einmal erschien der Direktor in der Zelle. Er war klein und dünn und sehr alt, hatte schneeweißes Haar und freundliche Augen und fragte Miguel jedesmal, ob er sich über etwas zu beschweren hätte. Miguel aber schüttelte jedesmal den Kopf.

Nur die Freiheit fehlte ihm. Aber dafür würde schon sein Herr sorgen. Er würde mit dem Vogel übers Meer kommen und ihn durch die Luft hinweg führen. Einmal hatte er ihn schon leibhaftig hoch oben im Blauen gesehen.

Nur eine schwere Sorge quälte ihn: er hatte keine Mütze mehr. Wie sollte sein Herr das Fenster finden, hinter dem er gefangen saß?

Mit der Zeit hatte Miguel herausgefunden, daß auf Formigas drei Sorten von Menschen waren. Zuerst die Soldaten, die Gewehre hatten und jede Woche mit dem Dampfer ausgewechselt wurden, dann die „Herren", die frei umhergehen durften, und endlich die „Nummern", die nicht frei herumlaufen durften. Miguel war Nummer drei. Es gab hier zweimal soviel Nummern, als er Finger hatte. Die meisten wurden nach dem Frühstück ins Freie geführt. Jeder trug einen Spaten oder eine Hacke. Sie hoben kaum die Füße über die Steine und schleppten sich mühsam den Berg hinauf.

Eine Nummer kam stets ohne Bewachung unter Miguels Fenster vorbei. Es war ein großer, breiter Mann mit grauem Haar und langem Barte. Die beiden Wächter schienen Furcht vor ihm zu haben. Und dieser große, wilde Greis hatte etwas auf seinem Kopfe, daß sich Migiel schon seit einem halben Jahre sehnsüchtig wünschte: eine braune, wollene Mütze, wie man sie auf Madeira trug.

Da trat eines Tages der Wächter zu Miguel und führte ihn zum Direktor.

„Bist du Nummer drei?"

„Man nennt mich hier so."

„Du hast dich ein halbes Jahr tadellos geführt; man wird dich hinaus ins Freie führen und dir einen Spaten geben."

Aber Miguel hätte viel lieber eine Mütze gehabt.

„Laß dir aber nicht einfallen, Nummer drei," warnte der alte Direktor, „über die Mauer zu klettern. Dein Vorgänger hat es versucht. Man hat ihn deshalb totschießen müssen. Er liegt da oben auf dem Berge begraben. Dreißig Jahre war er hier, und trotzdem machte er einen Fluchtversuch. Wer nach Formigas kommt, der wird auch hier begraben. Mir geht es nicht besser. Man muß sich damit abfinden. Es läßt sich hier ganz gut leben."

Miguel aber dachte nur an die Mütze.

Dann gab man ihm einen Spaten in die Hand und wies ihn auf den Berg hinauf.

Und Miguel schulterte den Spaten und erklomm den Berg. Es ging sehr langsam, denn er war die frische Luft und das Steigen nicht mehr gewöhnt.

Vor dreißig Jahren war Formigas nichts weiter als eine öde Steinklippe gewesen. Dreißig Jahre hatten die Verbannten gearbeitet, und aus diesem toten Plateau war ein grüner Fruchtgarten geworden. Zwei Wasserträger, die mit leeren Fässern von oben herunterkamen, traf Miguel unterwegs. Sie nickten ihm einen stummen Gruß zu.

Der Direktor aber ließ sich Nummer siebzehn vorführen. Es war ein breiter, stiernackiger Kerl, der vor zwei Jahren in Lissabon ein paar Frauen umgebracht hatte. Er tobte noch immer wie eine Bestie. Man mußte ihn jeden Abend anschließen.

„Man soll mich freilassen!" brüllte er. „Ich bin unschuldig!"

„Das sind wir alle!" sagte der Direktor trocken. „Hier auf Formigas ist keiner, der schuldig ist."

Nummer siebzehn stieß eine Flut von schmutzigen Schimpfwörtern heraus.

„Du solltest dich etwas gewählter ausdrücken, Num-

mer siebzehn," mahnte der Direktor milde. „Du hast die höheren Schulen besucht, wie die Akten nachweisen. Mit ein wenig Vernunft läßt es hier sich schon leben. Ich könnte dir die Ketten abnehmen lassen, aber dann würdest du zum Fenster hinnausspringen. Doch es wäre schade um deinen Nacken, der fürs Wassertragen wie geschaffen ist."

Nummer siebzehn brüllte wie ein Stier.

„Schon zwei Jahre tobst du! Was bezweckst du eigentlich damit?"

„Man soll mich freilassen!"

„Du willst nach Lissabon zurück?"

„Ja!"

„Dort aber will man dich nicht haben. Es mag ein Irrtum sein, aber es läßt sich nicht ändern. Ich an deiner Stelle würde mich nicht aufdrängen. Auch ein Verbrecher muß Ehre im Leibe haben."

Nummer siebzehn starrte den Direktor verblüfft an.

„Wir bilden hier auf Formigas eine Gesellschaft, eine Gesellschaft für uns. Es sind lauter gebildete und brave Leute, die zu arbeiten verstehen. Du solltest dich nicht ausschließen. Es ist besser und gesünder, oben auf dem Berge in der frischen Luft zu arbeiten, als in der dumpfen Zelle angebunden zu werden wie ein Stück Vieh. Ich habe nur einen Ehrgeiz, nämlich den, ein humaner Gefängnisdirektor zu sein. Warum willst du mir mein Vergnügen nicht gönnen?"

Aber Nummer siebzehn brüllte, und so mußte sie wieder in die Zelle zurück.

Miguel war unterdessen bis nahe an den Rand des Hochplateaus gekommen. Da sah er den alten, graubärtigen Mann mit der braunen Mütze auf einem großen Stein sitzen.

„Wer bist du?" fragte der Alte und winkte herrisch.

„Miguel!"

„Woher kommst du?"
„Aus Funchal!"
„Warum bist du hier?"
„Ich habe Doktor Serrotte totgestochen."
„Warum?"
„Ich weiß es nicht. Ich hatte zuviel Most getrunken. Ich wollte ihm nur einen Denkzettel geben. Daran ist er gestorben!"
„Es ist gut! Geh, man wird dich oben erwarten."
Aber Miguel wich nicht vom Flecke. Die braune Mütze hätte er gar zu gerne gehabt.
„Herr, Ihr habt da eine Mütze, und ich habe keine."
„Was willst du damit?"
„Nun, Herr, ich brauche eine solche Mütze sehr nötig."
„Bist du toll?"
Es sieht so aus, Herr. Aber es ist nicht so. Ich brauche die Mütze, gebt sie mir!"
„Zum Teufel!" schrie der Alte zornig. „Du bist ein junger Kerl, und ich ein Greis.
„Nicht für den Kopf will ich sie haben," flüsterte Miguel und sah sich scheu um.
„Du bist ein Narr."
„Nein, Herr!" sagte Miguel noch leiser. „Ihr werdet es nicht verraten. Es ist ein Wunder, aber Ihr müßt es glauben. Mein Herr wird mit den großen Vogel kommen und mich holen."
„Du Tor! Mich wollten schon viele holen, aber keiner ist gekommen."
„Mein Herr wird kommen! Ihr kennt ihn nicht. Er kann durch die Luft fliegen. Einmal habe ich ihn hier schon gesehen. Ihr müßt es mir glauben."

Unterdessen waren die beiden Wasserträger heraufgekommen. Der eine war lang und mager und hatte eine tiefe, rote Narbe über der Stirn, der andere war

klein und breit, und die grauen Haare standen ihm borstig um den runden Schädel.

„Kapitän!" rief der Alte den Dicken heran. „Hör' dir mal an, was dieser Mensch da faselt. Ob du daraus gescheit wirst."

Die vier steckten jetzt die Köpfe zusammen.

„Erzähl' von deinem Herrn! Wie heißt er?"

„Wie er heißt, weiß ich nicht. Er ist der Herr. Er hat einen Vogel. Auf der großen Derserta ist sein Haus. Er frißt und trinkt wie ein Vogel und ist auch ein Vogel, denn er kann fliegen. Von der Deserta bis nach Madeira und nach Porto Santo und noch weiter. Bis hierher. Ich habe ihn da oben gesehen, als ich zwanzig Tage hier war."

„Das muß ein Luftballon sein!"

Und Miguel erzählte weiter. Dreimal verwettete er seinen Kopf und seine Seligkeit dazu, wenn es nicht die reinste Wahrheit sei.

„Hälst du das für möglich?" fragte der Alte den Kapitän.

„Möglich schon, wir sitzen hier schon dreißig Jahre und wissen nicht, wie weit sie draußen sind."

„Und du weißt nicht einmal, wie dein Herr heißt?"

„Er spricht die Sprache, die ihr untereinander sprecht."

Die drei sahen sich wortlos an.

„Und wozu willst du meine Mütze?"

„Ich muß sie ins Fenster legen, damit er weiß, wo ich bin."

„Warum ist er damals nicht heruntergekommen?"

„Hier unten war ein Sturm. Gegen den kann der Vogel nicht an."

„Und oben?"

„Da oben ist es immer still."

Plötzlich erschien der Wärter, der nach den Wasser-

trägern Ausschau hielt. Mit Schelten kam er herabgesprungen. Aber der Alte wies ihn grimmig zurück.

„Hier ist die Mütze," sagte er zu Miguel. „Sie sei dein! Vergiß aber nicht, daß ich es war, der sie dir schenkte. Und daß wir hier achtzehn Brüder sind, die nach der Freiheit schmachten."

Miguel dankte und barg die Mütze auf seiner Brust. Oben nahm ihn der Wärter in Empfang und wies ihm einen Platz zum Graben an. Und Miguel schwang den Spaten kräftiger als alle andern. Denn er war getrost und guten Mutes. Und jedesmal, wenn er ihn herauszog, warf er einen suchenden Blick ins Blaue hinauf.

Als er in die Zelle kam, nahm er die Mütze und steckte sie zwischen die Stäbe seines Fenstergitters.

Jeden Morgen aber trat der Alte zu ihm und fragte: „Ist dein Herr gekommen?"

„Er wird bestimmt kommen!" antwortete Miguel. „Eines Morgens wird er da sein."

Währenddessen wurde er mit seinen Genossen bekannt. Am Abend, wenn er einsam auf seiner Pritsche lag, zählte er die zwanzig Nummern an seinen Fingern herunter. Nummer eins: der Alte mit dem grauen langen Barte und den wilden Augen; der hatte ihm die Mütze geschenkt. Nummer zwei: der dicke Kapitän. Nummer drei: das war er selber. Vor ihm war hier einer gewesen, den sie den Steuermann nannten. Nummer vier: der magere Mann mit der Narbe auf der Stirn, er hieß Maschinist. Nummer fünf: Bartholomé, der aus Oporto stammte und einen Pfarrer totgeschlagen hatte. Nummer sechs: der eisgraue zittrige Zimmermann. Nummer sieben: der Koch, der einen Kahlkopf hatte. Nummer acht: Christovan, der seine Frau umgebracht hatte, weil er eine andere liebte. Nummer neun: der Heizer mit dem krummen Rücken.

Nummer zehn: der Trimmer, er war ein Engländer und schielte. Nummer elf: der Bootsmann, der hatte nur noch ein Auge, über dem andern klebte ein Pflaster. Nummer zwölf: der Quartiermeister, dessen Hare rot waren, wie das Feuer. Nummer dreizehn: der lahme Gregorio, der ein ganzes Dorf angesteckt hatte. Nummer vierzehn: Luiz, ein baumlanger Kerl aus Algarve, der bei einem Streit drei mit den Fäusten totgedrückt hatte. Nummer fünfzehn: der Matrose, dem an der rechten Hand drei Finger fehlten. Nummer sechzehn: der Junge, der aber schon hart an den Fünfzig war und einen langen, blonden Bart hatte. Nummer siebzehn: den kannte Miguel nicht, weil er in der Zelle saß. Nummer achtzehn: der schiefmäulige Martin, der schon zwanzig Jahre hier war, und dem die Gedanken durcheinander liefen wie Mäuse, wenn man ihn fragte, warum er nach Formigas gekommen war. Nummer neunzehn: der stille Julio, der erst drei Jahre hier war und nicht sagen wollte, was er getan hatte. Nummer zwanzig: der dicke José, der seine Schwiegermutter vergiftet hatte.

Tag um Tag verging und Miguel wartete auf seinen Herrn.

Eines Tages ließ sich der Direktor wieder die Nummer siebzehn vorführen. Der Mann tobte noch immer.

„Ich werde mit dir einen Versuch machen. Ich werde dich hinaufbringen lassen, damit du mit eigenen Augen siehst, wie sie zufrieden und glücklich sind."

Er ließ ihm die Fußfesseln abnehmen. Die Wärter blieben an seiner Seite. Der Direktor stieg voran.

Langsam schritt er an den Beeten entlang, und es war keiner unter seinen Schutzbefohlenen, der ihm den Gruß verweigert hätte. Auch der Alte, der auf dem Steinwall saß, wandte sich um und neigte den Kopf.

„Wo haben Sie Ihre Mütze gelassen?“
„Ich brauche sie nicht mehr!“
„Sie werden sich erkälten!“
„Was tut's!“
Der Direktor ging weiter. Bei Miguel blieb er stehen.
„Nun, Nummer drei, wie gefällt es dir hier?“
„Gut, Herr!“ antwortete Miguel. „Nur ist Madeira viel schöner.“
Nummer siebzehn riß an den Handfesseln.
„Willst du nun auch arbeiten?“ fragte ihn der Direktor.
Der Gefragte nickte. Darauf wurde ihm die Fesseln gelöst, er bekam einen Spaten und wurde neben Miguel gestellt. Rasend wühlte er mit dem Spaten in der Erde herum und sah nicht links noch rechts. Der Direktor ließ die beiden Wärter zurücktreten, nickte befriedigt und ging wieder zu dem Alten hinüber.
„Nun, mein Lieber! Worüber denken Sie nach?“
„Ueber die Freiheit!“
„Die Freiheit ist Schimäre. Es gibt nur eine Freiheit, die Freiheit der Idee.“
„Sie sind ein Theoretiker. Geben Sie diesen Menschen eine Gelegenheit zu entschlüpfen, und es bleibt kein einziger bei Ihnen.“
„Und Sie?“
„Ich auch nicht!“
„Das hätte ich allerdings nicht erwartet! Sie sind hart an die Sechzig. Was kann Sie noch hinauslocken?“
„Die Freiheit!“ stöhnte der Alte und stieß seine Fäuste empor. „Die Freiheit und die Rache!“
Da ließ ein wilder Schrei den Direktor herumfahren. Mit hochgeschwungenem Spaten stürzte Nummer siebzehn auf ihn los. Die Wärter konnten ihn

nicht mehr erreichen. Keiner der Sträflinge stellte sich ihm entgegen. Alle faßten ihre Werkzeuge unwillkürlich fester. Der Direktor sprang hinter den Alten, um sich zu schützen.

„Haltet ihn!" schrie der mit mächtiger Stimme. Sofort packten zweimal achtzehn Fäuste zu. Miguel preßte ihm als erster die Kehle zusammen.

Nummer siebzehn wurde gefesselt abgeführt. Das Experiment war mißglückt.

Am Mittag des zweiten Tages bekam Waldemar Quint die Azoren in Sicht. Mit einer Geschwindigkeit von vierzehn Knoten lief das Fahrzeug gegen die steife Westbrise an, die tief unter ihm das Meer furchte. Weit voran flog der Pilotballon, er segelte in windstillen Höhen. Blau schlängelte sich das lange Schlepptau über die schäumenden Wogenkämme. Unermüdlich knatterte der Umformer, sausend schwirrten die Propeller. Waldemar Quint konnte die Hände ruhen lassen, das Fahrzeug fand seinen Weg allein. Der Pilot, der voraus lief, wies ihm den Kurs. Trotz der durchwachten Nacht spürte Waldemar Quint keine Müdigkeit. Nur zuweilen warf er einen Blick auf die Strichscheibe des Kompasses.

Als sich die Sonne neigte, lagen die Azoren unter ihm. Von Osten her, um sich nicht durch den Schatten zu verraten, näherte er sich Formigas. Er verminderte den Strom und stand tausend Meter über der Insel. Dann griff er zum Fernglas, um den Schlachtplan zu entwerfen. Ein regelmäßiges Gefächer von länglichen Gartenbeeten enthüllte sich ihm. Er sah auch die Menschen, die darauf arbeiteten. Miguel aber konnte er nicht erkennen. Er öffnete das Ventil. Das Fahrzeug senkte sich. Die Gestalten rückten immer deutlicher ins Sehfeld. Stärker aber schnob in diesen Tiefen der Westwind und trieb das Fahrzeug ab. Fünfhundert

Meter schwebte er über dem Hochplateau der Steinklippe, auf dem die Sträflinge ihre Spaten schwangen. Aber keiner bemerkte den Riesenvogel in der Luft. auch Miguel nicht, der noch immer nach jedem Stich gen Himmel schaute. Waldemar Quint stellte den Motor ab, um sich nicht durch das Schwirren der Propeller zu verraten. Die ganze Kraft leitete er auf den Propeller über, der nun wie ein Anker in der Luft wirkte. Wieder stand das Fahrzeug, ohne zu schwanken. Jetzt erkannte Waldemar Quint die Gesichter. Da stand Miguel. Dort würde er auch morgen wieder stehen. Jetzt schulterten die Arbeiter ihre Werkzeuge und stiegen hinunter. Die Beete lagen einsam. Waldemar Quint schob das Fernglas zusammen. Er entschloß sich, Anker zu werfen. Hierbei bediente er sich des Piloten wie eines Gehilfen. Langsam senkte sich die blaue Ankeregge am Schleppseil herunter, gehalten vom Oberballon, dessen leichtgeöffnetem Ventil das Gas entströmte. An seinem Ringe glitt der Anker bis in die Mitte des Schleppseils. Hier blieb er auf dem Spleißknoten hängen. Waldemar Quint holte nun den Piloten ganz herunter, daß er dicht über dem Fahrzeug schwebte und an seinen Leittauen leicht zu regieren war. Nun trat, um den Abtrieb des Westwindes aufzuheben, die Kraft des Akkumulators ein, der sich während der Fahrt stets selbsttätig füllte. Auch der Motor des Oberballons, der den Anker ausbringen mußte, wurde jetzt aus dieser Quelle gespeist. Tiefer sanken die drei blauen Ballons. Der Anker schwebte in der Höhe der Brandung. Er klang gegen das harte Gestein, rutschte ein paarmal ab, fand eine Spalte und griff sich fest. Der Pilot hatte seine Schuldigkeit getan. Er wurde zurückgeholt und dicht über dem Fahrzeug vertäut. Dann ließ Waldemar Quint zwei Kristalle verdampfen. Drei Röhren speiste die vom Strom

des Akkumulators erwärmte Büchse, zwei gingen fest nach den Seiten, eine strebte nach oben, wo sich ihr das Füllrohr des Piloten entgegenstreckte. Waldemar Quint aber schickte den Piloten bald an seinen alten Platz hinauf und nach Westen hinaus, um das Ankertau zu entlasten. Sofort stellte sich wieder der alte Kraftstrom des senkrechten Leiters ein, der Akkumulator wurde abgesetzt und konnte sich von dem Ueberschuß wieder zur alten Kraft auffüllen. Der Motor des Fahrzeugs stand, und der Auftrieb trug es wieder auf seine alte Höhe. Leise klapperte der Sperrhaken der Winde, von der sich das seidene, kupferdrahtdurchflochtene Ankertau abrollte, bis es zu Ende war. Der Vogel war gefesselt.

In einer Höhe von zwölfhundert Meter über dem Meere übernachtete Waldemar Quint, genau senkrecht über Formigas. Und er schlief fest, um den Kampf am nächsten Morgen gestärkt beginnen zu können. Der Pilot, der unermüdlich seine Schwingen regte, wachte und hielt das Fahrzeug fest auf seinem Platz. Sein rotes Lämpchen unter der Gondel glühte wie ein Stern.

Als Waldemar Quint die Augen aufschlug, stand die Sonne schon über dem Horizont. Er sah die Sträflinge heraufsteigen. Jetzt wurde es Zeit. Er mußte Miguel ein Zeichen geben. Und er nahm die braue Mütze, legte ein paar kleine Gegenstände hinein, wickelte sie fest und ließ sie mit einer Schnur hinunter. Lange mußte er hin und her lavieren, bis er sie genau über dem fünften Beet hatte. Dann ließ er sie fallen und zog die Schnur wieder ein. Dann wachte er.

Erst beim fünften Spatenstich bemerkte Miguel die Mütze. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Er erkannte sie sofort wieder. Schnell warf er Erde darauf, denn der Wächter war in der Nähe.

Sein Herr war gekommen! Er starrte in die Luft,

bis ihm die Augen schmerzten. Nichts sah er als das glänzende Blau des Himmels. Kräftiger stieß er den Spaten in den Boden hinein. Sein Herr war nicht da. Er wollte nicht gesehen werden. In der Nacht würde er wieder herankommen.

Er schlich zum Alten, der auf einem Steine saß.

„Herr! Hier habt Ihr Eure Mütze wieder. Ich brauche sie nicht mehr."

Der Alte lächelte bitter und setzte sich die Mütze auf seine grauen Locken.

„Du hast es also aufgegeben!"

„Nein, Herr, aber ich habe jetzt meine eigene Mütze. Mein Herr ist da. Seht, hier ist sie."

Der Alte griff mit zitternden Fingern danach und löste hastig die Schnur. Zwei scharfe Feilen, eine biegsame Säge und ein Fläschchen Oel lagen darin.

„Ich werde das Gitter durchfeilen!" flüsterte Miguel.

„Und dann?"

„Ich werde heute nacht dorthin gehen, wo ich die Mütze gefunden habe. Mein Herr wird da sein."

„Nein!" sagte der Alte, und seine Augen glühten. „Du wirst nicht durch das Fenster gehen, sondern durch die Tür. Du wirst die Angeln an der Tür durchfeilen. In einer Nacht wirst du es nicht können. Feile sie heute zur Hälfte durch und morgen die andere Hälfte. Das Haustor ist offen. Aber vergiß deine Brüder nicht!"

„Nein!" sagte Miguel fest. „Ich werde meinem Herrn sagen, daß er euch alle befreien soll."

Miguel stieg abwärts, um Wasser zu holen. Als er wieder heraufkam, hielt ihn der Alte an.

„Ich kann deinen Herrn nicht sehen!"

„Er wird kommen!"

Als er zum dritten Male Wasser schöpfte, sah er

etwas von seinem Herrn. Mit großen Sprüngen eilte er den Berg hinauf.

„Herr!“ keuchte er, als er wieder bei dem Alten war. „Er ist da. Ich habe etwas von ihm gesehen.“

„Wo?“

„Schaut dorthin, wo der Himmel weiß wird und das Meer anfängt. Da ist ein Strich, ganz dünn wie ein Spinnenfaden. Er kommt aus dem Himmel und geht ins Meer hinein.“

„Er verschwindet hinter den Felsen!“ bestätigte der Alte kopfnickend. Aber er fand nichts, der zarte, gerade Strich verlor sich spurlos im Blau.

„Das ist mein Herr! Er ist da, er sieht auf uns herunter.“

„Dann müßten wir ihn auch sehen können!“

„Er ist ein Mensch, der Wunder tun kann.“

Am Abend holte Waldemar Quint den Piloten herunter, um die Schmierbüchsen zu füllen, und ließ ihn wieder steigen. Da er noch immer vor Anker lag, ging es ohne jeden Gasverlust ab. Dann kam er am Ankertau auf dreihundert Meter herunter. Den kleineren Reserveanker befestigte er an seinem Reservetau und warf ihn aufs fünfte Beet. Das Ende des Taues schlang er sich ums Handgelenk und legte sich schlafen. Aber Miguel kam nicht. Er konnte die dicken Angeln nicht in einer Nacht bewältigen.

Wieder stieg die Sonne herauf, wieder hob sich Waldemar Quint auf tausend Meter und wartete. Miguel trat wieder an sein Beet und schwang den Spaten. Da bemerkte er die Eindrücke des Ankers in der weichen Erde. Daran sah er, daß sein Herr auf ihn gewartet hatte.

Am Morgen der zweiten Nacht aber fielen die Angeln. Miguel drehte die schwere Tür lautlos ab und schlüpfte hinaus. Der eine Wärter schlief im

Korridor auf seiner Bank. Auf den Zehen schlich Miguel an ihm vorbei. Glücklich kam er an das Haustor. Den Rest des Oels goß er auf Riegel und Scharniere und trat ins Freie. Der Posten an der Mauer unten schritt langsam auf und ab. Auf bloßen Füßen schlich sich Miguel um das Haus herum und den Berg hinauf. Auf seinem Beet fand er den blauen Anker. Sein Herr war da. Er riß an dem Tau.

„Steig' auf!" kam eine Stimme von oben. Miguel setzte sich auf den Anker und umklammerte ihn mit Armen und Schenkeln. Plötzlich fühlte er den Boden unter sich schwinden. Er schloß die Augen. Es war keine angenehme Reise. Der Anker schaukelte stark hin und her und drehte sich dabei wie ein Kreisel. Miguel vergingen die Sinne, aber seine Arme lösten sich nicht. Da fühlte er plötzlich die Hand seines Herrn, die ihn in die Gondel zog.

Miguel riß die Augen auf.

„Herr! Ihr habt einen neuen Vogel! Er ist blau!"

„Es ist gut!" wehrte Waldemar Quint ab, als ihm Miguel die Hände küssen wollte. „Was für Leute sind noch da unten?"

„O Herr!" rief Miguel lebhaft, „wir sind neunzehn Brüder, alles gute, brave Menschen, die keiner Fliege ein Leid antun."

Und er zählte an den Fingern die zwanzig Nummern her.

„Es sind Deutsche darunter?" fragte Waldemar Quint verwundert.

„Ja, Herr," bestätigte Miguel eifrig, „die meisten sind aus Deutschland. Man hat sie auf ihrem Schiff gefangen und hierhergebracht. Wir können aber nicht alle mitnehmen, Herr. Doch einen, den Alten, der mir seine Mütze gegeben hat, den müßt Ihr befreien!"

Waldemar Quint starrte hinunter. Da waren Menschen, und Menschen brauchte er.

„Wir werden sie alle befreien!“

„Herr, ist dieser neue Vogel so stark?“

Waldemar Quint nickte und griff zu einem Wasserstoffkristall. Der Osten rötete sich schon. Der Ballon hob sich wieder auf tausend Meter Höhe.

Auf der Insel wurde es jetzt lebendig, lebendiger als sonst.

„Ha,“ rief Miguel froh, „jetzt suchen sie mich; aber sie werden mich nicht finden!“

„Nimm diesen blauen Mantel um,“ sagte Waldemar Quint und zog ein feines, leichtes Seidengewebe hervor, „und diese Mütze, sonst könnte man dich trotzdem finden!“

„Seht, Herr, dort wohnt der Direktor. Es ist ein guter Herr, der uns alle lieb hat. Er wird sich ärgern, daß ich nicht dageblieben bin. Und jetzt kommt der Alte heraus, der mir die Mütze gegeben hat. Er schaut herauf, aber er kann uns nicht sehen; nicht einen Faden von uns kann er sehen.“

„Hast du mich nicht gesehen?“

„Nichts, nicht einen Punkt, nur einen dünnen Strich, dort, wo der Himmel aufhört. Seht Ihr, Herr, jetzt sitzt der Alte auf dem Stein und schaut aufs Meer. Dreißig Jahre tut er es schon. Nichts anderes! Er arbeitet nicht, denn er ist der Anführer. Alle anderen gehorchen ihm. Aber er glaubt nicht, daß Ihr da seid, Herr. Er glaubt nicht, daß es Vögel gibt, die man nicht sehen kann. Schreibt ihm einen Brief und werft ihn hinunter. Er kann lesen.“

Waldemar Quint riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb:

„Ich werde alle befreien. Die Wache ist zu überwältigen. Mit dem großen Boot ins Meer gehen.

Für drei Tage Proviant mitnehmen." Darunter setzte er eine große römische Fünf.

„Gib deine alte Mütze her!"

Er legte den Brief hinein und band sie zu. Dann warf er sie an einer langen, dünnen, blauen Schnur über den Gondelrand. Jetzt aber begannen erst die Schwierigkeiten, diesen Brief an seine rechte Stelle zu befördern. Aber es gelang, wenn auch erst nach vielen Steuermanövern.

Eine Viertelstunde später fiel die braune Mütze dem Alten vor die Füße. Dreimal las er die Worte des Briefes. Dann begann das alte Piratenblut in ihm zu gären. Er stieg hinauf. Die Brüder arbeiteten friedlich und unverdrossen. Nur ein Wärter war zugegen.

„Packt ihn!" befahl der Alte mit donnernder Stimme.

Ehe der Wärter sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, lag er gefesselt und geknebelt am Boden.

Und der Feldzug begann. Zehn Wasserträger stiegen hinab; der Kapitän führte sie an. Ehe der Posten anlegen konnte, war ihm das Gewehr entrissen. Die anderen fünf Soldaten wurden im Wachtlokal neben der Mauer entwaffnet. Jetzt fiel die zweite Schlachtreihe vom Berge herunter. Mit vereinten Kräften wurden die Soldaten in die Zellen geschleppt, wo sie sich bald beruhigten. Kein Tropfen Blut floß. Der zweite Wärter ergab sich willig der Uebermacht. Keiner tat ihm ein Leid. Auch der erste Wärter wurde vom Berge heruntergeholt und in eine Zelle gesperrt.

Der Direktor erwachte durch den Tumult. Der Alte trat ihm in den Weg.

„Was geht hier vor?"

„Wir sind beim Abschiednehmen!"

„Das ist Wahnsinn!"

„Ja, der Wahnsinn einer dreißigjährigen Verzweiflung!"

Der Direktor lief ihm nach. Vor dem Gefängnis traf er seine Pfleglinge versammelt. Sie waren sämtlich bewaffnet. Wer kein Gewehr hatte, begnügte sich mit einem Revolver oder mit einem Säbel. Einige rollten Wasserfässer den Berg hinunter. Die Pforte in der Mauer war geöffnet.

Der Direktor sah seine Ohnmacht und sank auf die Bank des Wärters. Keiner rührte ihn an.

„Es ist ja heller Wahnsinn! Wie wollen Sie denn mit dem Boote fort! Man wird sie schnell mit dem Dampfer eingeholt haben. Ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier, es muß zum Untergang führen!"

„Wir werden kämpfen bis auf den letzten Mann!" schrie der Alte und schwang seine Waffe. Und alle stimmten in den Ruf ein.

Plötzlich meldete sich Nummer siebzehn. Der stiernackige Kerl brüllte, daß die verschlossene Zellentür bebte.

„Laßt ihn heraus!" befahl der Alte. Die Tür wurde geöffnet. Nummer siebzehn schrie vor Freude. Aber der Mann war mit einer dicken Kette an einen Mauerring geschlossen. Man warf ihm ein Bund Schlüssel zu; dann zogen die Befreiten hinaus. Der Direktor konnte es noch immer nicht verstehen. Nummer siebzehn fand endlich die passenden Schlüssel. Die Kette fiel polternd zu Boden. Er stürzte aus der Zelle. Da erblickte er den Direktor, der verzweifelt auf der Bank saß und fortwährend mit dem Kopfe schüttelte.

Nummer siebzehn stürzte auf ihn los und preßte ihm mit einem Triumphgeheul die Kehle zusammen. Der gute, alte Herr sank ohne Laut von der Bank. Als Nummer siebzehn die Hände löste, sprang ein Blut-

strom aus dem Munde des Toten und bespritzte die Kleider des Mörders.

Als Nummer siebzehn an den Strand kam, stießen die beiden Boote gerade ab. Im großen war der Proviant untergebracht, deshalb konnte es nicht alle achtzehn fassen. Im kleinen war noch Platz, Nummer siebzehn sprang hinein.

„Vorwärts!" kommandierte der Alte. Der Kapitän faßte das Ruder, und acht Riemen tauchten in die Wogen. Das kleine Boot, in dem der lange Luiz aus Algarve das Ruder führte, folgte. Das Meer war ruhig. Nach zwei Stunden tauchte die Spitze von Formigas unter den Horizont. Nichts als Wogen ringsum. Aber keiner dachte an Gefahr. Es ging der Freiheit entgegen!

Der Alte stand am Bug und schaute auf ein Blatt Papier. Miguels Herr, dessen Namen er nicht kannte, wollte nicht kommen. Wo blieb er?

Waldemar Quint war noch immer an Formigas gefesselt. Ehe er daran dachte, den Anker zu heben, waren die Befreiten auf hoher See. Der ganze Kampf da unten hatte sich in weniger als einer halben Stunde abgespielt.

Der Anker wich nicht von seinem Platze; er hatte sich in den drei Tagen noch immer tiefer in den Spalt hineingebissen.

„Du mußt noch einmal hinunter!"

„Ich werde es tun!" antwortete Miguel und kletterte auf den Reserveanker hinaus.

„Du wirst den Anker herausreißen!"

„Ja, Herr!" antwortete Miguel und schloß die Augen. Waldemar Quint öffnete die Ventile. Der Ballon senkte sich. Jetzt begann Miguels Luftreise, bis er den Anker fühlte. Da das Schlepptau lose hing, denn der Motor lief gegen den Wind an, konnte

Miguel den Anker leicht aus der Spalte heben. Kurz darauf war er wieder in der Gondel.

Waldemar Quint schickte den Piloten nach Osten hinauf. Bald hatten sie die Flüchtlinge eingeholt. Dicht auf das Meer hinunter senkte sich das Fahrzeug. Der Alte am Bug des Bootes sah es erst, als er die Propeller schnurren hörte. Die Riemen hörten auf, sich zu schwingen. Unwillkürlich duckten sich alle. Dann aber brach ein wilder Freudenschrei von allen Lippen.

Ein Tau kam herabgetanzt; der Alte faßte es. Kundige Finger schlangen das Ende fest um die vordersten drei Ruderbänke. Das kleine Boot hängte sich dicht an das Heck des großen.

„Fertig!" schrie der Alte und warf seine Arme empor. Waldemar Quint schaltete den Strom ein. Die Propeller sangen. Die Boote wurden vorwärts durch die schwellenden Wogen gerissen. Der Ballon, der sie zog, stieg höher und höher; bald ließ sich nur noch ein matter Schimmer von ihm entdecken. Das Tau verlängerte sich; das Luftfahrzeug verschwand ganz im Aether. Tiefes Schweigen herrschte in den beiden Booten. Der Alte stand noch immer, und wild zauste der Luftzug in seinem grauen Barte.

Immer schneller wurde die Fahrt. Wild stampften die beiden Boote in die Wogen hinein. Breite Schaumwellen warf der Bug des vorderen auf. Das hintere tanzte auf dem Heckstrudel wie eine Nußschale.

Die sieben, die darin saßen, wurden von einer Seite auf die andere geschleudert. Aber sie murrten nicht; es ging in die Freiheit!

Immer schneller flog der blaue Vogel nach Ostsüdost hinüber. Es wurde Abend. Der Kapitän ließ Proviant verteilen; aber die wenigsten konnten essen. Die

im kleinen Boote waren alle seekrank, nur Nummer siebzehn nicht.

Um Mitternacht kam eine frische Brise aus Nordost auf. Der Vogel flog mit unverminderter Gewalt darüber hin. In das hintere Boot schlugen die Wellen.

„Es geht zu schnell!“ schrie Luiz, ließ das Steuer fahren und sprang voraus. Da schlug das kleine Boot um. Ein fieberhafter Schrei durchschnitt die Luft. Luiz erwischte noch das Steuer des großen Bootes und schwang sich hinein.

„Kappt das Tau!“ befahl der Kapitän nach einer Weile. Aber es hing noch einer daran: Nummer siebzehn. Er wurde hereingezogen. Man mußte ihm das Tau aus den Fingern schneiden. Das große Boot aber hielt trotz der Ueberlastung stand.

Zwölftes Kapitel.

Am Abend des dritten Tages sahen sie eine große Insel heraufkommen, die aber bald wieder verschwand. Das Luftschiff hatte seinen Kurs geändert; es machte einen Bogen nach Süden hinunter. Dann hörten sie eine rollende Brandung. Um Mitternacht ließ der Zug des Taues nach. Das Luftschiff kam in Rufweite herunter.

„Loswerfen!“ rief Miguel.

Sie lösten sofort das Tau, und das Luftschiff verschwand in die Nacht. Sie stießen durch die Brandung und kamen auf einen kurzen, grobkiesigen Strand und trafen auf ein leeres Haus.

Sie rissen ein paar Dielenplanken heraus, steckten ein Feuer an und setzten sich nieder, um zu essen.

Keiner sprach ein Wort. Sie wußten nicht, wo sie waren.

Plötzlich trat Waldemar Quint mitten unter sie.

„Was wollt ihr tun?“ fragte er kurz.

Die dreizehn sahen sich wortlos an und hoben die Schultern.

„Wir wissen es nicht!“ antwortete der Alte für alle.

„Wir wissen nicht, wo wir sind!“ rief einer aus dem Haufen.

„Wer bist du?“

„Ich bin Nummer siebzehn!“

„Was hast du getan?“

Nummer siebzehn verkroch sich.

„Er gehört nicht zu uns!“ sagte Miguel und trat an die Seite seines Herrn.

„Komm' heran! Was hast du getan?“

„Ich habe ein paar Weiber abgestochen! Es gibt genug von diesen Bestien!“

Waldemar Quint wandte sich an die andern.

„Ich mache euch einen Vorschlag. Ihr könnt ihn annehmen oder verwerfen, wie ihr wollt. Ich bringe euch an Bord eines deutschen Dampfers; doch man wird jeden Dampfer, der von Westen kommt, in Lissabon nach euch durchsuchen! Nehmt ihr aber meinen Vorschlag an, bei mir zu bleiben als meine Freunde und Gehilfen, dann biete ich euch Schutz vor allen Verfolgungen. Ich bringe euch an einen Ort, wo ihr sicher seid, einen Ort, den ihr gegen eine ganze Armee verteidigen könnt.“

„Das ist die Freiheit!“ rief der Alte begeistert, und seine Blicke waren wie zuckende Blitze. „Ein Hundsfott, wer nicht einschlägt!“

Und sie schlugen alle in Waldemar Quints Hand ein, sogar Nummer siebzehn kam heran.

„Eins nur fordere ich: blinden Gehorsam. Wer ihn mir verweigert, hat aufgehört zu leben!“

Und sie nickten alle.

„Ich habe euer Wort," fuhr Waldemar Quint fort, „und ich gebe euch das meine, daß ich eure Freiheit verteidigen will bis zum letzten Atemzuge; denn wir gehen in einen Kampf hinein, wie er noch niemals gekämpft worden ist. Wir stehen gegen die ganze Welt! Vergeßt das niemals!"

„Sie haben uns befreit!" sagte der Alte. „Unser Leben gehört Ihnen! Was sollen wir tun?"

„Kommt!" sagte Waldemar Quint und schritt zum Strande hinunter. Die dreizehn stiegen ins Boot, das von der Barkasse ins Schlepptau genommen wurde und durch die Brandung bugsierte. Miguel hielt das Steuerrad. Eine halbe Stunde später hatten sie den Kraterspalt erreicht. Neben der gesunkenen Kohlenschute legten sie an. Waldemar Quint und der Alte stiegen ins Laboratorium hinauf. Miguel aber führte seine zwölf Brüder herum und zeigte ihnen alles. In der Ballonhalle, in der das Fahrzeug hing, drängten sie sich alle auf einen Haufen und starrten nach oben. Einer nach dem andern stieg hinauf und wieder hinunter. Alle waren voll Verwunderung über den Riesenvogel. Nur Nummer siebzehn hatte dafür kein Interesse.

Dann spannten sie über einen engen Kraterspalt ein Zelttuch und bezogen ihr Lager. Nur Nummer siebzehn saß abseits und starrte auf den Kraterrand, der eben von der Morgensonne rot angeglüht wurde.

Der Alte schaute unterdessen weitgeöffneten Auges auf Waldemar Quint, der ihm seinen Plan zur Aufrichtung des Weltfriedens auseinandersetzte, wie er zunächst Englands Weltmacht auf dem Meere vernichten wolle.

„Sie sind ein Anarchist!" rief der Alte und sprang auf.

„Nein."

„Sie wollen die Welt umstürzen!"

„Ich will nur die alte Unordnung stürzen, um die Ordnung der Vernunft aufzurichten!"

„Mit dreizehn Mann?"

„Ich hätte das Werk auch allein vollbracht. Mein Fahrzeug ist imstande, eine ganze Flotte zu vernichten. Jetzt aber werde ich meine Machtmittel ins Ungemessene steigern können. Mit drei solchen Fahrzeugen kann ich es mit der gesamten Kriegsmacht der Erde aufnehmen. Zweifeln Sie nicht daran: Ich besitze einen Stoff, von dem hundert Kilo genügen, diese ganze Insel in die Luft zu sprengen. Das übrige ist eine Sache der Taktik!"

„Aber die Landheere?"

„Ich werde sie nicht angreifen, weil sie sich von selbst auflösen werden. Die Kriege der Zukunft werden auf dem Meere entschieden. Man wird diese Kriege aber nicht führen können, denn ich werde die Mordmaschinen, die auf dem Meere schwimmen, vernichten. Das Meer wird frei sein, vom Augenblick an, wo ich es erklären werde."

„Dann geht es also zuerst gegen England!"

Waldemar Quint nickte. Dann schritten sie zur Ballonhalle hinüber.

Nummer siebzehn aber hatte sich unter dem Zelt hervorgeschlichen. Er kroch lautlos zum Kraterrand empor. Da sah er Madeira vor sich liegen. Jetzt wußte er, wohin er wollte. Dicht am Laboratorium kroch er hinunter. Keiner bemerkte ihn. Da war die Barkasse. Nummer siebzehn wußte zwar nicht, wie man sie lenkte, aber er sprang doch hinein und löste das Tau. Er wollte schon hinauskommen! Da war ein Hebel, er riß daran; da war eine Kurbel, er drehte sie: die Maschine knatterte. Jetzt sprang er zum Rade, die Barkasse stieß vom Strande ab. Nun noch in den

engen Spalt hinein, dann war er in Sicherheit. Nun aber entdeckte man ihn.

„Zurück!" schrie Waldemar Quint.

„Holt ihn zurück!" befahl der Alte.

Luiz warf sich ins Meer, um nachzuschwimmen. Aber der Flüchtling war flinker. Schon hatte er das rechte Loch erwischt.

Da krachte ein Schuß, noch einer. Nummer siebzehn warf die Arme in die Luft und fiel auf den Rücken. Die Barkasse keilte sich zwischen zwei Felsen fest.

In Waldemar Quints Hand rauchte eine Revolverröhre. Der Alte nickte stumm. Luiz brachte die Barkasse zurück.

„Er ist tot!" sagte Miguel und drehte Nummer siebzehn herum.

„Fahre hinaus," sagte Waldemar Quint zu Miguel, „und wirf ihn über Bord!"

Ein Gemurmel des Beifalls lief durch die Reihe der Männer.

Nach einer Viertelstunde kehrte Miguel zurück.

Gegen abend kam der Alte aus dem Laboratorium. Er hatte sich Bart und Haar gestutzt und war nicht wiederzuerkennen. Waldemar Quint folgte ihm; er hatte seine blaue Kleidung abgelegt.

Miguel und die elf umstanden die Barkasse, in die die beiden stiegen.

„Wir fahren jetzt nach Funchal hinüber!" sagte Waldemar Quint. „Der Kapitän wird die Wachen ordnen. Jeder, der hier eindringen will, wird gefangen genommen oder über den Haufen geschossen, wenn er flieht! Hat jemand einen Wunsch?"

„Wir hätten gern ein wenig Tabak," antwortete der Junge.

„Nein!" entschied Waldemar Quint. „Ihr habt den

Tabak dreißig Jahre entbehrt, ihr werdet es auch noch ein paar Tage aushalten. Hier dürft ihr nicht rauchen, denn der Ballon ist mit Wasserstoff gefüllt. Wir fahren bald nach Europa hinüber. Ich werde einen Dampfer kaufen."

Damit waren sie zufrieden.

Waldemar Quint und der Alte fuhren nach Funchal hinüber. Vier Schiffe lagen auf der Reede, darunter ein Kohlendampfer aus Cardiff.

„Das wäre schon was!" sagte der Alte zu Waldemar Quint. „Zweitausend Tonnen. Den können wir mit zwanzig Händen bewältigen."

„Ich werde ihn kaufen!" erwiderte Waldemar Quint kurz.

Sie gingen sofort an Bord und wurden mit dem englischen Kapitän handelseinig.

Während Waldemar Quint zu Marion hinaufging, setzte sich der Alte auf die Terrasse des Hotels Bella vista. Dort fand er in den Zeitungen die Nachricht von dem Ausbruch der Gefangenen auf Formigas. Und er lächelte grimmig.

Als Waldemar Quint ins Zimmer trat, saßen Oliver Splendy und John noch bei der Tafel. Er grüßte stumm und setzte sich.

John steckte eine gleichgültige Miene auf, und der alte Herr machte ein saures Gesicht.

„Es wäre möglich," sprach Waldemar Quint, „daß ich in der nächsten Zeit ein paar Wechsel auf Oliver Splendy Son ziehe. Ich hoffe, Sie werden mich dann nicht im Stiche lassen."

Der alte Herr nickte zerknirscht.

Als Waldemar Quint zu Marion kam, trocknete sie ihre Tränen.

„Du hast mich lange warten lassen!" klagte sie leise. „Nun aber bleibst du bei mir!"

„Ich muß wieder fort. Gerade jetzt. Ich stehe mitten im Anfang.“

„Erzähle!“ bat sie schmeichelnd.

„Noch nicht! Du wirst es erfahren, wenn ich am Ende stehe!“

„Du hat kein Vertrauen zu mir!“

„Glaube an mich! Glaube, daß ich ein Werk vollbringe, daß an die Sterne greift. Dann wirst du dich nicht mehr fürchten!“

„Ich glaube an dich,“ sagte sie an seinem Halse und lächelte tapfer.

Dann griff er zum Hut.

„Du kommst nur, um Abschied zu nehmen!“ scherzte sie schmerzvoll und geleitete ihn bis zur Tür. Hier küßte sie ihn lange und innig.

Waldemar Quint fand den Alten im Hotel hinter einer Rechnung, die er nicht bezahlen konnte. Der Kellner wurde befriedigt, und die beiden stiegen wieder in die Barkasse. Kurz vor Mitternacht trafen sie auf der Deserta ein.

„Wer da!“ rief Miguel, der sich mit dem großen Boote quer vor den Eingang gelegt hatte, und brachte das Gewehr in Anschlag.

„Gut Freund!“ rief der Alte.

Miguel hatte nichts zu melden.

Der Alte rief die Besatzung der „Fortuna“ heran.

„Wer ist der Aelteste?“ fragte Waldemar Quint.

„Ich,“ antwortete der Zimmermann, „ich bin neunundsechzig.“

„Du beziehst mit Miguel die Wache!“ befahl Waldemar Quint. „Wir anderen gehen sofort an Bord nach Antwerpen.“

„Hurra!“ schrien alle.

„Herr!“ bat der alte Zimmermann, „laßt mich mit,

ich will es auch noch einmal wiedersehen. Ich werde schon auf meinem Posten sein."

„Also bleibt Luiz hier!" Der war damit zufrieden und nahm dem Zimmermann das Gewehr ab.

Um drei Uhr morgens stieg die neue Besatzung in Funchal an Bord des Dampfers. Miguel wartete unten am Fallreep mit der Barkasse und brachte die alte Besatzung an den Strand. Dicht über Ohren und Stirn zog er sich die Mütze, um nicht erkannt zu werden.

Am nächsten Morgen war der Dampfer schon auf der Höhe von Porto Santo. Der englische Name war weggekratzt, und an seiner Stelle standen die sieben Buchstaben: „Fortuna". So fuhren sie nach Europa zurück.

Glücklich kamen sie nach Antwerpen.

Am nächsten Morgen wurden die Luken geöffnet und die alte Ladung gelöscht. Dann kamen ein paar Ruhetage. Endlich erschien die erste Schute mit den Kisten, die mit einer großen lateinischen Fünf gezeichnet waren. Das ging mit kleinen Unterbrechungen, bis die Ladung komplett war. Mit der letzten Schute erschien Waldemar Quint.

Am Abend darauf gingen sie in See. Langsam versanken hinter ihnen die Lichter des Hafens.

Sechzehn Tage später kam die große Deserta in Sicht. Miguel und Luiz hatten nichts zu melden. Und der Dampfer wurde entlöscht.

In einer Nacht kam der entleerte Dampfer nach Funchal zurück und ging gegenüber dem Ilheo vor Anker. Die Besatzung ging nach der großen Deserta zurück, und Waldemar Quint schickte drei Mann aus Funchal zur Bewachung auf das Schiff.

Dann aber begann im Innern des gesprengten Vulkans eine emsige, fieberhafte Tätigkeit. Rastlos förderte Waldemar Quint sein großes Werk. Jetzt hal-

fen ihm zwanzig kräftige Hände; sogar der eisgraue Zimmermann drängte sich dazu. Zunächst wurden die beiden breitesten Vulkanspalten erweitert und überdacht. Sie sollten die beiden neuen Fahrzeuge aufnehmen. Vom Morgen bis zum Abend leitete Waldemar Quint die Arbeiten. Nichts geschah ohne seinen Befehl. Blindlings unterwarfen sich die anderen. Er lobte und tadelte, war immer der erste, der Hand anlegte, und sein Beispiel spornte die dreizehn zu äußerster Kraftanspannung an.

Jeden Abend aber fuhr er nach Funchal hinüber. Luiz wachte in der Barkasse bis zur Dämmerung, die Waldemar Quint am Morgen stets wieder zu seiner Arbeit und zu seinen Genossen zurückführte.

Denn fast ebenso wichtig wie der Bau der beiden neuen Fahrzeuge war seine Tätigkeit in Funchal. Es galt, für sein Riesenwerk den nötigen finanziellen Rückhalt zu schaffen. Das Vermögen der Bank und ihre stets wachsenden Einnahmen mußten ihm in der Folgezeit leichter zugänglich sein als vordem. Deshalb auch kam er jeden Abend, wenn es irgend anging, in die Quinta Splendy zu Marion.

Der alte Herr jedoch spürte bald, wohin Waldemar Quint hinaus wollte, und sträubte sich hartnäckiger als je, ihn in die Geheimnisse des Geschäfts einblicken zu lassen. Noch stand er fest auf beiden Füßen; die Jungen sollten ihn schon nicht unterkriegen!

John war die Bank ein Dorn im Auge. Es gab darüber zwischen den beiden scharfe Auseinandersetzungen, die Oliver Splendy schließlich zu dem Entschluß führten, John und Waldemar Quint gegen einander zu hetzen, um wieder die Hände frei zu bekommen.

Auch gefiel er sich in Todesahnungen, obschon er nicht die geringste Absicht hatte, zu sterben.

„Was soll dann aus der Bank werden?“ sprach er zu Waldemar Quint.

„John übernimmt sie!“

„Er will nichts davon wissen. Seine Moralität leidet darunter.“

„Dann werde ich sie übernehmen!“ erwiderte Waldemar Quint gelassen. „Ich werde morgen früher herüberkommen!“

„Jeden Tag! Wir werden John den Laufpaß geben.“

„Nein, mehr kann ich augenblicklich nicht tun.“

„Der Ballon ließe sich doch auch hier in Funchal bauen!“

„Später vielleicht, jetzt nicht.“

Am Morgen fuhr er zur Deserta hinüber.

Das Gerippe des einen Fahrzeugs war fertig. Seine Helfer waren im Laufe der Arbeitswochen soweit in der Behandlung des Materials fortgeschritten, daß er sich jetzt mit bloßen Anordnungen begnügen konnte. Dem Maschinisten übergab er die Leitung des neuen Baues. Die Vorlage hing nebenan, er konnte sich jetzt auf die Kontrolle beschränken. Schon am Mittag war er wieder in Funchal.

Als Oliver Splendy gegen Abend die Quinta Vigia verließ, hatte er das sichere Gefühl, die Bank in guten Händen zu wissen. Waldemar Quint hatte sich mit wunderbarer Schnelligkeit über den vielgestaltigen und komplizierten Betrieb orientiert.

Am nächsten Abend wurde Oliver Splendy vom Schlage getroffen, als er bei Lulu, die früher Barmädchen in der Quinta Vigia gewesen war, ganz unerwartet einem russischen Grafen begegnete. Linksseitig gelähmt wurde er um Mitternacht nach Hause gebracht.

Er lag auf seinem Bett und rührte sich nicht. Nur

sein rechtes Auge bewegte sich. Noch hatte er alle seine Gedanken beieinander. Nur sprechen konnte er nicht. Als er Waldemar Quint erblickte, hob er die rechte Hand. Er wollte schreiben. Waldemar Quint reichte ihm einen Stift und hielt das Papier.

„Arzt!" schrieb der alte Herr.

„Jack ist schon unterwegs!"

„Mein Testament!" schrieb der alte Herr. „Privatkontor. Kassenschrank. Oberstes Fach. Schlüssel in der Weste. Schnell!"

Waldemar Quint holte den Schlüssel.

„Marion soll kommen!" schrieb Oliver Splendy.

„Es könnte ihr schaden," warnte Waldemar Quint.

Der alte Herr drückte das rechte Auge zu, zum Zeichen, daß er einverstanden sei. Dann deutete er wieder auf das Wort: Testament.

„Sobald der Arzt da ist!"

Wieder drückte Oliver Splendy das Auge zu.

Nach einer halben Stunde kam der Arzt, untersuchte den Kranken und ging mit Waldemar Quint in das Nebenzimmer.

„Es ist keine Hoffnung mehr." sagte er gleichgültig. „Er kann jeden Augenblick sterben. Ich werde bei ihm bleiben."

Waldemar Quint schritt nach Funchal hinunter.

Der alte Herr lag regungslos auf seinem Bett, hielt das rechte Auge geschlossen und wartete auf sein Testament.

Und Waldemar Quint beeilte sich. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, in das dünne Aktenheft zu schauen, das er auf dem Rückwege in der Hand trug.

Nach anderthalb Stunden hatte Oliver Splendy das Testament. Waldemar Quint schlug die Blätter herum, bis der Stift, den Oliver Splendy in der rechten Hand hielt, auf eine Stelle wies, wo der Name

Lulu stand. Durch diesen Namen und die dazugehörigen Zeilen machte der alte Herr einen dicken Strich. Dann ließ er erschöpft die Hand sinken. Waldemar Quint wollte das Testament an sich nehmen, aber der alte Herr gab es nicht her. Er krampfte die Finger der rechten Hand darum und drückte es an seine Brust.

So kam allmählich der Morgen.

Waldemar Quint trat zu Marion, die seiner in bangen Nöten harrte.

„Der Arzt hat wenig Hoffnung."

Marion schrie auf.

„Dein Vater ist zweiundsiebzig Jahre. Du hättest darauf vorbereitet sein können."

„Ich soll ihn nicht mehr wiedersehen?" schluchzte sie auf.

„Es ist besser," erwiderte er, „denk' an deinen Zustand."

Bis zum Mittag lag Oliver Splendy ohne Bewegung. Dann begann das Herz zuweilen auszusetzen. Der Arzt und John wichen nicht von seinem Bette. Waldemar Quint war bald bei dem alten Herrn, bald bei Marion, die in starken Wehen lag. Gegen Abend schrie sie auf.

Der alte Herr schlug das rechte Auge auf; er hatte den Schrei gehört.

„Es ist Marion," sagte Waldemar Quint leise. Der Arzt verschwand.

„Ich will ihn sehen!" schrieb Oliver Splendy nieder.

Kurz vor Mitternacht wurde Marion von einem Knaben entbunden. Man reichte ihn ihr; sie küßte ihn glückselig, erlöst von seiner Last, und versank sofort in tiefen Schlaf.

Doch das Leben des Knaben flatterte noch vor dem Morgen davon; Marion wurde es verheimlicht.

„Wo ist der Enkel?" schrieb Oliver Splendy.

Aber es kam keine Antwort. Wieder lag er Stunde auf Stunde, ohne sich zu rühren. Immer qualvoller wurden seine Atemzüge; der Puls versiegte zuweilen ganz. Dann machte der Arzt eine Einspritzung.

„Die Bank," schrieb Oliver Splendy noch einmal, aber er kam nicht weiter; ein neuer Anfall raubte ihm die Kraft, seine Gedanken zu ordnen. In toller Hast wirbelten sie an ihm vorbei.

„Wo ist der Enkel?" schrieb er zum letzten Male.

„Er ist tot!" erwiderte Waldemar Quint dumpf.

Der alte Herr wollte schreien, aber es kam nur ein rasselndes Röcheln aus seiner Kehle. Er schloß das rechte Auge, krampfte die Finger der rechten Hand um das Testament und starb. Kurz vor Sonnenaufgang tat sein Herz den letzten Schlag.

Waldemar Quint nahm ihm das Testament aus der Faust, während John dem Toten das linke, starre Auge zudrückte.

Drei Tage später brachte man den alten Herrn Oliver Splendy mit seinem Enkel in die Familiengruft auf dem englischen Friedhofe. Die Spielbank war an diesem Tage geschlossen. Ein riesiges Trauergefolge füllte die Straßen. Am Grabe hielt der englische Pfarrer einen langen Sermon. John weinte unaufhörlich. Auch die Angestellten wischten sich über die Lider. Nur Waldemar Quint blieb ungerührt.

Marion war nicht dabei, als man ihren Vater und ihr Kind zu Grabe trug; sie schwebte hart am Rande des Lebens. Aber die kräftige Natur, die ihr der Vater vererbt hatte, siegte am achten Tage. Das Fieber wich. Sie verlangte nach dem Kinde, aber man hielt sie noch drei Tage hin, indem man vorgab, daß eine Ansteckungsgefahr vorläge. Dann wollte sie es wenigstens schreien hören. Man stellte das Bettchen ins Nebenzimmer. Einen ganzen Tag und eine

halbe Nacht lauschte sie angestrengt nach einem Lebenszeichen. Dann schlich sie, als die Wärterin schlief, ins Nebenzimmer und fand die Wiege leer. Jetzt wußte sie, warum man ihr das Kind nicht gab. Mit einem Wehlaut brach sie bei dem leeren Bettlein zusammen.

Wieder schwebte sie acht Tage lang zwischen Leben und Tod, und wieder wurde sie gesund. Aber sie war schwach und hinfällig, schweigsam und verschlossen, und ihre Augen starrten ins Leere, als wenn sie über eine Schuld nachgrübelte. Und das tat sie oft. Nur wenn Waldemar Quint kam, flackerte es in Marions Blick auf. Aber er kam sehr selten und immer nur auf kurze Minuten, denn das Ordnen des Nachlasses machte ihm viel Arbeit. Der letzte Wille des Verstorbenen hatte ihn zum Testamentsvollstrecker ernannt.

Der Enkel war gestorben, also fiel das ganze Erbe an Marion, die Mutter, zurück. Wohl hatte Waldemar Quint die Nutznießung der Erträge, aber an das Vermögen selbst konnte er nicht heran. Davor stand John und wachte.

Nun begann zwischen den beiden ein zäher Kampf. John wich um Marions willen nicht von seinem Platze.

Waldemar Quint machte endlich unter die Verhandlungen einen dicken Strich. Vorläufig mußten die Dinge so bleiben. Die Mittel für den Riesenkampf, den er gegen die Welt, soweit sie in Waffen starrte, führen wollte, standen ihm zur Verfügung; das war die Hauptsache.

Nach seinem Siege konnte er als Herr auftreten. Sobald das Meer befreit war, wollte er nach Lissabon einen Absagebrief schicken und Madeira für frei erklären. Wer konnte es verhindern, aus dieser Insel eine Republik zu machen, die sich selbst regierte! Der Ehrgeiz, eine Dynastie zu gründen, lag ihm vollstän-

dig fern. Nur herrschen wollte er, um die menschliche Bestie zu unterjochen und dem Geist des unaufhaltsamen Fortschrittes die Fesseln zu lösen. War er aber Herr von Madeira, ein unsichtbarer Herr, der alle leitenden Fäden in der Hand hielt, dann war John völlig in seiner Gewalt.

Waldemar Quint aber ließ die Ballonhüllen nähen und dichten. Währenddessen machte er mit seinem alten Fahrzeug Probeflüge. Immer nahm er einen anderen mit, um sie alle allmählich in die Kunstgriffe des Lenkens einzuüben. Mit dem Alten fuhr er rund um Madeira herum. Den Kapitän führte er nach den öden Klippen des Salvages hinüber und wieder zurück. Immer weiter dehnte er seine Fahrten aus, während die beiden neuen Fahrzeuge in den Hallen ihrer Vollendung entgegengingen. Mit dem Maschinisten wagte er sich sogar bis zu den Kanarischen Inseln und fuhr am hellen Tage rund um den Pic von Tenerife, ohne daß man ihn bemerkte. Bald über, bald in den Wolken, bald durch den klarkristallenen Raum, strich das Fahrzeug dahin, und der Pilot wies ihm den Weg und saugte ihm die Flugkraft aus der Atmosphäre. Mit Miguel hing Waldemar Quint eines Tags über dem Tajo. Lissabon lag unter ihnen, auf den nördlichen Uferbergen aufgebaut, wie aus einer Spielzeugschachtel. Miguel zeigte seinem Herrn das Gefängnis, in dem man ihn verurteilt hatte. Am vierten Abend waren sie wieder zurück. Bevor der Oktober zu Ende ging, konnte das zweite Fahrzeug vom Stapel gelassen werden. Das Kommando darüber übernahm der Alte. Er wählte Luiz und den Jungen zur Besatzung aus. Jetzt begannen die Manöver mit zwei Luftschiffen. Zur Uebermittelung von Nachrichten wurde in jede Gondel ein Apparat für drahtlose Telegraphie gestellt. Der Pilotballon diente als Fänger. Es war

damit ein Leichtes, sich über fünfzehn Grade hinweg zu verständigen. Ein besonderes System wurde festgesetzt, damit das Geheimnis bewahrt bliebe, auch wenn diese Telegramme abgefangen würden. Nun lernte auch Miguel lesen. Aber keine Buchstaben, sondern nur Striche und Punkte waren es, die er enträtseln konnte. Es genügte aber, denn es war die Sprache des Rohres, mit dem man tausende Meilen weit horchen konnte.

Währenddessen saßen der Kapitän, der Maschinist und der Heizer im Laboratorium und stellten Wasserstoffkristalle und Sprengkapseln her. Allmählich kam auch der dritte Ballon seinem Stapellaufe näher. Seine Abmessungen waren noch größer als die des zweiten. Waldemar Quint übernahm seine Führung und übergab das Kommando des älteren und kleinsten Fahrzeuges dem Kapitän und Miguel. Er selbst nahm in seine Gondel den Maschinisten, den Trimmer und den Quartiermeister.

Zur Bewachung der Basaltfestung blieben zurück der Zimmermann, der die Ballonhallen in Ordnung hielt, der Koch, der sich um den Proviant kümmerte, der Heizer, dem das Laboratorium unterstellt war und der weiter Wasserstoffkristalle und Sprengkapseln fabrizierte, der Bootsmann und der Matrose, die mit der Büchse in der Faust den Eingang behüteten.

Der Feldzug gegen die Welt konnte beginnen.



Dreizehntes Kapitel.



och Waldemar Qint zögerte noch. Erst mußten die drei Fahrzeuge wie ein einziges wirken. Um Weihnachten unternahmen sie einen Flug nach Formigas. Diese Insel lag stumm und wie von jedem Leben verlassen unter ihnen.

Dort zerstreute sie ein heftiger Wirbelwind. Aber sie fanden sich doch alle wieder zurück. Waldemar Quint war der erste, sein kräftiges Fahrzeug hatte die widrige Luftströmung am schnellsten überwinden können. Zwei Tage später kam der Alte an. Er war bis zum fünfzigsten Grade nach Westen verschlagen worden, hatte aber auf dem Rückwege eine günstige Strömung gefunden. Nun schauten sie nach Miguel und dem Kapitän aus. Endlich, am vierten Tage, kamen sie an, erschöpft und übermüdet, hungrig und halb von Kräften, denn der Proviant war knapp geworden.

Der Kapitän wies auf der Karte den Punkt, den er kurz nach der Ueberwindung des Orkans festgestellt hatte. Auf dem vierzigsten Grade westlicher Länge und dem dreiundvierzigsten Grade nördlicher Breite blieb sein Finger haften.

„Hier waren wir!" behauptete er. „Unter uns lag eine kleine Insel."

„Unmöglich!" rief Waldemar Quint. „Da lag noch nie eine Insel."

Aber der Kapitän blieb bei seiner Meinung, und Miguel beteuerte das Vorhandensein dieser Insel bei allen Heiligen.

„Ihr habt falsch gerechnet!" rief Waldemar Quint.

„Das wäre das erstemal," antwortete der Kapitän, indem er hastig die Speisen hinunterschlang, die ihm

der Koch reichte, „daß ich mich getäuscht hätte. Ich habe schon manchen geographischen Ort aufgenommen."

Waldemar Quint schüttelte den Kopf.

„Es ist dicht an der Dampferroute nach Newyork. Es ist unmöglich!"

„Warum sollte es unmöglich sein?" erwiderte der Kapitän. „Wenn die Insel bis jetzt nicht da war, kann sie aufgetaucht sein. Fahren wir doch hin!"

Doch daraus wurde vorläufig nichts, denn Waldemar Quint konnte die Spielbank nicht sich selbst überlassen. Zwar hatte er in Mister Rowley, dem früheren Prokuristen von Oliver Splendy Son, einen tüchtigen Vertreter gefunden. Aber ihm ging die nötige Initiative ab, und er war nicht mehr als ein Beamter.

„Ihr fahrt allein nach jener unbekannten Insel!" befahl Waldemar Quint eines Tages durch das Sprachrohr, als sie von einer kleinen Uebungsfahrt heimkehrten. „Ist die Insel noch am Platze, wird unsere Flagge gehißt. Sofort Nachricht geben ins Hauptquartier. Wenn die Entfernung zu groß ist, muß der kleine Ballon eine Mittelstellung suchen, um das Telegramm weiterzubefördern. Nicht sehen lassen! bleibt die Parole."

„Verstanden!" rief der Kapitän zurück.

„Der große Ballon bleibt als Beobachtungsposten über der Insel stehen, bis ich nachkomme."

„Verstanden!" rief der Alte.

„Ist die Insel nicht da, beide sofort zurück!"

„Verstanden!" schrien der Alte und der Kapitän gleichzeitig.

Dann verschwanden sie im glänzenden Blau.

Waldemar Quint landete mit seinem Fahrzeug wieder in der Halle. Doch den Piloten ließ er auf einer Höhe von sechstausend Metern gegen die frische Ostbrise angehen, daß er sich senkrecht über dem Fessel-

punkt hielt. Der Quartiermeister übernahm die Wache am Telegraphenapparat in der Gondel. Er hatte jede Meldung, die einlief, sofort nach Madeira weiterzugeben.

Denn Waldemar Quint nahm einen der beiden Reserveapparate nach Funchal hinüber. Diesmal fuhr der Maschinist mit. Sie traten in die Quinta Vigia. Während sich Waldemar Quint mit Mr. Rowley ins Nebenbureau zurückzog, brachte der Maschinist den Apparat in der Nähe des Fensters an und verband seine Leitung mit dem Blitzableiter, der draußen, dicht am Rahmen, herunterlief. Die Kraft für den Sender entnahm er der Lichtleitung. Dann probierte er ihn. Von zwei Seiten bekam er Antwort: vom Quartiermeister, der in der Gondel des großen Fahrzeuges saß, und von den beiden anderen Ballonen, die nach der neuen Insel unterwegs waren. Diese zweite Verbindung aber hörte noch vor Mitternacht auf. Der Blitzableiter war ein schlechter Fänger; aber er genügte vollkommen, um mit der Deserta in Kontakt zu bleiben. Der Maschinist blieb bei dem Apparat sitzen und kümmerte sich nur um seinen Papierstreifen. Das Abendbrot hatte er sich mitgebracht.

Dann kam Waldemar Quint mit Mr. Rowley wieder ins Hauptbureau zurück und zeigte ihm den Apparat.

„Mit diesem Apparat bin ich immer zu erreichen. Wenn Sie irgend einen Rat brauchen, drücken Sie nur siebenmal auf den Hebel. Das Morsealphabet wird Ihnen wohl keine Schwierigkeiten machen."

Darauf ging er zu Marion.

Mr. Rowley lernte unter Anleitung des Maschinisten, der in der Quinta Vigia blieb, nicht nur das Morsealphabet, sondern auch das Telegraphieren.

„Wer antwortet da?" fragte Mr. Rowley verwun-

dert, als der Apparat ganz von selbst Funken gab.

„Irgend einer," erwiderte der Maschinist, ohne sich weiter stören zu lassen. „Achten Sie lieber auf die Zeichen."

Und Mr. Rowley nahm den Drücker in die Finger und unterhielt sich wohl eine Stunde mit dem Quartiermeister auf der großen Deserta, ohne zu wissen, mit wem er es zu tun hatte, denn der Maschinist hatte ihn vorher benachrichtigt, daß er sich ja nicht zu erkennen geben sollte, denn ein Fremder säße am Apparat. Und der Quartiermeister ging darauf ein und neckte sich über eine Stunde mit Mr. Rowley herum. Zuletzt warf er ihm ein paar Grobheiten an den Kopf. Mr. Rowley buchstabierte sie heraus und bekam einen roten Kopf.

„Eine wunderbare Maschine!" sagte er betroffen. „Der Mensch beleidigt mich, und ich kann ihn nicht einmal verklagen."

„Geben Sie's ihm doch wieder zurück!" schlug der Maschinist vor und vertiefte sich in sein Abendbrot. Mr. Rowley ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Danke!" antwortete der Quartiermeister von der Deserta. Damit war die Unterhaltung zu Ende. Aber sie hatte das Gute, daß Mr. Rowley mit dem Apparat und dem Morsealphabet umzugehen gelernt hatte.

„Wollen Sie nicht etwas trinken?" fragte er den Maschinisten, der genügsam an seinem Brot herumkaute. „Ein Gläschen Wein?"

„Eine Flasche Sodawasser wäre mir lieber," erwiderte der Maschinist. „Ich muß wach bleiben."

„Sie wollen hier die ganze Nacht aufsitzen?" fragte Mr. Rowley.

„Es ist nicht die erste Nacht," antwortete der Maschinist.

„Aber hier in der Quinta?" rief Mr. Rowley ent-

setzt. „Um zwölf Uhr schließen wir. Ich kann Sie unmöglich allein lassen in diesem Gebäude."

„Dann bleiben Sie doch auch hier!" schlug der Maschinist vor. „Uebrigens kommt Mr. Quint noch vor Mitternacht zurück."

Damit gab sich Mr. Rowley zufrieden und ging in den Speisesaal hinunter.

Waldemar Quint trat in die Quinta Splendy. Marion saß allein bei Tisch.

„Du hast mich lange warten lassen!"

„Verzeihe, aber ich war an der Arbeit. Es ist hier in Funchal alles erledigt. Man braucht mich nicht mehr!"

„Wo bist du gewesen?"

„Auf der Deserta."

„Nicht einmal hast du mir Nachricht zukommen lassen!"

„Ich werde dir jeden Morgen ein Telegramm schicken."

„Was soll mir ein kaltes Blatt Papier, das noch dazu die Schriftzüge eines anderen weist? Kannst du mich nicht einmal mit hinübernehmen?"

„Nein!" rief er schnell. „Das ist ganz unmöglich. Schlage dir den Gedanken aus dem Kopf. Später vielleicht, jetzt nicht. Wir müssen allein sein!"

„Wir?" fragte sie verwundert. „Ich denke, du bist ganz allein da drüben."

„Ich habe ein paar Arbeiter."

„Und weshalb soll ich dein Werk nicht sehen?"

„Es ist noch nicht fertig!" rief er ärgerlich. „Ich zeige es keinem, bevor es fertig ist."

„Aber mir könntest du es doch zeigen!" sprach sie unter Tränen. „Ich werde gewiß nichts verraten. Ich bin ja so einsam. Nur dich habe ich auf dieser Welt, nur dich, sonst nichts!"

„Habe Geduld!“ bat er ruhiger. „Ich hoffe, bald damit zu Ende zu sein; dann will ich herüber nach Funchal kommen mit meinem Fahrzeuge.“

Marion legte ihre Hände in den Schoß und schloß die Augen. Ja, sie wollte Geduld haben und warten! Doch ein häßlicher Gedanke überfiel sie plötzlich aus dem dunklen Hinterhalt.

Waldemar Quint überflog währenddessen die Zeitungen der letzten Woche.

Marion aber litt unsäglich unter der Tyrannei des finsteren Argwohns, den sie nicht mehr von sich abschütteln konnte. Purpurn färbten sich ihre Wangen, ihr Atem ging hastig. Ihre Augen erweiterten sich, als sie Waldemar Quint prüfend von der Seite ansah.

Er hatte ihr etwas zu verbergen. Er war kalt und unfreundlich. Hatte er dort drüben eine andere Frau? Und schon rissen ihr die Krallen der Eifersucht die Seele blutig.

Waldemar Quints Auge wurde starr. Ein unscheinbares Telegramm der „Times“ hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Es stand in einer Ecke, aber er hatte es doch gefunden; es war in Liverpool aufgegeben.

Und er las: der Kapitän der „Atlantic“, die eben aus New York zurückgekehrt ist, sichtete auf der Rückreise unter dem vierzigsten Grad westlicher Länge und dem dreiundvierzigsten Grad nördlicher Breite ein kleines Felseneiland, das offenbar durch eine unterseeische Katastrophe über den Meeresspiegel gehoben worden ist. Es zeigt bei einer Höhe von zweitausend Fuß starke Zerklüftung und scharfe Spitzen. Sein Umfang wird auf vier Seemeilen geschätzt. Man bringt den Namen „Thule“ in Vorschlag.

Darunter fand Waldemar Quint die Bemerkung der Redaktion: Wie wir hören, hat der Kriegsminister

den Kreuzer „Hermes" dazu bestimmt, diese neuentdeckte Insel für die Krone Englands in Besitz zu nehmen. Er wird am Sonnabend von Plymouth aus in See gehen.

Waldemar Quint sprang auf.

„Willst du schon gehen?" fragte Marion.

„Ich muß!" rief er rasch. „Ich muß in drei Tagen in England sein. Was haben wir heute? Dienstag. Die Zeitung ist heut mittag angekommen, drei Tage war sie unterwegs. Also ist sie Sonnabend gedruckt worden. Die Herren in London nehmen sich Zeit. Sie sind ihrer Sache sicher."

„Was hast du?" fragte Marion verwundert, die in seinen hastig herausgestoßenen Worten keinen Zusammenhang fand.

„Leb' wohl!" rief er und griff zum Hut. Kühl war sein Kuß. Kühl war die Nachtluft, die Marion draußen entgegenschlug.

„Der Dampfer fährt ja erst morgen mittag!" sagte sie leise.

„Ich weiß es," gab er zurück. „Ich habe vorher noch verschiedenes zu ordnen. Du erhälst Nachricht."

„Nimm mich mit!" rief sie ihm nach, und Tränen zitterten in ihren Worten. Aber er hörte es nicht mehr.

Marion saß wieder allein, und der finstere Argwohn bekam wieder Macht über ihre gequälte, verlassene Seele.

Waldemar Quint holte den Maschinisten aus der Quinta Vigia und fuhr mit ihm sofort zur Deserta zurück. Auf dem Wege setzte er ihm auseinander, wie er die neue Station im Hauptquartier einzurichten hätte. Der zweite Reserveapparat war zu montieren. Als Zuleiter mußte ein neuer Pilot gebaut werden. Bis zu seiner Fertigstellung sollten ein paar Versuchsballons seine Stelle vertreten.

Er selbst betrat mit dem Trimmer die Gondel. Alle Vorräte an Wasserstoffkristallen und Sprengkapseln nahm er mit, Proviant für Monate, denn dieses Fahrzeug vertrug eine sehr schwere Belastung, weil zwei Mann von der Besatzung ausgeschieden waren. Der Maschinist bekam den Oberbefehl über die Zurückbleibenden. Der Quartiermeister mußte den Telegraph bewachen.

Waldemar Quint verließ noch vor Sonnenaufgang das Hauptquartier auf der großen Deserta und fuhr genau nach Norden.

Um die Morgendämmerung sichtete Waldemar Quint querab Steuerbord das Kap Finisterre. Er hatte nachtsüber eine starke Stromversetzung gehabt; aber er berichtigte den Kurs nicht und ließ sich weiter nach Osten abtreiben. Kurz nachdem die Sonne heraufgekommen war, meldete sich der Kapitän.

„Insel in Sicht!"

„Sofort in Besitz nehmen!"

„Nicht verstanden. Die Wellen sind zu schwach. Pilot höher!"

Waldemar Quint ließ ihn tausend Meter höher hinauf und wiederholte das Telegramm. Jetzt wurde es von drüben bestätigt.

„Parole?" fragte Waldemar Quint.

„Nicht sehen lassen!" antwortete der Kapitän.

„Hütet euch vor den Wolken!"

„Die Luft ist klar."

Dann schwieg der Apparat eine halbe Stunde lang. Plötzlich meldete sich das Hauptquartier, um die gesamte Unterhaltung zu wiederholen. Aber die Wellen waren sehr schwach.

„Ist der neue Pilot noch nicht fertig?" fragte Waldemar Quint an.

„Arbeiten alle daran!"

„Warum sind die Wellen schwach?"

„Drei kleine Versuchsballons oben. Starker Nordwest. Drückt sie weit herunter."

Kurz vor Mittag wurden die Zeichen vom Hauptquartier unverständlich. Waldemar Quint hielt das Fahrzeug an, wickelte das Fesseltau des Piloten ganz ab und versuchte mit der gesamten elektrischen Energie, die ihm zur Verfügung stand, diese Verbindung zu erzwingen.

Da schlug siebenmal der Empfänger an.

„Pilot sobald als möglich hinauf!" befahl Waldemar Quint.

„Morgen früh!" kam es zurück aber stark verstümmelt. Dann war nichts mehr zu hören. Waldemar Quint wollte schon den Motor wieder einschalten.

Plötzlich aber schlug der Apparat wieder siebenmal an.

„Wir stehen über der Insel!" meldete der Alte.

„Sofort Flagge hissen!"

„Kriegsschiff liegt in der Nähe."

„Engländer?"

„Scheint nicht. Ganz alter Typ. Nehmen Lotungen vor."

„Deutsches Vermessungsschiff ohne Gefechtswert," meldete gleich darauf der Kapitän, der sich mit seinem kleinen Ballon näher herangewagt hatte.

„Bleibt unbehelligt. Nachts landen und Flagge hissen. Warten, ich bin unterwegs."

Am Nachmittag des nächsten Tages, also am Freitag vor dem Sonnabend, an dem der Kreuzer „Hermes" von Plymouth abgehen sollte, befand sich Waldemar Quint über dem Eingang des Kanals. Ein leichter Nordwest versetzte ihn fünf Meilen in der Stunde. Die Küste von Frankreich dämmerte am Horizont. Er setzte den Hebel des Apparates in Be-

wegung. Sofort meldeten sich zwei Stationen: auf der französischen Seite die Quessants, auf der englischen St. Mary auf den Scilly-Inseln. Er ließ den Motor eine Viertelstunde gegen den Wind laufen, holte den Piloten auf tausend Meter herunter, um den Strom abzuschwächen, und legte wieder die Hand an den Taster.

Die Verbindung mit der französischen Küste war unterbrochen. Jetzt meldete sich nur noch der englische Beamte.

„Wer dort?“ fragte er.

Aber Waldemar Quint gab darauf keine Antwort.

Er telegraphierte: An den Kriegsminister in London. Die Insel Thule steht unter meinem Schutze. Ich werde das Abgehen des Kreuzers „Hermes“ für einen Bruch des Friedens ansehen. Halten Sie ihn zurück, sonst werden Sie ihn nicht wiedersehen. V.

„Absender?“ fragte der Beamte an, der den Sinn der Depesche noch nicht ganz erfaßt hatte.

„Setzen Sie eine lateinische Fünf darunter.“

„Ich werde das Telegramm nicht befördern!“ hämmerte der Engländer wütend.

„Man wird Sie für die Folgen verantwortlich machen. Repetieren!“

Der Beamte, der sich allmählich von seinem Aerger über diese grenzenlose Frechheit erholt hatte und jetzt geneigt war, das ganze für einen schlechten Scherz anzusehen, gehorchte und wiederholte: An den Kriegsminister in London. Die Insel Thule steht unter meinem Schutze. Ich werde das Abgehen des Kreuzers „Hermes“ für einen Bruch des Friedens ansehen. Halten Sie ihn zurück, sonst werden Sie ihn nicht wiedersehen. V.

„Sie sind verrückt!“ setzte der Engländer hinzu.

Aber Waldemar Quint ignorierte es.

„Sofort abschicken!" befahl er und setzte den Apparat ab.

„Idiot!" erwiderte der Beamte, doch er bekam keine Antwort mehr. Waldemar Quint hatte den Strom umgeschaltet, und sofort sauste das Fahrzeug, ohne zu wenden, nach Westen hinüber. Er übernahm die Wache. Der Trimmer legte sich schlafen.

Der Telegraphenbeamte auf St. Mary starrte auf den Papierstreifen und war unentschlossen, was er tun sollte. Wenn das Telegramm nicht gerade an den Marineminister gerichtet wäre, dann hätte er es ohne weiteres in den Papierkorb geworfen. Vielleicht bedeuteten die Worte auch ganz etwas anderes. Es gab ja keine Insel Thule! Vielleicht war es ein Scherz! Gab es irgend eine Macht der Erde, die Old-England Gesetze vorschreiben durfte? Es war sicher ein Scherz, aber ein verabredeter Scherz, auf den der Kriegsminister gewiß schon wartete. Und sofort setzte der Beamte den Apparat in Tätigkeit, um das Telegramm: „Aufgenommen St. Mary, Absender unbekannt." nach London weiterzugeben.

Am nächsten Morgen lag es auf dem Schreibtisch des Kriegsministers. Um elf Uhr erschien er, blätterte in den Papieren und kam an die Depesche aus St. Mary. Er schüttelte den Kopf und las sie dreimal. Dann drückte er auf den Knopf. Gleich darauf trat sein Sekretär ein.

„Kreuzer „Hermes" schon in See?"

„Heut morgen um sechs Uhr."

„Man kann ihn noch erreichen?"

„Bis morgen abend. Er hat neue Apparate an Bord."

„Was sagen Sie zu diesem Telegramm?"

Der Sekretär, der es schon kannte, zuckte mit den Schultern.

„Wollen Sie ihn zurückrufen?"

Der Minister überhörte diese Frage.

„Wer kann dieses Telegramm aufgegeben haben?"

„Legen Sie ihm überhaupt irgendwelche Bedeutung bei?"

„Sonst hätte ich es in den Papierkorb geworfen. Ich bitte um Ihre Meinung!"

„Man liebt uns nicht."

„Das wird uns niemals daran hindern, loyal zu handeln."

„Es kommt nur eine Macht in Frage."

„Sie meinen die Vereinigten Staaten? Wie denken Sie sich das?"

„Man wird in New York eine neue Kriegsführung erfunden haben. Vor einer offenen Erklärung fürchtet man sich. Also schickt man uns Freibeuter auf den Hals. Lassen wir uns einschüchtern, lachen sie sich drüben ins Fäustchen. Geht die Sache schief, hat man immer noch Zeit, von diesen Freibeutern offiziell abzurücken."

„Eine unmögliche Idee! Ueber der Insel weht schon seit acht Tagen der Unionjack. Sie wissen, daß der Kapitän der „Atlantic" ein Boot hinübergeschickt hat. Beantragen Sie dafür seine Dekorierung Nein! Amerika kann es nicht sein. Man hätte die Flagge sehen müssen."

„Eine Flagge kann man herunterholen."

„Den Unionjack nicht!"

„Wer will es verhindern? Wir haben augenblicklich kein einziges Schiff dort. Sofort, am nächsten Tage schon, hätten ein paar Linienschiffe abgehen müssen."

„Wir können unsere Kanalflotte um keine Kanone schwächen. Wir müßten ein Schiff aus dem Reservegeschwader herausnehmen."

„Und acht Tage verlieren, um es seeklar zu machen."

„Weshalb ereifern Sie sich, mein Lieber. Ich sehe nicht die geringste Gefahr. Außerdem halte ich diese kleine Felseninsel für viel zu unbedeutend, um sich darüber aufzuregen."

„Es kann ein Flottenstützpunkt werden von unschätzbarem Werte."

„Bis es wieder in die Tiefe sinkt. Aber angenommen, Ihre phantasievolle Freibeuteridee wäre richtig. Was wird geschehen? Man wird das Schiff oder auch die Schiffe in den Grund schießen. Es kostet ein paar Granaten mehr, das ist alles."

„Unterdessen haben sie unsere Flagge mit Füßen getreten."

„Sie werden es mit dem Leben bezahlen. Doch Ihre kühne Hypothese ist ganz und gar falsch. Dieses Telegramm ist ein schlechter Witz. Wir leben mit allen Völkern in Frieden."

„Solange unsere Schiffe in Gewässern kreuzen, die andere Völker als die ihrigen bezeichnen, solange leben wir nicht im Frieden."

„Nun gut. Wieviel Schiffe hätten Sie nach Thule geschickt?"

„Mindestens drei Linienschiffe und ein halbes Dutzend Kreuzer."

„Sie hätten sich lächerlich gemacht, mein Lieber! Man schlägt nicht mit Keulen nach einer Fliege."

Der Sekretär trat einen Schritt zurück, aber der Minister warf das Telegramm doch nicht in der Papierkorb. Nachdenklich las er noch einmal die drohenden Worte.

„Welche Linienschiffe liegen augenblicklich in Portland?"

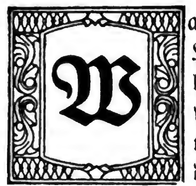
„Albion, Caesar, Cornwallis, Russell, Triumph, Jupiter und Glory."

„Nun gut! Ich will Ihnen entgegenkommen. „Triumph" soll morgen früh abgehen. Sie werden sich in acht Tagen überzeugt haben, daß wir diese Kohlen hätten sparen können."

Der Sekretär nickte und setzte die Verfügung auf, die der Minister sofort unterzeichnete.

Am Sonntagmorgen sechs Uhr verließ der „Triumph" die Reede von Portland mit dem Kurs nach Thule.

Vierzehntes Kapitel.



Waldemar Quint aber flog in einer Höhe von dreitausend Meter den beiden Schiffen voraus. Silbern wogte das Wolkenmeer unter ihm, tiefschwarz wölbte sich der Himmel darüber, und die Sonne hing darin wie ein weißglühender Eisenball.

Um dieselbe Zeit, als der „Triumph" die Reede von Portland verließ, meldete sich bei Waldemar Quint das Hauptquartier.

„Pilotballon oben."

„Sofort einen Reservepiloten in Arbeit nehmen."

Dann rief er die beiden anderen Fahrzeuge an.

„Flagge auf Thule gehißt?"

„Unmöglich. Starker Sturm aus Südwest und Wolkentreiben. Halten auf viertausend Meter Höhe. Kapitän hat einen Anker verloren. Sonst alles wohl."

Am Montagmorgen wurde er von Thule aus angerufen.

„Wolkentreiben läßt nach. Auf Thule weht die englische Flagge."

„Kein Schiff in Sicht?"

„Außer dem deutschen nichts in der Nähe. Im

Norden gestern zwei große Passagierdampfer. Sturm flaut ab."

„In zehn Stunden bin ich bei euch."

Als Waldemar Quint eintraf, sank die Sonne gerade unter den Horizont. Der Alte und der Kapitän kamen näher und hoben ihre Sprachrohre. Doch die Luft wollte ihre Stimmen nicht tragen. Sie mußten die Piloten steigen lassen, um in dichtere Luftschichten sinken zu können. Da die Dunkelheit wuchs und die Atmosphäre sich völlig beruhigt hatte, konnten sie auf fünfhundert Meter herunterkommen. Das deutsche Vermessungsschiff ging in der Nacht weiter vom Ufer ab.

Die drei Gondeln stellten sich untereinander: der Kapitän mit Miguel zu unterst, Waldemar Quint und der Heizer in der Mitte, und der Alte mit dem Jungen und Luiz zu oberst. Die drei Piloten strebten nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, um ihre Leittaue klar zu halten. An drei verschiedenen Stellen des Abendhimmels glimmten ihre drei rötlichen Sterne auf. Der Wachtposten auf dem deutschen Vermessungsschiff übersah sie im Gewimmel der leuchtenden Himmelsbilder.

Um Mitternacht senkten sich die drei Fahrzeuge auf die Insel. Aus der untersten Gondel fiel eine lange Strickleiter. Miguel stieg herunter. Als er mit dem Fuße die Erde berührte, riß der Kapitän an der Ventilleine.

Miguel hatte sich um den Leib eine hellblaue, seidene Flagge gewickelt. Sofort sprang er zum Ufer hinunter, wo der zweite Offizier der „Atlantic" an einem kleinen Mast den Unionjack gehißt hatte. Die schmutzigrote Flagge hing müde herunter. Miguel riß sie herunter. Dann knüpfte er die hellblaue Seidenflagge daran, wand sich den zerfetzten Unionjack wie eine Schärpe um den Leib und klomm wieder zu seinem Kapitän

empor. Aber er fand seinen Platz durch den Trimmer besetzt. Da stieg Miguel in die zweite Gondel zu seinem Herrn. Waldemar Quint nahm die erbeutete Flagge und warf sie in die Ecke. Dann reichte er den anderen Proviant und Trinkwasser zu. Noch vor dem Morgen zerstreuten sie sich wieder. Der Alte schob sich weit nach Osten vor, woher die englischen Kriegsschiffe zu erwarten waren, Waldemar Quint hob sich auf dreitausend Meter Höhe, um einen möglichst großen Gesichtskreis zu haben und mit dem Hauptquartier in Verbindung zu bleiben, und der Kapitän behielt aus einer Höhe von tausend Meter das deutsche Vermessungsschiff im Auge, das sich bei Sonnenaufgang wieder der Insel näherte.

Auf der Brücke des Schiffes standen der Kapitän und der erste Offizier im Gespräch.

„Es vergeht doch kein Tag," sagte der Kapitän, „wo ich mich nicht über diese Engländer ärgern muß."

„Was sollten wir mit diesem Felsen?" antwortete der Offizier.

„Freilich, uns ist er nichts wert; aber warten Sie's nur ab, was dieses verdammte Old-England daraus machen wird. Mit zweihundert Kanonen wird es ihn bespicken."

„Das kann uns recht sein. Je mehr es sich beschwert, um so schwerfälliger ist es. Rule Britannia! Das Deutsche Reich ist fünfhundert Jahre zu spät geboren."

„Und darüber soll man sich nicht ärgern?"

„Rule Britannia! Gegen dieses Wort läßt sich nicht pusten, auch nicht mit Dreißigzentimeter-Kanonen. Ich würde es für ein Unglück halten, wenn sich zwei Mächte um die Vorherrschaft über das Meer herumschlagen müßten. So ist doch wenigstens Ordnung

drin, wenn auch eine Ordnung, die uns Deutschen nicht angenehm ist."

„Nein, ganz und gar nicht."

„Aber lieber doch England, das seit fünfhundert Jahren an der Spitze der Zivilisation marschiert, als Rußland oder Japan."

„Deutschland in der Welt voran!"

„Dieses Wort scheint mir sehr gut für den Hausgebrauch zu passen. Aber der Wind weht noch immer von London. Und offen gestanden, ich halte es für kein Unglück, wenn die Welt englisch wird."

„Und Sie wollen ein deutscher Marineoffizier sein?"

„Sie sehen ja, daß ich nicht dazu tauge! Sonst hätte man mich nicht auf dieses Schiff geschickt."

„Das ist ein Ehrenposten!"

„So fasse ich ihn auch auf. Ich halte es für unsere Zukunft für wichtiger, eine neue Insel aufzunehmen, als die Flugbahn eines Geschosses zu berechnen."

„Nun," sagte der Kapitän und nickte grimmig, „ich sehe Sie schon übers Jahr auf einer großen Kastenschute der Hamburg-Amerika-Linie."

Plötzlich hob der Offizier das Fernglas ans Auge. Eben hatte die leichte Morgenbrise Waldemar Quints blaue Flagge entfaltet.

„Sehen Sie die Flagge?"

„Nicht einen Faden! Sie ist fort."

„Es ist eine andere Flagge gehißt! Eine hellblaue! Sie hat genau die Farbe des Himmels."

„Gottverdoria!" rief der Kapitän. „Seit wann flaggt Old-England hellblau?"

„Es gibt überhaupt keine hellblaue Flagge!"

„Wahrhaftig! Sie haben Recht. Eine hellblaue Flagge ist ein Unsinn. Es hat sich einer einen Witz gemacht."

„Wer?"

„Hoffentlich schiebt man es uns nicht in die Schuhe."

„Es muß doch jemand auf der Insel sein. Geben Sie den Befehl, dann laß ich ein Boot klar machen."

„Uns geht der Lappen nichts an. Darüber mag sich Old-England den Kopf zerbrechen. Ich werde mich in acht nehmen, meine Finger in diese Suppe zu stecken."

Dann drehten sie bei und begannen auf der anderen Seite der Insel ihr friedliches Eroberungswerk.

Auch am nächsten Morgen wehte die hellblaue Flagge. Nirgends war ein Schiff oder auch nur die Spur eines Rauchstreifens zu entdecken.

Als sie aber am Mittag in der Messe saßen, meldete die Wache: Kriegsschiff, Steuerbord, zwei Strich voraus!

Der Offizier eilte an Deck; der Kapitän folgte. Beide sahen, wie sich der große geschützte Kreuzer „Hermes" quer vor die Insel legte und beide Anker dort warf. Dann stieg drüben die Flagge am Achtersteven. Der Offizier setzte die Flöte an die Lippen, und das deutsche Schiff erwiderte den Gruß. Aber es blieb in angemessener Entfernung von dem grauen, englischen Ungetüm liegen, das seine drei Schlote kerzengerade in die Luft reckte.

Waldemar Quint war auf tausend Meter heruntergekommen und ließ das Glas nicht mehr von den Augen. Er sah, wie zwei Boote klar gemacht wurden und ans Ufer stießen. Etwa ein Dutzend Matrosen, bis an die Zähne bewaffnet, stürmten unter Anführung eines Offiziers mit lautem Hurra auf die blaue Flagge zu und rissen sie herunter.

„Herr!" rief Miguel empört. „Seht Ihr es, Herr!"

„Ich sehe es!" antwortete Waldemar Quint. „Sie werden es mit ihrem Leben bezahlen!"

An Stelle der hellblauen Flagge wehte wieder das leuchtende Rot des Unionjack. Die Boote kehrten zurück. Die Sonne versank. Der englische Kreuzer und das deutsche Vermessungsschiff steckte ihre Lichter aus.

Waldemar Quint faßte an den Taster des Apparats.

Sofort meldete sich der Kreuzer.

„Sie werden augenblicklich ankeraufgehen und nach England zurückkehren. V."

Als der Kommandant des Kreuzers die Worte las, wurde er wütend wie ein Stier. Er schickte sofort ein Boot an das deutsche Vermessungsschiff und ließ sich solche Späße verbitten.

Der deutsche Offizier bedauerte höflich, das Telegramm nicht abgeschickt zu haben, weil er keinen Apparat an Bord hätte. Die Engländer ruderten zurück. Eine Stunde später meldete der englische Apparat dieselben Worte. Der Kommandant wurde weiß wie Kreide. Er ließ klar zum Gefecht machen und mit den Scheinwerfern den Horizont absuchen. Kein Schiff war zu bemerken. Aber trotzdem wiederholten sich die drohenden Worte zum dritten Male. Der Kommandant ließ die beiden Heckgeschütze und das Buggeschütz abfeuern, zum Zeichen, daß er sich vor dem unsichtbaren Feind nicht fürchte. Kurz vor Mitternacht erklang der Hebel des Apparates zum vierten Male: „Verlassen Sie sofort das Schiff. Ich werde es in die Luft sprengen. V."

„Wer ist der Absender?" ließ der Kommandant fragen, doch es kam keine Antwort.

Da versammelte er seine Offiziere um sich.

„Es muß ein Unterseebot sein," sagte ein Sub-Leutnant, und alle stimmten bei. Der Kommandant ließ eine halbe Stunde la[illegible] Schiff herum ins Wasser schießen. Der Kreuzer spie ununterbrochen

Feuer und Eisen aus, und das Meer, das ihn trug, schäumte, als würde es mit Riesenruten gezüchtigt.

„Der Kerl ist verrückt geworden!" sagte der deutsche Kapitän und brachte seinen alten Vermessungskasten hinter der Insel in Sicherheit.

Waldemar Quint aber senkte sich auf fünfhundert Meter herunter, zog das Schleppseil ein, um es vor Beschädigung zu bewahren, stellte sich genau über den Kreuzer und visierte mit einem dünnen Tau, an das ein schwerer Eisenbolzen gebunden war, in den mittleren Schlot des Kreuzers. Dann ließ er eine große Sprengkapsel hinuntergleiten. Kurz darauf spie sich das krachende Schiff unter einem ohrenzerreißenden Donnerschlag in Eisen, Feuer und Dampf auseinander und versank spurlos in die Tiefe.

Vom deutschen Vermessungsschiff kam sofort Hilfe. Aber man konnte nur einen einzigen Mann auffischen.

Am nächsten Morgen wehte auf Thule wieder die hellblaue Flagge.

Als der Kommandant des „Triumph" am nächsten Vormittag die Insel Thule in Sicht bekam, öffnete er seinen Geheimbefehl. Er wurde darin an die Verfügung gewiesen, die man dem Kreuzer „Hermes" mitgegeben hatte. Von diesem Kreuzer aber war keine Spur zu entdecken.

Im weiten Bogen fuhr das zweischlotige Zwölftausendtonsschiff um die Insel herum, die ein zarter, silberduftiger Dunst einhüllte. Auf der anderen Seite lag das deutsche Vermessungsschiff. Flaggen stiegen auf beiden Seiten empor. Vom Bord des „Triumph" löste sich ein Boot. Gleich darauf trat der englische Kommandant an Bord des deutschen Schiffes. Am Fallreep wurde er höflich von dem Offizier in Empfang genommen. Der führte ihn sofort zum Kapitän.

„Sie haben mir etwas mitzuteilen?“ fragte der Engländer auf englisch.

„Jawohl!“ erwiderte der deutsche Kapitän auf deutsch und lachte grimmig in seinen Bart. „Sie suchen den Kreuzer „Hermes“. Er ist vor zwölf Stunden in die Luft geflogen.“

Der Engländer prallte zurück.

„Offenbar eine Kesselexplosion,“ setzte der Kapitän hinzu. „Wir haben einen Mann aufgefischt.“

„Wo ist der Mann?“ fragte der Engländer.

„Er ist bereits im Boot,“ antwortete der Offizier.

„Ich danke Ihnen!“ sagte der englische Kommandant, grüßte und wollte gehen.

Aber er kam noch einmal zurück.

„Sie nehmen hier Vermessungen vor?“

„Seit vierzehn Tagen. Irgendeiner muß es doch tun. Dieser Felsen liegt dicht an der New Yorker Route. Und ich dächte, daß wir allen Grund haben, uns um die nautische Sicherheit dieses Weges zu kümmern. England hat leider noch keine Zeit dazu gefunden.“

„Es ist kein anderes Schiff außer Ihnen hier gewesen?“

„Ein paar französische Fischerboote,“ antwortete der Offizier.

„Und Sie haben sich nur mit Vermessungen beschäftigt?“

„Sie sind sehr neugierig,“ erwiderte der Kapitän und strich sich den Bart, denn er hatte den Gedankengang des Engländers erraten. „Sehen wir aus wie Streuminendampfer?“

„Wollen Sie mir erlauben, Ihr Schiff genau zu besichtigen?“ fragte der Kommandant, um einige Grade vorsichtiger.

Der Kapitän zögerte mit der Antwort.

„Ich wiederhole meine Bitte," sprach der Engländer höflich. „Ich könnte sonst die Besichtigung mit Gewalt erzwingen. Ich bin überzeugt, daß Sie nichts zu verbergen haben. Aber versetzen Sie sich in meine Lage, und Sie werden nicht anders handeln können. Ich wiederhole zum dritten Male meine Bitte."

Der Offizier trat einen Schritt vor.

„Führen Sie den Herrn herum," sagte der Kapitän knurrend, „und zeigen Sie ihm alles, was er zu sehen wünscht."

„Ich danke Ihnen!" antwortete der Engländer artig und stieg mit dem Offizier hinunter.

Nach einer halben Stunde verließ er das Schiff. Der Offizier begleitete ihn bis ans Fallreep. Mit einem kräftigen Händedruck nahmen sie Abschied voneinander.

Der Offizier stieg wieder auf die Kommandobrücke.

„Ein höflicher Mann!" sagte er zum Kapitän.

„Wenn sie alle so wären," gab der zurück, „dann könnte man es schon mit Ihnen aushalten. Aber die meisten sind grob, weil sie wissen, daß sie die Macht haben."

„Sie unterschätzen das erziehliche Moment des Machtbewußtseins. Es allein schafft das Gefühl der Verantwortlichkeit. Dieser Mann besaß es!"

„Haben Sie in auf die blaue Flagge aufmerksam gemacht?"

„Er hat nicht danach gefragt."

„Man kann sie heut überhaupt nicht sehen," erwiderte der Kapitän, nachdem er lange durch das Glas geschaut hatte.

„Ich sehe sie," sagte der Offizier. „Wer aber nicht weiß, daß sie da hängt, der soll sie erst finden."

Dann wandte er sich um. Der „Triumph" drehte von der Insel ab.

„Sie fahren nach Hause!"

„Das Gescheiteste, was sie tun können!“ brummte der Kapitän.

„Und Sie glauben wirklich, daß es sich nur um eine Kesselexplosion gehandelt hat?“

„Wissen Sie etwas Besseres?“

„Aber das Telegramm! Der Kapitän soll ja wie ein Wilder über das Deck getobt haben. Wer hat das Telegramm geschickt?“

„Da drüben laufen viele Paketboote vorbei, die alle mit solchen Apparaten ausgerüstet sind.“

„Ich glaube trotzdem, daß es ein Torpedo war, das irgendein Kriegsschiff einer feindlichen Macht auf den Kreuzer abgegeben hat. Es hat sich im Schutze der Nacht wieder davongemacht, wie es gekommen war.“

„Welche Macht?“ fragte der Kapitän.

„Diese Insel liegt New York um acht Grade näher als London.“

Der Kapitän schüttelte nur den Kopf und schaute dem englischen Schlachtschiff nach, das schon auf dem Horizont saß.

„Wir können jetzt ein Boot klar machen.“

„Ich denke nicht daran! Ich werde froh sein, wenn wir hier mit den Lotungen fertig sind. Die Landverhältnisse mögen die Unionjacken selber aufnehmen. Haben Sie noch nicht genug von den vierzehn Monaten in Westindien?“

„Unter drei Wochen kommen wir hier nicht weg.“

„Nun gut! Aber keinen Tag länger. Wozu Zeit verlieren mit einer Landung? Sie sehen ja, wie argwöhnisch diese Leute sind. Zuletzt haben wir die blaue Flagge aufgesteckt, um ihnen einen Schabernack zu spielen!“

Der Offizier drehte am Maschinentelegraphen und ließ die Bramsegel beisetzen.

Das alte Vermessungsschiff luvte unter Mithilfe der Schraube etwas vom Strande ab. Die Arbeit wurde fortgesetzt. Gegen Abend fanden sie in einer Tiefe von sechzig Meter eine Bank, die sich bis auf zehn Meilen Entfernung von der Insel aus erstreckte. Sie gingen auf der Bank vor Anker, um am nächsten Morgen mit ihrer Einzeichnung beginnen zu können.

Waldemar Quint sah das englische Kriegsschiff mit Befriedigung davondampfen. Er war nicht gekommen, um zu töten, sondern durch den Schrecken den Frieden der Welt zu erzwingen. Die Flucht des Schlachtschiffes war der erste Triumph dieser Furcht. Es war der erste Schritt auf seiner Bahn, das Meer zu befreien und die Mächte der Menschheitsentwicklung, die sich in den mörderischen Rüstungen der Völkerkriege erschöpften, für das höhere Ziel der Völkereintracht zu entfesseln.

Am Abend stieg er auf die Insel herunter und nahm sie in näheren Augenschein. Der Alte und der Kapitän begleiteten ihn. Sie blieben auch den nächsten Tag an Land, um eine Karte aufzunehmen. Die beiden großen Fahrzeuge standen nach Osten und Westen hin auf Posten, während sich Miguel mit dem kleineren an der Aufnahme der Insel beteiligte. Vom deutschen Vermessungsschiff aus konnten sie nicht beobachtet werden, das saß hinter dem Horizont und streckte nur die Mastspitzen darüber

Die Insel hatte eine ovale Form, deren Längsachse von Nordnordwest nach Südsüdost lief. Der Umfang betrug drei und eine halbe Seemeile. Ringsum besaß sie einen flachen Strand, der alle Eigenschaften des gehobenen Meeresbodens aufwies. In der Mitte hatten riesige Basaltfelsen und Trachyblöcke diesen Meeresboden gesprengt. Nackt und kahl erhoben sich diese wildzerrissenen Berge bis zu einer Höhe von drei-

hundert Meter. Nirgends war eine Spur organischen Lebens. Auch die Vögel des Meeres hatten die Insel noch nicht gefunden. Mit Hilfe der Strickleiter, die Miguel mit seiner Gondel über die Felsen führte, wurde es Waldemar Quint leicht, die schroffen Abhänge hinaufzukommen. Auch der Alte und der Kapitän schwangen sich auf diese Weise empor. Um die Mittagszeit standen sie auf der höchsten Spitze. Miguel schwebte in seiner Gondel dicht über ihnen.

„Viel ist hier nicht zu holen," sagte der Kapitän. „Steine haben wir auf der Deserta genug."

„Wir wollen auch nichts holen," erwiderte Waldemar Quint, „wir wollen etwas bringen."

„Was nun?" fragte der Alte.

„Wir werden unsere Eroberung verteidigen," sagte Waldemar Quint.

„Wir sollten lieber sofort zum Angriff übergehen," sagte der Alte. Dem pflichtete der Kapitän sofort bei. „Solange man unsere Mittel nicht kennt, sind wir unangreifbar. Wir fahren nach England hinüber und schlagen alle Schiffe entzwei. auch die noch auf den Helgen sitzen. Wer nicht vorher heruntergeht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er mit versackt. Wir melden es jedesmal vorher an. In acht Tagen können wir es hinter uns haben. Ist erst England geduckt. dann rüsten die andern schon von selbst ab."

„Und dann gehen wir gegen die Landheere vor," setzte der Alte fort. „Das ist eine Kleinigkeit. Wir vernichten innerhalb eines halben Jahres alle Gewehr- und Geschützfabriken, alle Pulvermagazine, überhaupt die gesamte Industrie, die sich vom Kriege nährt."

„Nein!" antwortete Waldemar Quint, „so geht es nicht. Das ist nur eine äußerliche Heilung. Es muß von innen herauskommen. Die Furcht muß sie zum Frieden reif machen. Wozu Hunderttausend opfern, wenn Tausend genügen."

„Sie sind alle daran schuld," rief der Alte. „Am beste wäre es, die ganze Generation wegzurasieren."

„Nein!" sprach Waldemar Quint ernst. „Wir sind keine Mörder. Der Schrecken ist da, jetzt mag er wirken. Dieses letzte Mittel bleibt uns immer noch. Zunächst halten wir diese Insel fest. Wir werden hier oben einen Proviantvorrat aufsammeln, damit wir in unseren Bewegungen nicht an das Hauptquartier gebunden sind. Das große Fahrzeug wird ihn herbeiholen."

Der Alte machte sich bereit.

„Wer die Flagge antastet, wird in Grund gebohrt. Andere Leute, die in friedlicher Absicht landen, werden nicht behelligt. Nur von dem Proviantlager muß jeder ferngehalten werden. Ich selbst gehe mit Miguel und Luiz nach Osten und bin in drei Tagen wieder zurück."

Dann winkte er Miguel heran, der sie einzeln nach den anderen Fahrzeugen hinaufbrachte. Der Alte mit dem Jungen verschwand nach Ostsüdost, um den Proviant heranzubringen; der Kapitän und der Heizer blieben über der Insel Thule schweben, und Waldemar Quint fuhr mit Miguel und Luiz dem englischen Kanal zu. Am nächsten Abend schon konnte er die Station St. Mary auf den Scilly-Inseln anrufen. Er gab ein Telegramm an den Minister auf, ließ es wiederholen, schwieg auf alle Anfragen und kehrte sofort wieder nach Thule zurück.

Am Morgen auf dem Rückwege meldete das Hauptquartier das glückliche Eintreffen des Alten.

„Soll der Proviant im Boote herangeschleppt werden?"

„Boot gut dichten und abdecken, daß es nicht vollschlägt."

„Dann kann ich zwei Mann mitbringen."

„Ganz unnötig. Wir sind genug."

„Der Maschinist will mit."

„Muß dort bleiben."

„Der Reservepilot ist fertig."

„Maschinist geht sofort nach Funchal. Orientiert sich genau über die Zeitungen. Besonders London. Jeden Mittag werde ich anfragen. Bootsmann übernimmt das Kommando im Hauptquartier."

Der Quartiermeister, der den Apparat im Hauptquartier bediente, repetierte das Telegramm. Am Abend brachte der Bootsmann in der Barkasse den Maschinisten nach Madeira hinüber. Um Mitternacht erhob sich das große Fahrzeug mit dem Alten und dem Jungen, der Bootsmann laschte das Schlepptau am Proviantboot fest, über dessen Ruderbänken ein festes Deck lag, und in dessen Bordrand der Zimmermann Speigatte geschnitten hatte. —

Der englische Kriegsminister saß an seinem Schreibtisch und füllte die Bogen, die ihm sein Sekretär gebracht hatte, mit Unterschriften.

Plötzlich stürzte sein Sekretär unangemeldet herein. Sein Gesicht war bleich, mit zitternden Fingern legte er ein Telegramm auf den Tisch.

Der Minister las: „Aufgenommen St. Mary, aufgegeben an Bord des „Triumph". Kreuzer „Hermes" untergegangen. Ein Matrose gerettet. Bringe ihn mit."

Schweigend starrte der Minister auf die inhaltsvollen Worte.

„Wieviel Mann waren an Bord?" fragte er dann und versuchte kaltblütig zu lächeln.

„Vierhundertzwanzig," sagte der Sekretär, und seine Knie bebten.

„Vierhundertneunzehn werden nicht wiederkommen."

„Das ist der Krieg!"

Der Minister stand auf.

„Sie zittern ja! Warum zittern Sie? Die Leute

sind für Old-England und ihren König gestorben. Sie werden es selbst verschuldet haben. Sie werden unvorsichtig gewesen sein. Sie werden schlecht navigiert haben. Lassen Sie sofort bei dem Kommandanten des „Triumph" anfragen, welcher Art die Katastrophe war."

Der Sekretär verschwand. Kurz darauf warf der Apparat auf St. Mary seine Rufwellen hinaus nach Westen, woher sich das Schlachtschiff „Triumph" mit Volldampf näherte. Der Kommandant antwortete sofort.

Der Minister war unterdessen ans Fenster getreten und schaute in den Nebel hinaus. Dann lief er zum Papierkorb und wühlte darin herum. Er hob ein Blatt heraus uns las: An den Kriegsminister in London. Die Insel Thule steht unter meinem Schutze. Ich werde das Abgehen des Kreuzers „Hermes" für einen Bruch des Friedens ansehen. Halten Sie ihn zurück, sonst werden Sie ihn nicht wiedersehen. V.

Er starrte regungslos vor sich hin.

Da kam der Sekretär mit der Antwort des Kommandanten des „Triumph".

„Ursache unbekannt. Ich vermute Kesselexplosion. Hoffe morgen mittag in Plymouth zu sein."

„Also Kesselexplosion!" atmete der Minister auf. „Da steht es! Wo sind nun Ihre amerikanischen Freibeuter?"

Der Sekretär neigte den Kopf, aber er glaubte trotzdem nicht an diese Art des Unterganges.

„Benachrichtigen Sie den Kommandanten, daß er sich sofort hierher verfügt und den geretteten Matrosen mitbringt. Dann verbinden Sie mich mit dem Arsenal, das den Kreuzer „Hermes" ausgerüstet hat."

Der Sekretär verschwand. Der Minister überlas noch einmal die drei Telegramme und warf das eine, das er aus dem Papierkorb geholt hatte, wieder hin-

ein. Dann meldete sich am Telephon das Arsenal von Plymouth.

„Haben Sie irgendwelche Defekte an den Kesseln des Kreuzers „Hermes" entdeckt?" rief der Minister.

Die Frage wurde energisch verneint.

„Wie alt waren die Kessel?"

„Vor drei Jahren eingebaut. Bellevillekessel. Vor Abgang des Schiffes aufs sorgfältigste geprüft."

„Wie alt war das Schiff?"

„Neun Jahre."

Der Minister hängte den Hörer an. Dann rief er wieder den Sekretär.

„Haben Sie die Zeitungen schon benachrichtigt? Nicht? So tun Sie es. Sprechen Sie die Befürchtung aus. Es ist besser, man bereitet diesen Unfall vor. Schreiben Sie einstweilen: Ursache unbekannt. Wir wollen die Angelegenheit auf morgen vertagen."

Und der Minister kehrte zu seinen Briefen zurück.

Am Nachmittag des nächsten Tages meldete sich der Kommandant des „Triumph".

„Warum sind Sie zurückgekommen?" fragte der Minister, indem er ihm einen Stuhl anbot.

„Hier ist meine Order," erwiderte der Kommandant und legte ein Papier auf den Tisch. „Man hat mich an „Hermes" gewiesen. Der Kreuzer war nicht an seinem Platze."

„Haben Sie die Wrackstücke geborgen?"

„Nur die Flaggenstange. Das ist das Verdienst des Matrosen."

„Rufen Sie ihn herein."

Der Matrose erschien in der Tür, ein langer, dünner Mensch mit bleichem Gesicht. Er trug in den Händen ein zwei Meter langes Rundholz von der Dicke eines Schenkels, das er aufrecht vor sich hinstellte. Oben und unten war es zersplittert.

„Ist das die Flaggenstange des „Hermes“?“

Der Matrose nickte stumm.

„Berichte alles, was du weißt!“

Der Matrose aber wußte nicht, wo er anfangen sollte. Der Kommandant half ihm, wenn er nicht weiter konnte.

„Der Kapitän hat ins Wasser schießen lassen?“ fragte der Minister.

„Wohl eine halbe Stunde lang. Ich sollte die Hecklampe fortnehmen. Da gab's auf einmal einen Krach. Ich flog mit der Flaggenstange achtern über Bord. Mehr weiß ich nicht. Dann kamen die Deutschen und haben mich aufgefischt.“

„Es liegt ein deutsches Schiff da?“ fragte der Minister überrascht, aber er faßte sich sofort wieder. „Es ist gut, mein Sohn, stelle das Holz in die Ecke und geh' hinaus. Draußen wird man dir sagen, was du zu tun hast. Auch wird man dir eine Gratifikation geben.“

Der Matrose machte einen Kratzfuß und verschwand.

„Sie haben das deutsche Schiff sofort durchsucht?“ fragte der Minister.

„Man hat mir erlaubt, es in Augenschein zu nehmen. Es ist ein Vermessungsschiff. Von Westindien unterwegs. Bekam in Havanna ein Telegramm aus Berlin.“

Der Minister rief den Sekretär.

„Warum haben wir bei Thule kein Vermessungsschiff?“

„Alle unterwegs und augenblicklich nicht zu erreichen. Kreuzer „Hermes“ hatte den Auftrag, Lotungen vorzunehmen.“

„Der Kapitän hat Minen vermutet?“ fragte der Minister.

„Offenbar,“ antwortete der Kommandant des „Tri-

umph". „Anders ist dieses Schießen ins Wasser nicht erklärlich. Wer aber sollte die Minen gestreut haben?"

„Haben Sie bei dem deutschen Kapitän angefragt?"

„Jawohl!" erwiderte der Kommandant. „Er neigt auch zu der Ansicht, daß es eine Kesselexplosion war."

„Hat man die Explosion von diesem Schiffe aus beobachtet?"

„Nein! Leider nicht! Es befand sich auf der entgegengesetzten Seite der Insel. Der Offizier, der mich durch das Schiff führte, neigte allerdings zu der Ansicht, daß es ein feindliches Torpedo war."

„Wir haben keine Feinde, nur Freunde!" entschied der Minister und wandte sich an den Sekretär. „Es war eine innere Explosion, die das Schiff zerstört hat. Berichten Sie in diesem Sinne an die Zeitungen."

„Mister Moore von den „Times" war hier. Er wünschte nähere Angaben."

„Schicken Sie ihm den Matrosen auf die Redaktion."

Der Sekretär verschwand, ebenso der Kommandant, der sich sofort nach Plymouth auf den Weg machte. Der Minister blieb allein zurück. Wieder holte er aus dem Papierkorb die Depesche, dessen Absender sich nicht zu erkennen gegeben hatte. Was da stand, war eingetroffen. Und trotzdem war es eine Kesselexplosion. Es durfte nichts anderes sein!

Da brachte der Sekretär ein neues Telegramm. Es war noch verschlossen. Hastig erbrach es der Minister. Er las: „Aufgenommen St. Mary. Absender unbekannt. An den Kriegsminister in London. Kreuzer „Hermes" werden Sie nicht mehr wiedersehen. Das Meer ist frei. Ich werde jedes Kriegsschiff, das den Hafen verläßt, als Feind behandeln. V."

„Wer ist das?" stöhnte der Minister. „Wer ist dieser Ich?"

„Der Amerikaner,“ sagte der Sekretär und biß sich auf die bleichen Lippen. „Wenn es Torpedoboote gibt, die sechsunddreißig Meilen laufen, und Unterseeboote, die man nicht sehen kann, besonders nicht bei Nacht, dann muß man sich darauf gefaßt machen, gegen unsichtbare Feinde zu kämpfen. Sonst müssen wir Thule fahren lassen und unsere Flotte versteigern.“

Der Minister erhob sich und schritt langsam durch das Zimmer. Dann blieb er vor dem Sekretär stehen und streckte den Finger aus.

„Setzen Sie sich und schreiben Sie: Schlachtschiff „Triumph“, Kreuzer „Antrim“ und Kreuzer „Monmouth“ gehen sofort nach Thule in See und kehren nicht eher zurück, bis sie den Feind aufgespürt und vernichtet haben.“

Der Sekretär erhob sich.

„Und der Kreuzer „Hermes“?“ fragte er an der Tür.

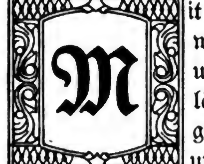
„Der Kreuzer „Hermes“ ist einer inneren Explosion zum Opfer gefallen. Ursache unbekannt. Untersuchung unmöglich, weil nur ein Mann gerettet ist. Es bleibt dabei. Wir sind im tiefsten Frieden. Nicht einen Satz in die Presse der beunruhigen könnte. Wir müssen ganz allein die Verantwortung tragen, solange wir nicht wissen, wer der Feind ist. Dann werden wir diese Schriftstücke veröffentlichen. Man würde uns für verrückt halten, täten wir es jetzt. Ist es nur eine amerikanische Räuberbande, denn ist es nicht nötig, das Volk und das Parlament zu beunruhigen.“

Der Sekretär verschwand lautlos mit dem Geheimbefehl.

Der Minister aber stützte den Kopf in die Hand und starrte lange auf die beiden Telegramme aus St. Mary. Welche Macht stand dahinter?

Ein heimlicher Krieg gegen einen heimlichen Feind! Er allein trug die Verantwortung! Langsam wurde es dunkel im Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel.



it zwanzig Meilen Geschwindigkeit wühlte sich das Schlachtschiff „Triumph“ durch die Wogen. Drei Kabellängen hinter ihm folgten genau ausgerichtet die beiden Kreuzer „Antrim“ und „Monmouth“.

„Antrim“, der dem Schlachtschiff an Größe wenig nachgab, hatte vier Schlote, der etwas kleinere „Monmouth“ nur drei. Eine halbe Meile voraus liefen die beiden Ozeanboote „Alfridi“ und „Tartar“, die eine Schnelligkeit von dreiunddreißig Meilen entwickeln konnten.

Auf der Brücke des „Triumph“ stand der Kommandant und dachte an den Geheimbefehl des Ministers.

„Und kehren nicht eher zurück, bis sie den Feind aufgespürt und vernichtet haben!“

Dieser tapfere Soldat zitterte bei dem Gedanken, gegen einen Feind kämpfen zu müssen, der unsichtbar war. Dieser Feind war unverwundbar. Der Kreuzer „Hermes“ war ihm zum Opfer gefallen. Alle Angriffs- und Verteidigungsmittel wurden gegen diesen Feind illusorisch. Man war ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Der Geheimbefehl des Ministers war das Todesurteil für die drei Schiffe. Im Innern des Kommandanten bäumte sich etwas dagegen auf. Es ging um Old-Englands Größe. War Old-England nicht groß genug? Wozu noch diesen wertlosen Steinhaufen erobern?

Aber er hielt mit Volldampf voraus den Kurs nach Thule inne. Am dritten Morgen wurden die Petroleumtanks der beiden Ozeanboote frisch aufgefüllt. Noch lag Thule sechshundert Meilen hinter dem westlichen Horizont, und trotzdem kam schon jetzt das Kommando: Klar zum Gefecht! Alles Entbehrliche verschwand vom Deck. Die Wachen wurden verdreifacht. Aeußerste Vorsicht und angestrengteste Wachsamkeit waren die einzigen Waffen gegen den furchtbaren Feind, der aufgespürt und vernichtet werden sollte.

Unterdessen näherte sich von Ostsüdost das große Luftfahrzeug, das vom Hauptquartier das Proviantboot herbeischleppte. Die Reise ging langsam vonstatten, denn das Boot hatte großen Tiefgang. Außerdem wehte bis zu den Azoren hin ein heftiger Westwind, über den sich der Ballon zwar erhob, der aber das Boot stark zurückdrückte. Hinter den Azoren drehte sich der Wind nach Süden und versetzte das Fahrzeug, das nun wieder tiefer dahinfuhr, stark nach Norden. Aber der Alte navigierte gut. Wenn er das Boot nicht zu schleppen gehabt hätte, wäre er längst in Thule gewesen. Mit dem Hauptquartier und mit Waldemar Quint blieb er in steter Verbindung. Auch das war ein Mittel, sich gut und schnell zu orientieren. Am vierten Morgen war er noch sechshundert Meilen von Thule entfernt. Da sichtete er weit im Norden drei große Kriegsschiffe, die aber mindestens fünf Knoten schneller Fahrt machten als er. Sofort meldete er es nach Thule hinüber.

„Drei Engländer unterwegs. Schätze dreißig Stunden."

„Wir erwarten sie," antwortete Waldemar Quint. „Beeilen! Apparat in Ruh!"

Der Alte gehorchte, stieg höher und fand eine günstigere Strömung.

Aber auch der Apparat des Schlachtschiffes „Triumph" hatte das Telegramm des Alten aufgefangen. Der Offizier, der den Apparat bediente, ging damit zum Kommandanten.

„Das Telegramm muß sofort entziffert werden," befahl er. „Nehmen Sie soviel Leute zu Hilfe, wie Sie brauchen. Geben Sie es auch an die anderen Schiffe."

Gleich darauf stiegen an der Leine des Schlachtschiffes die bunten Signalflaggen. Von den beiden Kreuzern wurde sofort geantwortet. Dann waren hundert Augen damit beschäftigt, das System zu entdecken, nachdem die Buchstaben zusammengefügt waren. Nach zwei Stunden riefen aus dem „Antrim" die bunten Flaggen:

„Drei Endländer unterwegs. Schätze dreißig Stunden." Der zweite Ingenieur-Leutnant hatte den Schlüssel gefunden und das Telegramm enträtselt.

„Es ist deutsch!" rief der Kommandant, aufs höchste überrascht. „Wieviel Stunden haben wir noch bis Thule?"

„Achtundzwanzig," antwortete der wachthabende Navigationsoffizier.

Der Feind war da. Denn das Telegramm Waldemar Quints hatte das Schlachtschiff nicht abfangen können, weil sein Apparat nur einen Umkreis von hundert Meilen beherrschte.

Der Kommandant las die Worte immer und immer wieder. Wer hatte das Telegramm abgeschickt? An wen war es gerichtet? Stammte es von dem deutschen Vermessungsschiffe? Das war unmöglich! Der Feind konnte nur unter dem Wasser sein.

Vielleicht war es ein Spähboot, das er ausgesandt hatte! Vielleicht war dieses Boot in nächster Nähe, um seine Torpedos zu entsenden! Die Hände, die das Papier hielten, bebten. Siebenhundertfünfundzwanzig

Menschen waren an Bord. Der Kommandant mußte sich an das Geländer klammern. Mühsam schleppte er sich zu dem wachhabenden Offizier und gab seine Befehle.

„Mit Sonnenuntergang werden die Scheinwerfer in Tätigkeit gesetzt. Alles, was auftaucht, wird sofort unter schärfstes Feuer genommen. „Afridi" und „Tartar" gehen hinter die Front."

Wieder liefen die bunten Flaggen an der Leine auf und ab, um den Befehl weiterzugeben. Die beiden Ozeanboote scherten sofort auseinander, sausten im rückwärtsgewendeten Bogen um das Geschwader herum und schlossen sich hinten an.

Aber trotz angespanntester Aufmerksamkeit entdeckte man nichts, was auf die Annäherung des Feindes hätte schließen lassen. Die Nacht verlief ungestört. Bis in die helle Morgendämmerung hinein blitzten die Lichtkegel der Scheinwerfer in schnellen, regelmäßigen Pendelschwingungen über den Horizontkreis. Die Laternen waren abgeblendet. Nur das Flaggschiff führte ein kleines Hecklicht, nach dem sich die beiden Kreuzer und die beiden Ozeanboote richteten, die sich in das dunkle Dreieck zwischen den drei Panzerschiffen geflüchtet hatten. Die ganze Nacht hindurch strahlten die blendenden Augen der Kriegsungetüme. „Triumph" übernahm den vorderen Halbkreis, „Antrim" und „Monmouth" jeder einen hinteren Viertelkreis, „Afridi" und „Tartar" beleuchteten die beiden Flanken. Aber es wurde nichts aufgespürt.

Der Kommandant brachte die ganze Nacht auf der Brücke zu.

„Wann haben wir Thule in Sicht?" fragte er am Morgen den Navigationsoffizier.

„Heute abend um sechs."

„Ich werde ein paar Stunden schlafen. Wecken Sie mich, sobald irgend etwas vorfällt."

Aber es fiel nichts vor. Nur ein paar Segelboote kamen auf, die vom „Tartar" sofort untersucht wurden. Doch es waren nur harmlose französische Fischer, die nach Neufundland unterwegs waren.

„Thule in Sicht!" meldete der Offizier nach dem Mittag des vierten Tages.

Der Kommandant erhob sich, übermüdet und nervös. Er hatte keinen Schlaf gefunden.

Um fünf Uhr nachmittags ging das Geschwader drei Seemeilen vom Ufer zu Anker, genau in derselben Formation, wie es herangekommen war: „Triumph" an der Spitze, „Antrim" und „Monmouth" drei Kabellängen dahinter, die beiden Ozeanboote in der Mitte. Alle Nerven waren gespannt, die Geschütze waren geladen, rings um die Kolosse starrte ein Netz von festen Drahtschlingen, um die Torpedos aufzufangen. Aber nicht die geringste Spur eines Feindes war zu entdecken. Alle halben Stunden wurde wurden die Wachen abgelöst. Stunde um Stunde lauerten vierhundert Augen vergeblich über Bord. Dann kam die Nacht. Wieder wurden die Scheinwerfer in Bewegung gesetzt. Nach vorn, wo die Insel lag, schickte der „Triumph" seine blenden Strahlen, nach hinten warfen „Antrim" und „Monmouth" ihre leuchtenden Lichtbündel, vor deren kalter, weißer Helle es kein Verstecken gab. Die beiden Ozeanboote hatten sich dicht aneinander gelegt und konzentrierten die Kraft ihrer Lampen auf die Insel. Nirgends eine andere Bewegung als die der lautlos hin und her zuckenden Lichtbündel. Plötzlich starrten die beiden Augen der Ozeanboote auf einen Punkt. Man schraubte an den Lampen. Das Gesichtsfeld verkleinerte sich, die Gegensätze traten schärfer ins Licht. Der Strand blitzte auf mit den schwer dahinrollenden

Wogenkämmen. Jetzt kam das mächtige Auge des „Triumph“ zu Hilfe. Alle Gläser sichteten den Punkt. Aber noch konnte man nichts erkennen. Da schickte der Kommandant das eine Boot näher heran. In zehn Minuten war es wieder zurück.

„Es ist eine Flagge!“

„Unsere Flagge?“ fragte der Kommandant.

„Nein!“ kam's zurück. „Eine hellblaue! Sollen wir sie herunterholen?“

„Vor Sonnenaufgang wird nicht gelandet.“

Das Boot kehrte an seinen alten Platz zurück, und wieder fuhren fünf leuchtende Riesenaugen über den Horizont. Kein Mann schlief, die Wachen wurden alle halben Stunden abgelöst. Eine allgemeine Erschlaffung begann nach Mitternacht die gesamte Besatzung zu überfallen. Die Riesenaugen wurden müde, zögernder und unregelmäßiger schwangen sie hin und her. Der Kommandant hing über das Geländer gelehnt und hielt die Augen geschlossen. Aber er schlief nicht. Das Blut hämmerte in seinem Kopfe, als sollte er in Stücke gehen.

Waldemar Quint aber schlief hoch oben zweitausend Meter über der Insel Thule. Er wußte, wo der Feind war, den er vernichten wollte. Aber er schlief unruhig, und im Traume zuckte seine rechte Hand, als läge ein schweres Gewicht darin. Er ruhte in der Gondel des kleinen Ballons. Miguel wachte bei ihm. Das mittlere Fahrzeug, das der Kapitän befehligte, stand etwas tiefer nach Osten zu, um den Feind im Auge zu behalten. Die Telegraphenapparate waren direkt miteinander verbunden; ein dünner Leitungsdraht, der sich zwischen den beiden Gondeln spannte, übermittelte die Nachrichten mit Umgehung des Hochspannungsempfängers.

Der Kapitän, der allein in der Gondel wachte,

denn Luiz und der Heizer schliefen, hatte nichts zu melden. Die Engländer unten auf dem Meere verhielten sich bis auf ihre Scheinwerfer ruhig, die blaue Flagge wehte noch immer, keiner hatte bis jetzt das Ufer betreten.

Plötzlich tickte der Apparat. Miguel beugte sich zur Kompaßlampe, um die Nachricht zu entziffern. Aber Waldemar Quint, den der Ton des Schreiberhebels geweckt hatte, nahm es ihm aus der Hand.

„Im Südwest ein roter Stern."

Das war der Pilot des Alten, auf den sie gewartet hatten.

„Entgegenfahren. Soll im Bogen um die Insel herumgehen. Das Boot im Westen an den Strand setzen. Dann Schlepptaue einziehen und Leiter formieren."

Der Kapitän wiederholte das Telegramm. Der Leitungsdraht wurde drüben gelöst. Miguel ließ ihn hängen.

In einer Stunde war der Kapitän dem Alten auf Rufweite nahegekommen. Dicht über den Wogen strich er dahin, denn da unten wehte ein günstiger Wind. Jetzt brachten die beiden Fahrzeuge mit vereinten Kräften das Proviantboot an den Strand.

Waldemar Quint war wieder eingeschlafen.

„Sie sind da, Herr!" sagte Miguel und weckte ihn.

Ueber ihnen stand der Alte, unter ihnen der Kapitän.

Es war zwei Uhr nachts.

Von der oberen Gondel fiel ein Leitungsdraht herunter. Miguel knüpfte ihn fest. Der Kapitän fand den alten Leitungsdraht herunterhängen und schaltete seinen Apparat ein.

„Pilot herunterholen!" befahl Waldemar Quint.

Die Leiterstellung wurde aufgelöst. Der Alte schwenkte nach links, der Kapitän nach rechts. Die Leitungs-

drähte hingen im weiten Bogen herunter. Eine Viertelstunde später waren die Piloten niedergeholt und dicht über den Gondeln befestigt.

„Ich nehme das große Schiff, der Alte das kleinere mit den vier Schornsteinen, der Kapitän das mit den drei Schornsteinen. Der erste Schlot ist Zielpunkt. Die beiden Boote bleiben unbehelligt."

Die beiden anderen wiederholten den Angriffsbefehl.

„Ich gebe den ersten Schuß ab. Sobald ihr eure Stellungen eingenommen habt, meldet ihr euch. Halt!"

Fünfzehnhundert Meter über dem Meere standen die drei Fahrzeuge in Flankenlinie. Die Propeller, von den Akkumulatoren getrieben, fächelten leise gegen den schwachen Luftzug an, der sie nach Nordwest abtreiben wollte.

Waldemar Quint schaltete die große Induktionsspule des Senders in den Stromkreis ein. Dann faßte er den Taster.

„Sie werden sofort ankeraufgehen und nach Plymouth zurückkehren. V."

Eine Minute später hatte der Kommandant des „Triumph" dieses Telegramm in der Hand.

Der Feind war da!

„Klar zum Gefecht! Schotten dicht!" kommandierte er, ohne zu zittern. Jetzt kam der Kampf. Die furchtbare Zeit des Wartens war vorbei. Er straffte sich auf. Die Müdigkeit fiel von ihm ab. Raketensignale und Flackerfeuer verschiedener Farbe flammten auf dem Heck des Flaggschiffes auf. Sie wurden von den beiden Kreuzern wiederholt.

„Klar zum Gefecht. Schotten dicht!"

Fünf neue Riesenaugen taten sich auf, eine Lichtflu. ergoß sich über den Horizontkreis bis an die Wolken, die auf ihm lagerten.

Wehe dem Feind, der sich blicken ließ! Zweitausend und mehr Menschenaugen gierten nach ihm, und hundert schwarze Geschützschlünde lauerten ihm auf, um ihm den verderblichen Eisenhagel entgegenzuspeien.

Aber der Feind ließ sich nicht blicken. Eine halbe Stunde dauerte es. Die spähenden Augen erlahmten vor den zuckenden Lichtwogen, die lautlos und hastig über die Wellen sprangen.

Waldemar Quint stand mit dem kleinen Fahrzeug genau über dem „Triumph". Er ließ das dünne Zieltau in den ersten Schlot hinein. Niemand auf dem Schiffe hörte das Anschlagen des Eisenstückes, mit dem das Tau am unteren Ende beschwert war, auch nicht die Matrosen, die in der Vormars hinter den Revolverkanonen standen.

Gleich darauf meldeten der Alte und der Kapitän, daß sie ihre Stellungen eingenommen hatten. Waldemar Quint nahm sechs Sprengpatronen und hing sie an das Gleittau. Aber seine Hand zitterte. War es nötig, siebenhundert unschuldige Menschen in den Tod zu schicken! Genügte es nicht, dieses Ungetüm unschädlich zu machen, ohne so viele zu opfern? Und er legte vier Sprengpatronen wieder beiseite. Nur zwei blieben an der Drahtschlinge. Dann hob er das Gleittau aus dem Schlot heraus und senkte es zwischen die beiden Geschütztürme auf Steuerbordseite. Lange und vorsichtig visierte er durchs Glas, das er am Gondelbord angeschraubt hatte, und ließ die beiden Patronen hinuntergleiten.

Drei mächtige Detonationen, eine immer stärker als die andere, ertönten kurz hintereinander. Die beiden Kreuzer wurden von innen aufgerissen.

Das war der Feind, der unsichtbare Feind, gegen den es weder Angriff noch Verteidigung gab! Der Kommandant wurde lang aufs Deck hingeschleudert, wo

er besinnungslos liegen blieb. „Antrim“ und „Monmouth“ sanken sofort. Der Alte und der Kapitän hatten besser gezielt als Waldemar Quint. Denn das Flaggschiff hielt sich über Wasser. Mittschiffs Steuerbord hatte es ein Riesenleck, durch das sich in Strömen die Salzflut drängte. Die Maschinenräume liefen voll. Dann staute sich der Strom. Bis an die Ankerklüsen war der „Triumph“ eingesunken. Er war ein hilfloses Wrack.

Die beiden Ozeanboote schossen sofort zu den Kreuzern hinüber und konnten noch sieben Mann auffischen. Dann drängten sie sich ängstlich an das Schlachtschiff, als wollten sie bei ihm Hilfe suchen. Am Morgen erwachte der Kommandant aus seiner Betäubung.

Der Feind war fort. Er war wenigstens großmütig, dieser heimliche, heimtückische Feind!

Der Kommandant untersuchte das Leck. Es konnte nur ein Torpedotreffer sein. Jetzt zweifelte er nicht mehr daran, daß es eine submarine Flotte war, die ihn in der Nacht überfallen hatte. Die Schottenwände hielten dicht. Er gab sofort den Befehl, das Schiff zu entlasten. Die Geschütze wurden über Bord geworfen. Bojen bezeichneten die Stellen, wo man sie wieder emporziehen konnte. Masten und Schlote wurden dicht über Deck gekappt, die Munitionsräume entleert, die Wassertanks von den beiden Torpedobooten lenzgepumpt. Auch die Ankerketten mußte man slippen. Nach zwei Tagen stach der „Triumph“ im Schlepp der beiden Boote in See. Ein Bojenfeld ließ er zurück.

Die hellblaue Flagge flatterte stolz auf die Besiegten herunter. Erst als sich der „Triumph“ langsam vorwärts schob, schaute der Kommandant hinüber. Und er prägte sich die Farbe tief ins Gedächtnis, dieses helle, leuchtende Blau, vor dem das blutige Rot des Unionjack erblassen mußte.

„Flagge herunter!“ befahl er und deutete aufs Heck seines Wracks, von dem noch immer das Zeichen der drei vereinigten Königreiche flatterte. „Wir kommen als Besiegte heim. Wenn wir überhaupt noch heimkommen.“

Waldemar Quint ließ ihn unbehelligt davonziehen. Das deutsche Vermessungsschiff war nicht sichtbar, es saß weit draußen auf der Bank, die sich bis hundert Meilen nach Nordwesten streckte.

Als der „Triumph“ unter den Horizont versank, kam Waldemar Quint auf die Insel herunter, um den Proviant zu bergen. Er hatte die höchste Spitze der Insel als Lager ausersehen. Da gingen die beiden großen Fahrzeuge zu Anker, während der Kapitän und Miguel mit dem kleinen Fahrzeug die Wache übernahmen. Sie machten sich daran, die zahlreichen Bojen, die der „Triumph“ zurückgelassen hatte, aufzufischen und abzuschneiden. Sie hoben diese Holzstücke ins Lager hinauf, wo man Feuerholz gebrauchen konnte.

Luiz und der Junge schleppten indessen den Proviant aus dem Boote herauf.

Waldemar Quint aber sann auf eine Sicherung des Lagers und begann zu dem Zwecke die Verbindungen dieser Klippe mit den umliegenden Spitzen genau zu untersuchen. Dann legte er unter die Verbindungen größere Massen seines Sprengstoffes und entzündete sie. Die Verbindungen brachen zusammen; aus der Klippe wurde im Laufe einiger Tage ein kleines, achtzig Meter breites Hochplateau, das nach allen Seiten steil abfiel. In der Mitte war es tiefer als an den Rändern. In dieser Mulde sammelte sich bei Regenzeit Wasser. Man schlug daneben ein kleines Zelt auf, das mit blauem Ballonstoff bespannt wurde. Die Boote vergrub man in den Ufersand.

Als sie fertig waren, ging Waldemar Quint und der Alte um die Klippe herum und prüften genau die

Wände der neuen Festung. Bis auf eine Stelle war sie unbesteigbar. Aber auch diese Brücke wurde von aben her zertrümmert. Jetzt war die Burg uneinnehmbar. Nur an einer zweihundertstufigen Strickleiter war sie zu ersteigen.

Es entwickelte sich hier bald ein lebhaftes Lagerleben. Luiz fing Fische, denn Frischfleisch war begehrt. Der Junge kletterte in den Felsen herum und hatte das Glück, ein paar frische Eier zu greifen. Die Seevögel fanden sich ein und segelten in kühnen Bogen um die blauen Fahrzeuge, an die sie sich schnell gewöhnten. Dann löste der Alte und der Junge den Kapitän und Miguel ab. Jeden Mittag fragte Waldemar Quint durch das Hauptquartier bei dem Maschinisten an, was die Londoner Zeitungen schrieben. Aber außer dem Telegramm der „Times", das von der Kesselexplosion des Kreuzers „Hermes" berichtete und die ausgeschmückte Erzählung des geretteten Matrosen wiedergab, war nichts zu übermitteln. Acht Tage waren seit dem letzten Kampf vergangen.

Waldemar Quint wartete noch einen Tag. Dann wurde er unruhig. War der „Triumph" auf der Heimreise gesunken, oder kam er so langsam vorwärts! Aber er gab noch einen Tag zu.

Am Abend dieses Tages saß er mit dem Alten und dem Kapitän um das Lagerfeuer. Die beiden großen Fahrzeuge hingen an ihren Ankern und an ihren Piloten, die sich rastlos gegen den Westwind anquirlten. Miguel und der Junge standen mit dem kleinen Fahrzeuge gegen Osten hin auf Wache, hatten aber nichts zu melden: der Junge schlief, Miguel kaute seinen Priemen; das hatte er schon von dem Jungen gelernt. Der Heizer lag im Zelt.

„Warum gehen wir nicht gleich gegen England vor?" fragte der ungeduldige Kapitän.

„Weil wir zu schwach sind!" antwortete Waldemar Quint. „Wir sind noch zu schwach."

„Also bauen wir noch ein paar Ballons!" schlug der Alte vor.

„Woher die Bemannung nehmen?" gab Waldemar Quint zurück.

„Hol' mich der Teufel!" rief der Kapitän eifrig. „Das ist das wenigste! Es gibt noch viele solche Inseln wie Formigas. Und wenn nicht, dann klopfen wir einmal an die Gefängnisse auf dem Festlande. Wer will uns davon zurückhalten? Alle können wir ja nicht mitnehmen, aber vier bis fünf Mann, denk ich doch."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Weshalb nicht?" rief der Kapitän. „Fahren wir fünfmal hinüber, dann haben wir schon fünfundzwanzig. Das gibt sieben Ballons mehr, als wir jetzt haben. Fahren wir zehnmal —"

„Ueber Land?" fragte der Alte zweifelnd. „Da kommen wir nicht weit."

„Es gibt viele Gefängnisse, die am Meere liegen. Wo Wasser ist, können wir fahren, und noch ein Stück weiter."

„Ich habe an einer Nummer siebzehn genug!" knurrte der Alte.

„Ach was!" rief der Kapitän. „Wer sich nicht schickt, fliegt über Bord."

„Nein!" sagte Waldemar Quint nach langem Schweigen. „Wir sind stark genug, unser Werk allein zu vollbringen, nur dürfen wir nichts überhasten. Wir müssen warten, bis uns der Schrecken zu Hilfe kommt. Dann können wir es ohne Blut erzwingen. Ich bin kein Mörder!"

Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Alten nach Westen, um in St. Mary ein Telegramm an den Kriegsminister in London aufzugeben.

Sie trafen den „Triumph“ noch hundert Meilen vor den Scilly-Inseln. Mühsam schleppte er sich vorwärts, nur von einem Boot gezogen, das andere lag längseit und mußte seine ganze Kraft aufwenden, um das Wasser in den Räumen zu bezwingen, denn die Schotten hatten sich allmählich gelockert. So hatten die Besiegten das Land noch längst nicht in Sicht, als sie das Fahrzeug der Sieger eingeholt hatte.

Waldemar Quint überkam ein Gefühl der Genugtuung, als er das Wrack erkannte, das sich so tapfer über Wasser hielt. Und es würde sich auch noch weiter halten und die Menschen, die es trug, sicher an den Strand bringen!

Sechzehntes Kapitel.



Der Kriegsminister in London lief ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Vierzehn Tage lang war er ohne jede Nachricht geblieben. Seine Unruhe wuchs mit jeder Stunde. War von Thule nichts zu melden? Hielt sich der Feind verborgen? Wagte er keinen Angriff auf das starke Geschwader, das ihn aufspüren und vernichten sollte? Der fünfzehnte und der sechzehnte Tag verstrichen, ohne daß eins der beiden Ozeanboote gemeldet worden wäre. Sie hätten den Weg schon dreimal zurücklegen können!

War ihnen das Schicksal des „Hermes“ bereitet worden? Sie waren gebaut zum Angriff, nur zum Angriff, und besaßen keinerlei Schutzmittel und Verteidigungswaffen. Hatte sie der heimliche Feind unterwegs zum Sinken gebracht?

„Vermessungsschiff „Penguin“ soeben vor Ports-

mouth eingetroffen," meldete ihm ein Telegramm, das der Sekretär hereinbrachte.

„Es ist gut!" antwortete der Minister matt. „Er soll sich zum Auslaufen bereit halten."

Der Sekretär wollte wieder lautlos verschwinden, aber der Minister fuhr plötzlich auf und hielt ihn zurück.

„Wie lange ist das Geschwader nach Thule fort?"

„Es ist heute der siebzehnte Tag."

„Das ist furchtbar!" stöhnte der Minister auf und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. „Ich bitte um Ihre Meinung!"

„Ich fürchte —"

„Hören Sie auf!" schrie der Minister und sprang vom Stuhl. „Ich weiß, was Sie fürchten! Ich werde noch wahnsinnig werden! Das kann ein ganzes Volk zum Wahnsinn treiben!"

„Sie hätten gegen diesen furchtbaren Feind eine ganze Flotte schicken müssen. Nicht nur eine, alle Flotten Englands. Sie hätten ihn sofort erdrücken müssen."

„Ich habe keine Flotte übrig," rief der Minister. „Denken Sie an unsere Küsten, an unsere Kolonien, an unsere Handelsschiffe. Wir haben die ganze Welt zu bewachen. Was geht mich Thule an! Mag es nehmen, wer es will!"

„Es wäre das erstemal, daß England sich für besiegt erklärte. Der Feind, dem man Thule überläßt, wird sich nicht damit begnügen. Er muß vernichtet werden, sonst ist England in einem Jahre ein Wrack."

„Vernichten Sie einen Feind, den Sie nicht sehen!" schrie der Minister. „Vernichten Sie ihn immerhin. Ich bringe das Kunststück nicht fertig. Ich werde mit ihm unterhandeln. Ich werde um seine Bedingungen bitten. Auf der Stelle!"

„Wen wollen Sie bitten?"

„Sie werden mich sofort mit St. Mary verbinden! Er hat sich schon zweimal da angemeldet. Er wird es wieder tun."

„Unser Bureau ist direkt mit St. Mary verbunden."

„Nein! Hier auf meinem Schreibtisch will ich den Apparat haben. Suchen Sie einen zuverlässigen Telegraphisten."

„Ich werde es selbst übernehmen."

„Um so besser! Aber die Sache muß sofort in Angriff genommen werden. Teilen Sie der Station St. Mary mit, daß mein Apparat eingeschaltet wird, sobald sich der Unbekannte meldet."

Der Sekretär eilte hinaus.

Zwei Stunden später stand auf dem Schreibtisch des Ministers ein einfacher Telegraphenapparat mit Taster, Schreiber und Relais. Der Sekretär blieb dabei sitzen und probierte. Es antwortete St. Mary. Dann diktierte der Minister:

„Diese Leitung steht in direkter Verbindung mit dem Kriegsministerium. Der Minister will persönlich mit dem Absender der geheimnisvollen Telegramme in Verbindung treten. Sobald er sich wieder meldet, teilen Sie ihm das mit. Dann schalten Sie sofort diese Leitung ein."

St. Mary wiederholte das Telegramm.

„Legen Sie sich schlafen!" befahl der Minister und deutete auf das Sofa. „Wir werden abwechselnd wachen."

Der Sekretär gehorchte, aber er schlief nur auf einem Auge. Die ganze Nacht schritt der Minister auf dem weichen Teppich hin und her, doch der Hebel des Apparates bewegte sich nicht ein einziges Mal. Der Morgen graute. Unablässig schritt der Minister

auf und ab, seine Knie begannen zu zittern, seine Schritte wurden schwankend. Aber er setzte sich nicht hin, um sich nicht von der Müdigkeit überwältigen zu lassen.

Der Sekretär war noch immer nicht eingeschlafen. Man brachte die erste Post. Der Minister durchwühlte sie. Nichts war darunter, was über das Schicksal des nach Thule entsandten Geschwaders Aufschluß gab. Die Morgensonne griff an die Fenster, London war nebelfrei.

Plötzlich tickte der Schreiber mehrmals schnell hintereinander. Der Sekretär war mit einem Satz auf den Füßen und stürzte an den Schreibtisch.

„Hier St. Mary. Unbekannter eben gemeldet. Ich stelle die Verbindung her.

Der Beamte auf St. Mary verband den Relais des drahtlosen Empfängers mit der Leitung, die ins Kriegsministerium führte, und trat zurück. Aber er blieb in dem Stationsraume, um das Arbeiten der Apparate überwachen zu können. Und er hörte, ohne es hören zu wollen, an dem Ticken des Relaishebels, was der Kriegsminister mit dem Unbekannten verhandelte.

Zitternd beugte sich der Minister über den Apparat, auf dessen polierten Messingteilen der Glanz der Morgensonne lag. Der Sekretär buchstabierte den Papierstreifen herunter.

„An den Kriegsminister in London. „Antrim" und „Monmouth" vor Tule vernichtet. „Triumph" kommt als Wrack zurück. V. Repetieren."

„Sie sind mit dem Kriegsminister direkt verbunden. Er will mit Ihnen unterhandeln."

„Das ist mir lieb. Sie erklären sich für besiegt?"

„Welches sind Ihre Bedingungen?"

„Sie geben Thule auf."

„Ist bewilligt. Welcher Macht dienen Sie?"

„Nur mir selbst."

„Was bezwecken Sie?"

„Die Aufrichtung des Weltfriedens."

„Das ist auch unser Ziel. Weshalb bekämpfen Sie uns?"

„Um die Menschheit zu befreien. Sie rüsten ihre Flotte ab. Sammeln alle Schiffe auf der Reede von Portland, wo ich sie in einer Nacht vernichten werde. Für jeden Mann, der dabei zugrunde geht, werde ich von Ihnen Rechenschaft fordern."

„Dann ist England schutzlos seinen Feinden ausgeliefert."

„Ich werde es in Schutz nehmen."

„Sie besitzen eine Flotte von Unterseebooten?"

„Begnügen Sie sich mit Ihren Erfahrungen. Meine Kampfmittel sind in ihrer Wirkung unbegrenzt. Ich könnte aus London einen Schutthaufen machen."

„So verbünden Sie sich mit uns."

„Sobald Sie abgerüstet haben."

„Warum sollen gerade wir den Anfang machen?"

„Weil England die Wurzel alles Unfriedens ist. Weil England die erste Macht war, die schwimmende Mordmaschinen auf das freie Meer hinausgeschickt hat. Weil England die Hälfte der Erdkugel gestohlen hat."

„Englands Flagge aber war es, die das Meer befreit hat. Unsere Tradition ist es, die Polizeigewalt des Meeres zu üben."

„Diese Gewalt geht in meine Hände über. Werden Sie Ihre Flotte ausliefern?"

„Unmöglich. Ich bin außerstande, Ihnen eine Antwort darauf zu geben. Das setzt einen Parlamentsbeschluß voraus."

„Dann veranlassen Sie ihn."

„Unmöglich. Ein solcher Beschluß wird erst zu-

stande kommen, wenn der letzte Sohn Old-Englands zu Grabe getragen ist."

„Dann nehmen Sie die Verantwortung auf sich. Versammeln Sie Ihre Flotte zu einem großen Manöver in Portland, sorgen Sie dafür, daß die Besatzung an Land geht, und überlassen Sie mir das andere."

„Wer sind Sie?"

„Sobald England ohne Flotte ist, werde ich mich zu erkennen geben. Wollen Sie Ihre Flotte ausliefern?"

„An unseren Feind? Sie verlangen Unmögliches!"

„Ich bin nicht der Feind Englands. Ich bin der Feind des Krieges. Sobald Sie mir Ihre Schiffe ausgeliefert haben, bin ich Ihr Freund, wie der des ganzen englischen Volkes. Ihren Besitzstand an Kolonien garantiere ich im vollsten Umfange. Nur ein paar Flottenstützpunkte beanspruche ich für mich. Sie werden doch keinen Gebrauch davon machen können."

„Welche sind es?"

„Gibraltar, Malta, Cypern, Aden, Hongkong, St. Helena, Jamaika, Bermuda."

„Was wollen Sie damit?"

„Ich werde sie sämtlich zu freien Republiken erklären. Sie werden den Weltfrieden zu bewachen haben."

„Ihre Bedingungen sind für uns unannehmbar."

„Ich gebe Ihnen bis heut abend Bedenkzeit."

„Verbünden Sie sich mit uns. Treten Sie in Englands Dienste!"

Aber die Verbindung mit dem Unbekannten war unterbrochen. Der Beamte merkte an dem erfolglosen Rufen des Senders, daß das Gespräch von der einen Seite beendet war. Sofort schaltete er ihn aus und ließ den Papierstreifen seines Schreibers ablaufen.

„Haben Sie das Gespräch verstanden?" fragte ihn der Minister.

Der Beamte bejahte.

„Sie werden darüber das tiefste Stillschweigen beobachten. Der Unbekannte wird sich heut abend wieder melden. Setzen Sie uns sofort mit ihm in Verbindung. Schluß."

Der Beamte trat ans Fenster und starrte aufs Meer, das unter dem Westwind rauschte und hohe Spritzer gegen die scharfen Uferfelsen warf. Wer war dieser Unbekannte? Wankte die brandungsumpeitschte Klippe, auf der Old-England stand?

Der Minister ließ sich kraftlos in den Stuhl fallen.

„Schreiben Sie mir das Gespräch genau auf," befahl er mit matter Stimme. „Und dann gehen Sie nach Hause. Heut abend sind Sie zeitig hier."

Eilig fuhr die Feder des Sekretärs über das glatte Papier. Dann verschwand er. Der Minister las das Geschriebene. Das Ungeheuerliche dieser Forderung erdrückte ihn. Er fühlte eine Last auf seinen Schultern, unter der er zusammensank. Regungslos hockte er in seinem Sessel und stierte vor sich hin. Thule konnte er fahren lassen. Es galt nur, einen triftigen Grund zu finden. Dieser Grund mußte auf jeden Fall gefunden werden, um nicht noch mehr Schiffe nutzlos zu opfern. Ging der Feind jedoch zum Angriff über, dann Kampf bis zur Vernichtung!

Waldemar Quint aber fuhr langsam an der Kanalküste Englands hin und zeichnete sich alle Befestigungen und Docks in seine Karte. Es war eine leichte Arbeit. Aus einer Höhe von zweitausend Meter öffnete sich das Land unter ihm wie ein klares Bild, von dem er mit dem Glase alle Verhältnisse und Entfernungen ohne alle Mühe ablesen konnte. Am Abend war er wieder bei St Mary.

„Verbinden Sie mich mit dem Minister!" befahl er dem Beamten.

„Sie wünschen unsere Antwort. Sie lautet: Kampf bis aufs Messer."

„Ich gebe Ihnen ein halbes Jahr Frist. Dann werde ich auf der Reede von Portland sein. Ist Ihre Flotte nicht anwesend, so werde ich sie aufsuchen und vernichten, wo ich sie finde."

„Verbünden Sie sich mit uns. Treten Sie in Englands Dienste!" schlug der Minister vor.

Aber die Antwort blieb aus. Waldemar Quint hatte den Hebel herumgedreht, daß der Strom in den Motor griff, und sauste mit dreißig Meilen Geschwindigkeit hoch über dem Westwind auf Thule zu. St. Mary sank unter den Horizont.

Der Beamte schaute aus dem Fenster in die sinkende Dunkelheit hinaus. Da sah er weit draußen ein Wrack langsam vorbeiziehen, das Wrack eines dunkelgrauen Schlachtschiffes, ohne Masten und Schlote, über dessen Heck die weißen Brecher schlugen. Bewegungslos wie ein Sarg wurde es von zwei schwarzen Torpedobooten durch das Wasser geschleppt, langsam wie ein Trauerzug, ohne Flaggen und Wimpel, und der Wind riß den schwarzen Qualm der beiden Boote wie lange, flatternde Florbänder weit voraus.

Das war der „Triumph".

Nun wankte der Fels, auf dem Old-England stand!

Am nächsten Morgen trat der Kommandant des „Triumph" vor den Minister. Die Hand des tapferen Soldaten zitterte, als er sie in die des Ministers legte.

„Ich bitte um meine Entlassung," sagte er und überreichte den Bericht.

„Sie werden Ihre Entlassung nicht erhalten," er-

widerte der Minister, nachdem er die ersten Seiten des Berichts gelesen hatte. „Oder wollen Sie Old-England im Stiche lassen?"

„Ich kann nicht kämpfen gegen einen Feind, der unsichtbar bleibt."

„„Antrim" und „Monmouth" sind gesunken?"

„Binnen drei Minuten. Sieben Mann sind gerettet."

„Was sagen die Sachverständigen über das Leck des „Triumph"?"

„Es ist besser, ein neues Schiff zu bauen, als dieses Wrack zu reparieren."

Der Minister nickte, als wäre er nicht im geringsten überrascht, und las weiter.

„Sie haben ein deutsches Telegramm aufgefangen?" rief er plötzlich außer sich.

„Ich bin unfähig," erwiderte der Kommandant achselzuckend, „irgendwelche Schlüsse daraus zu ziehen."

Der Minister drückte auf den Knopf, und sofort erschien der Sekretär.

„Man hat auf dem „Triumph" ein Telegramm in deutscher Sprache abgefangen," sagte der Minister und wies auf den Bericht. „Drei Engländer unterwegs. Schätze dreißig Stunden." Ich bitte um Ihre Meinung?"

„Bewußte Irreführung."

„Das Telegramm war chiffriert."

„Um so mehr! Es sind die Vereinigten Staaten. Man weiß drüben, daß wir mit Deutschland nicht gut stehen. Man will unsere Aufmerksamkeit ablenken. Man will uns in einen Krieg mit Deutschland verwickeln, in dem wir niemals siegen können."

„Auch ich glaube nicht, daß Berlin dahinter steckt," warf der Kommandant ein. „Was in Deutschland an Schiffen gebaut wird, haben wir genau verfolgt. Eine

Flotte von Unterseebooten wäre uns gewiß nicht entgangen."

Der Kommandant erhob sich, doch der Minister hielt ihn zurück.

„Ich werde sofort sechs neue Schlachtschiffe in Bau geben. Das Parlament wird sie nachträglich bewilligen. Es werden Schiffe zu zwanzigtausend Tonnen sein. Sie werden spätestens in einem halben Jahre vom Stapel laufen. Das erste, das fertig wird, werden Sie erhalten. Bis dahin werden Sie das Kommando des Vermessungsschiffes „Penguin" übernehmen. Sie werden mit diesem Schiffe sofort in See gehen und bei Thule Lotungen vornehmen. Bis auf zwei Signalgeschütze wird man das Schiff abrüsten, daß über seine friedliche Mission kein Zweifel herrschen kann. Und Sie werden mit diesem Schiffe nicht eher zurückkommen, bis Sie den heimlichen Feind entdeckt haben."

„Das ist unmöglich. Geben Sie mir ein Mittel, durch das Wasser sehen zu können."

„Dieses Mittel ist noch nicht erfunden."

„Der Feind besitzt es. Anders ist seine Treffsicherheit nicht zu erklären. Wir sind völlig machtlos gegen ihn."

„Er kann nicht immer unter Wasser bleiben. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er auf Thule landet, daß er da einen Hafen hat oder einen einrichten will. Sie werden diese Insel möglichst unauffällig beobachten. Wir werden offiziell darauf verzichten. Das wird ihn sicher machen. Sie werden ihn belauschen. Es ist schon ein großer Schritt weiter, wenn wir wissen, welcher Art diese Boote sind. Sie werden auf Thule landen in der Absicht, die Küste aufzunehmen. Dabei werden Sie keinen Winkel undurchsucht lassen."

„Und wenn sich der Feind einer Landung widersetzt?" fragte der Kommandant.

„Dann werden Sie Gelegenheit haben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Im übrigen enthalten Sie sich jedes feindseligen Schrittes. Ich habe mit dem Feind einen Waffenstillstand auf ein halbes Jahr abgeschlossen."

„Und die hellblaue Flagge?"

„Waffenstillstand! Thule ist in der Hand des Feindes. Die Flagge wird nicht angetastet. Wir müssen ihn sicher machen."

Der Kommandant verneigte sich und ging zur Tür.

„Man wird Ihnen draußen Order geben. „Penguin" liegt in Portsmouth. Seien Sie wachsam, Sie wachen für uns alle. Ich werde Ihnen jede Woche ein Depeschenboot schicken."

Der Kommandant ging, und der Minister blieb mit seinem Sekretär allein.

„Wir müssen Thule fahren lassen. Es ist der einzige Punkt, wo wir den Feind fassen können. Wir werden es ihm wieder abnehmen, wenn wir wissen, wer er ist, der es uns abgenommen hat."

„Was geben wir an die Presse?" fragte der Sekretär und hob die Feder.

„Schreiben Sie: Messungen an der Insel haben ergeben, daß sie allmählich wieder in die Tiefe sinkt, aus der sie emporgestiegen ist. Deshalb verzichtet die Admiralität auf die Erwerbung der Insel für die Krone Englands."

Der Sekretär schaute auf.

„Veranlassen Sie, daß eine Kapazität auf dem Gebiete der Geologie an Bord des „Penguin" geht, um diese Vermutung autoritativ zu bestätigen. Geben Sie ihm einen Wink, daß uns viel daran liegt, diese Insel wieder verschwinden zu sehen."

„Mister Moore war hier," sagte der Sekretär, ohne seinen Platz zu verlassen. „Er will in einer Stunde

wiederkommen. Er wünscht Aufklärung über die drei Schiffsunfälle."

Der Minister fuhr sich verzweifelt über den blanken Schädel.

„Wie bei „Hermes," sagte er kurz.

„Also Kesselexplosion?" fragte der Sekretär ungläubig.

„Wissen Sie etwas Besseres?" Wollen Sie der Welt mitteilen, daß wir geschlagen sind?"

Der Sekretär erhob sich, um der Redaktion der „Times" den Bericht zu senden.

„Gibt sich Mister Moore nicht zufrieden damit, so schicken Sie ihn zu mir herein."

Mister Moore gab sich nicht zufrieden. Er sauste sofort den Strand hinunter nach Whitehall. Gleich darauf stand er vor dem Minister.

„Nehmen Sie Platz!" sagte der Minister zu dem rundlichen Redakteur, der lebhaft und asthmatisch auf ihn zutrat. Aber er nahm nicht Platz, er war viel zu aufgeregt.

„Auf einem und demselben Punkt vier Kesselexplosionen!" rief er außer sich. „Das nimmt uns kein Mensch ab. Man wird unsere Office steinigen, wenn wir das drucken. Was ist mit Thule? Das Volk hat ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren."

„Nun gut!" sagte der Minister ruhig, nachdem er dem rundlichen Herrn von den „Times" Zeit gelassen hatte, sich auszutoben. „Ich werde Ihnen die Wahrheit mitteilen. Und Sie selbst werden einsehen, daß das Volk diese Wahrheit nicht erfahren darf. Wir liegen im Kriege gegen einen furchtbaren Feind, den wir nicht kennen. Wir sind von diesem Feinde geschlagen. Wollen Sie dies in Ihre Zeitung schreiben? Es liegt an Ihnen, einen anderen Grund zu finden."

„Es sind Minen gelegt worden!" rief der Redakteur fassungslos. „Die Deutschen!"

„Ich weiß nicht von wem. Wollen Sie schreiben, daß England vor ein paar Minen davonläuft?"

„Niemals!" schrie der rundliche Herr außer sich.

Und auf der Stelle erfand seine wohlgeübte Journalisten-Phantasie einen plausiblen Grund für diese Unfälle. In wenigen Augenblicken hatte er das ganze vorliegende Tatsachenmaterial durchgearbeitet und unter einen ganz neuen Gesichtswinkel gebracht. Er schrieb und las dabei.

„Leider hat unsere gewaltige, meerbeherrschende, nie besiegte Flotte einen neuen, herben Verlust zu beklagen. Die beiden Kreuzer „Antrim" und „Monmouth" sind vernichtet, die Besatzung ist bis auf sieben Mann umgekommen. Das Linienschiff „Triumph" ist schwer beschädigt nach Plymouth zurückgekehrt. Diese drei Schiffe befanden sich auf einer Expedition nach der neuentdeckten Insel Thule, wo schon vor mehreren Wochen der Kreuzer „Hermes" untergegangen ist. Damals nahm man an, daß er einer Kesselexplosion zum Opfer gefallen sei, was sich nach den neuesten Erfahrungen glücklicherweise nicht bestätigt. Die Kessel der englischen Marine platzen nie. Alle diese Verluste sind vielmehr auf das Konto eines submarinen Vulkanausbruches zu setzen. Man wird es anderen Nationen überlassen, die mehr Schiffe als wir übrig haben, gegen submarine Vulkane zu kämpfen. Außerdem haben genaue Messungen ergeben, daß die Insel überraschend schnell und sicher in die Tiefe zurücksinkt, aus der sie emporgestiegen ist. Und so kann man der umsichtigen Admiralität nur volles Lob spenden, daß sie von weiteren Expeditionen Abstand nimmt. Die Insel ist englisch und bleibt englisch. Damit begnügen wir uns. Die Ehre Englands bleibt unangetastet. Verschmerzen wir den Verlust, der uns betroffen hat, und ehren wir die treuen

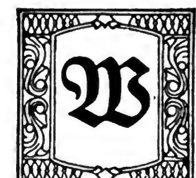
Tapferen, die ein Opfer ihrer Vaterlandsliebe geworden sind, durch dankbares Gedenken."

„Ich danke Ihnen!" rief der Minister und atmete auf. „Sie haben damit ein journalistisches Meisterwerk vollbracht."

Und Mister Moore, der Gewaltige der „Times", lächelte geschmeichelt.

Am nächsten Morgen stand Mister Moores journalistisches Meisterwerk in den „Times", am Mittag in allen anderen Zeitungen, die an der Themse gedruckt wurden. Er kannte seine Londoner zu gut, um nicht ganz genau zu wissen, was er ihnen bieten durfte. Und sie glaubten es, weil es in den „Times" stand, und beruhigten sich schnell.

Siebzehntes Kapitel.



Waldemar Quint, der wieder nach Thule zurückgekehrt war, empfing diesen Bericht vier Tage später durch den Maschinisten in der Quinta Vigia. Er ersah daraus, daß Old-England nicht an Frieden dachte. Er mußte den Schrecken stärker beschwören! Sofort verließ er Thule und kehrte mit allen drei Fahrzeugen nach dem Hauptquartier zurück. Die Ballonhüllen wurden gedichtet. Der Alte schleppte noch einmal ein Proviantboot nach Thule, kehrte aber gleich wieder zurück, denn die hellblaue Flagge wehte noch immer unangetastet.

Auch das große Fahrzeug wurde nun in die Halle gezogen und seines Gases entleert. Dann ging Waldemar Quint nach Funchal hinüber. Der Maschinist kehrte ins Hauptquartier zurück, um die Gerippe von zwei neuen Fahrzeugen zusammenzufügen. Es ging

jetzt ohne Waldemar Quints helfende und leitende Hand. Und die Erfolge über die unbesiegbare englische Flotte spornte die dreizehn zu höchstem Eifer an.

Währenddessen ließ Waldemar Quint seinen Dampfer seeklar machen und schickte ihn nach Antwerpen. Er wollte den englischen Postdampfer zur Ueberfahrt benutzen.

Mit Mister Rowley war er zufrieden. Die Einnahmen der Bank hielten sich schon seit mehreren Wochen auf einer sehr bedeutenden Höhe.

Dann ging er zu Marion hinauf.

„Du bist lange weggeblieben!“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Ich muß auch heute bald wieder fort.“

„Was tust du, sage es mir! Hast du denn gar kein Vertrauen zu mir?“

„Du darfst es nicht eher erfahren, bis ich es beendet habe. Keiner wird es vor dir erfahren. Ein halbes Jahr noch habe Geduld!“

„So lange!“ stöhnte sie. „Das halte ich nicht aus. Ich werde wahnsinnig, wenn du mich allein läßt. Du kommst von einer anderen! Du betrügst mich!“

Betroffen wich er einen Schritt zurück.

„Marion!“ rief er erschreckt. „Dieser Verdacht trifft mich nicht. Alles andere kannst du mir vorwerfen, nur dieses eine nicht. Ich habe zur Liebe keine Zeit.“

„Nein!“ schrie sie schrill. „Du hast keine Zeit für mich, weil du eine andere hast, die bei dir ist. Da drüben, auf der Deserta!“

„Ich bin dir treu, wie ich mir selbst bin.“

„Nein!“ schrie sie laut. „Du liebst mich nicht mehr, mich, die ich dir alles gegeben habe, was ein Weib geben kann.“

„Dein Verdacht ist kindisch!“

„Dann nimm mich mit auf die Deserta!“

„Noch nicht. Sobald ich fertig bin, werde ich nach Funchal herüberkommen. Und du wirst glücklich sein wie eine Königin."

„Königinnen sind niemals glücklich. Warum läßt du mich nicht an deinem Werke teilnehmen?"

„Weil du ein schwaches Weib bist. „Du würdest unter der Last zusammenbrechen!"

„Ich bin stark!" rief sie lebhaft.

„Dann habe Geduld!"

„Nur dazu habe ich keine Kraft. Warum soll ich gerade auf dich verzichten, ich, dein Weib, während du da drüben mit deinen Arbeitern haust. Gewöhnliche Arbeiter weihst du ein, mich nicht!"

„Es sind meine Freunde, meine Gehilfen, ich bin nicht mehr als jeder einzelne von ihnen."

„Du willst mich also nicht mit hinübernehmen?"

„Nein!"

„Dann werde ich selbst hinüberfahren!"

„Das verbiete ich dir! Du spielst um dein Leben, wenn du es tust. Und um das meine. Und um das meiner dreizehn Freunde. Oder du findest ein leeres Haus. Ich fahre morgen nach Europa. Willst du mit nach Paris?"

„Fahre mit der anderen!" rief sie unter Schluchzen.

Am nächsten Morgen fuhr Waldemar Quint allein nach Lissabon und von da nach Mitteleuropa, wo seine Bestellungen schon zum Versand fertig waren. Er sammelte sie in Antwerpen in den leeren Laderäumen seines Dampfers. Sechs Tage später kam er über Southampton allein zurück. Zu Marion ging er nicht hinauf.

Im Hauptquartier hatte man die beiden Stahlgerippe bereits montiert und zwischen zwei leeren Kraterrissen aufgehängt. Denn die drei Ballonhallen waren

durch die Fahrzeuge gefüllt. Waldemar Quint entwarf sofort den Plan einer vierten Halle.

Dann ging er mit dem großen Fahrzeug nach Thule. Der Alte und Miguel begleiteten ihn. Gleich darauf kam der Dampfer aus Antwerpen in Funchal an. Die Besatzung wurde abgemustert. In der Nacht wurde der Dampfer von dem Kapitän, der das Kommando im Hauptquartier führte, an die Deserta geführt und entlöscht. Zehn Tage später lag er wieder vor Funchal.

Der Maschinist ließ das eine Stahlgerippe in die leere Halle hängen und nahm sofort das Eindecken der vierten Kraterspalte, in der das letzte Gerippe hing, in Angriff. In vier Monaten sollten die neuen Fahrzeuge fertig sein.

Das deutsche Vermessungsschiff lag noch immer vor Thule. Es hatte durch einen kleinen Kreuzer eine Depesche aus Berlin erhalten und sollte zur Beobachtung dieser Insel weiter draußen bleiben. Die Veranlassung zu diesem Telegramm war die seltsame Behauptung der „Times“, daß bei Thule vier englische Kriegsschiffe ein Opfer submariner Vulkanausbrüche geworden waren. Dieser heimliche Verbündete mußte weiter im Auge behalten werden. Der deutsche Kapitän fluchte, parierte Order und gab sich damit zufrieden, daß man ihm vom Kreuzer frischen Proviant zureichte und die Kohlenvorräte ergänzte. Gleich darauf flitzte der Kreuzer wieder davon. Vor dem Eingang zum Kanal traf er den „Peguin“, dessen Abreise sich wegen einer Kesselreparatur um vierzehn Tage verzögert hatte; mit sechs Meilen Geschwindigkeit lief er gegen die scharfe Westbrise an auf dem Kurs nach Thule; das ging dreimal so langsam als die Ausreise des „Triumph“, aber doppelt so schnell als seine Heimreise. Der deutsche Kreuzer, der mit der Trift fünf-

undzwanzig Knoten machte, schaute hochmütig auf dieses Schiff herunter, das nur zwei Signalkanonen besaß altmodische Vorrichtungen zum Auffangen des Windes hatte und über die Wogen dahinkroch wie eine kranke Schnecke.

Und doch war dieses Schiff garnicht zu verachten, denn es hatte William Bellhamp, Englands berühmtesten Geologieprofessor an Bord. Das war nicht etwa ein alter, weißhaariger Herr mit dicken Brillengläsern, der daheim in stiller Gelehrtenklause, mit Schlafrock und Pantoffeln angetan, aus zweiunddreißig Werken seiner Vorgänger das dreiunddreißigste, epochemachende Standardwork schaffte. William Bellhamp hatte überhaupt noch kein Werk geschrieben. Er begnügte sich vor der Hand mit kurzen Artikeln, die er an die Presse gab und die sich durch kühne Hypothesen wie durch die Schlagkraft ihrer Beweisführung weiteste Beachtung errungen hatten. Zu größeren Arbeiten hatte William Bellhamp keine Zeit, denn er war fast immer auf Reisen. Als Bergsteiger, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, war er weit über England hinaus bekannt. Zwei Jahre war er in den Kanadischen Anden herumgeklettert. Wenn er erst mit seinen scharfen Augen einen Berg ansah, wußte er auch, was darunter war. Trotz dieser stupenden Gelehrsamkeit war er fröhlich und heiter wie ein Kind, konnte Witze erzählen wie ein Barbier und aufschneiden wie ein alter Seemann. Die Besatzung des „Penguin" kam nicht mehr aus dem Lachen heraus. Schon am frühen Morgen stampfte William Bellhamp, ein kurzer strammer Kerl, der nie die Pfeife aus dem Munde nahm, über das blanke Deck mit seinen genagelten Schuhen. Das nahm ihm keiner übel, nicht einmal die Matrosen, die nachher ihre liebe Not hatten, die Schrammen der Bergstiefel aus dem Teakholz zu polieren. Wenn William Bell-

hamp erschien, lachten sie alle, nur der Kommandant nicht.

Er kannte seinen Geheimbefehl zu gut. Es galt nicht, Berge zu besteigen und Steine zu zerklopfen, nicht Tiefen zu messen und Küstenlinien aufzunehmen, es galt, den Feind aufzuspüren, den heimlichen Feind, der Old-England ans Herz gegriffen hatte.

Und er schaute voraus und suchte nach diesem Feinde, aber er fand ihn nicht.

Da trat William Bellhamp auf die Brücke. Mit jedem Tritt ließ er einundzwanzig Nagellöcher hinter sich zurück.

„Sie alter Knurrhahn!" lachte er den Kommandanten aus. „Sie machen ja ein Gesicht wie ein geprügelter Schellfisch!"

Der Kommandant bemühte sich zu lächeln.

„Halten Sie diesen submarinen Vulkanausbruch für möglich?" fragte er.

„Möglich!" rief William Bellhamp und steckte die Hände in seine breiten Hosentaschen. „Auf dieser alten Erde ist ja alles möglich. Wenn sie auf irgend einer Stelle Seewasser ins Maul kriegt, dann fängt sie an zu speien, wie jeder vernünftige Mensch. Jetzt lassen Sie einmal auf dieser Stelle ein paar Schiffe liegen, das ist ungefähr so, als wenn ich ein paar Staubkörner auf der Lippe habe, dann werden Sie eben mit in die Höhe gespien. Und dafür sind unsere Schiffe leider noch nicht eingerichtet."

„Sie sind also überzeugt davon?"

„Ueberzeugen laß ich mich nur von Tatsachen, nicht von Vermutungen und Berichten. Auch nicht, wenn sie in den „Times" stehen. Ich werde sehen, sehen mit meinen zwei Augen. Das ist meine ganze Wissenschaft."

Das erste aber, was William Bellhamp auf Thule sah, war die blaue Flagge.

„Was ist das?"

„Irgendeine Landmarke!"

„Die beste Landmarke ist der Unionjack. Ich werde die Flagge herunternehmen!"

„Nein! Sie muß bleiben."

„Weshalb? Die blaue Flagge ist ein Unsinn, besonders diese hellblaue, die man gar nicht mit dem bloßen Auge entdecken kann. Weshalb weht sie dort? Ist diese Insel nicht englisch?"

„Der Befehl des Ministers!"

„Dann mag sie hängen bleiben! Aber Ihr Minister ist ein Dummkopf!"

Am nächsten Morgen begann er seine Untersuchungen. Er ließ sich auf den Ankerplatz des Geschwaders rudern und nahm genaue Lotungen vor. Der Meeresgrund zeigte schroffe Riffe und Spalten, tiefer aber als dreihundert Fuß war nirgends das Wasser.

„Zu welcher Ueberzeugung sind Sie gelangt?" fragte der Kommandant.

„Ueberzeugt bin ich noch nicht. Aber die Möglichkeit nähert sich der Wahrscheinlichkeit. Es sind da ein paar kleine Krater, die aus einer Tiefe von hundert Fuß schon ganz schön speien können, wenn sie sich beunruhigt fühlen. Der Kommandant des „Hermes" hat ins Wasser schießen lassen. Nut gut, ein Vulkan hat sich das zu Herzen genommen und wieder geschossen. Ein solcher Ausbruch kann natürlich nur einen Augenblick dauern, weil sich das Meer sofort wieder darüberwirft und ihm den Atem raubt, bis er wieder soviel Galle gesammelt hat, daß er das Spiel von vorn versucht."

„Also halten Sie es für sicher?"

„Es ist eine Hypothese. Man kann sie stützen, er-

stens durch den tatsächlichen Untergang der drei Schiffe, zweitens durch die verdächtige Bildung des Meeresbodens an dieser Stelle und drittens durch das Vorhandensein von vulkanischer Tätigkeit in der Nähe."

„Und dieser dritte Punkt fehlt!"

„Drehen Sie sich gefälligst um und beobachten Sie die höchste Spitze der Insel. Was sehen Sie? Einen feinen Rauchfaden."

Der Kommandant riß das Fernglas an die Augen.

„Sehen Sie den Rauch? Gerade auf der Mitte des abgeplatteten Scheitels. Kerzengerade steigt er in die Höhe. Es ist Wasserdampf mit Asche. Oben knickt er rechtwinklig um, da ist eine Luftströmung."

„Jetzt sehe ich ihn. Und Sie meinen wirklich, daß es ein Vulkan ist? Es können auch Menschen sein, die da ein Feuer angezündet haben."

„Das ist Ihre Hypothese. Wir wollen morgen hinaufsteigen und sehen, wer recht hat."

Damit war der Kommandant einverstanden.

„Also angenommen, Sie hätten Recht, wie erklären Sie das Leck des „Triumph"?"

„Ein Felsblock, ein Basaltblock von zwanzigtausend Tonnen Gewicht wird mit einer Geschwindigkeit von hundert Fuß in der Sekunde gegen einen Panzerturm geschleudert. Was wird in Trümmer gehen, der Felsblock oder der Panzerturm?"

„Aber durch das Wasser!"

„Sie haben eine sehr schwache Vorstellung von den Kräften des Erdinnern. Wenn diese Kräfte über nacht eine ganze Insel zwanzigtausend Fuß heben können, werden sie wohl auch noch einen lumpigen Panzerturm des „Triumph" zerschlagen können."

Am nächsten Morgen landeten William Bellhamp und der Kommandant auf der Insel Thule. Der Kommandant suchte nach Fußspuren, der Geolog nach erup-

tiven Gesteinsarten. Sie kletterten auf die steilen Basaltklippen und hielten Umschau. Ueberall vulkanisches Gestein, von einem Feinde Englands keine Spur. Sie kletterten wieder hinab und näherten sich der höchsten Spitze, auf der Waldemar Quint und der Alte um ein rauchloses Feuerchen saßen, in dem ein fetter Fisch briet. Das große Fahrzeug, in dessen Gondel Miguel wachte, war an der Klippe verankert und stand in einer Höhe von zweitausend Meter. Dem bloßen Auge wäre es nicht größer erschienen als eine Bohne, wenn es überhaupt sichtbar gewesen wäre. Aber es war blau, glänzend blau, wie der strahlende Himmel.

Und Miguel wachte gut. Noch ehe der Fisch fertig gebraten war, meldete im Zelt der Apparat, der durch das Schlepptau mit dem Ballon in Verbindung stand, daß sich zwei Engländer dem Lager bedenklich näherten.

„Sofort zweitausend Meter höher!" ließ Waldemar den Taster zurückrufen. „Am Abend wieder zurück. Wir werden allein mit ihnen fertig."

Der Alte löste das Schlepptau, das um eine Basaltspitze der Umwallung gewunden war, und Miguel machte sich nach Süden davon.

Unterdessen waren die beiden Bergsteiger am Fuße der Klippe angelangt.

„Ein Vulkan!" rief William Bellhamp mit freudiger Genugtuung, „ein frischer Vulkan. Wie eine Röhre ist er senkrecht durch die Insel gedrungen. Diese Röhre verdankt ihr Entstehen der plötzlichen Abkühlung durch das Wasser. Ein ganz eklatanter Schulfall. Die Aschenfelder fehlen noch. Wir werden hinaufsteigen."

Und er begann zu klettern. Und wie konnte William Bellhamp klettern! Der Kommandant bekam einen steifen Nacken und wurde fast schwindlig vor diesen Kletterkünsten. Aus einer Höhe von sieben Meter stürzte

der Geologe zum ersten Male ab. Aber dergleichen war er gewöhnt. Ohne die hätte ihm die liebe Wissenschaft nicht halb so viel Spaß gemacht. Er versuchte es noch an drei anderen Stellen. Immer mit dem gleichen Erfolg, daß er abstürzte und sich den Rücken rieb. Beim letzten Versuch blieb er liegen. Der Kommandant lief zu ihm hin.

„Ich muß hinauf!" stöhnte William Bellhamp und betastete sich Rücken und Schenkel. „Es wäre der erste Berg, den ich nicht besteigen könnte."

„Es ist unmöglich!"

„Nichts ist unmöglich!" stöhnte William Bellhamp. „Sie haben an Bord einen Raketenapparat. Sie werden ihn holen. Sofort! Wir werden eine Leine hinüberschießen. Ich muß hinauf! Bis sie zurück sind, bin ich wieder wohlauf!"

Nach zwei Stunden knatterte die erste Rakete gegen den Vulkan, den William Bellhamp erobern wollte. Sie fiel zu kurz. Eine zweite wurde abgebrannt. Im weiten Bogen flog sie über das Hochplateau auf dem Waldemar Quint und der Alte gerade den Fisch aus der Asche hoben, und fiel auf der anderen Seite wieder herunter. Quer über das Lager spannte sich eine dünne Leine.

„Das wird mir denn doch zu arg!" knurrte der Alte und griff zum Messer. Aber Waldemar Quint hielt ihn zurück. Die dünne Leine straffte sich, fing an zu laufen und holte ein siebenkardeeliges Tau herauf. Das bewegte sich eine Weile, bis es stand. Dann steifte es sich.

„Der Kerl kommt uns noch über den Hals" rief der Alte erbost.

„Geduld! Er ist noch nicht hoch genug!" erwiderte Waldemar Quint und ergriff einen flammenden Feuerbrand.

und William Bellhamp kletterte wieder. Jetzt aber, an dem Tau, war es ein Kinderspiel. Zwanzig, dreißig, vierzig Meter kam er hoch. Da hielt Waldemar Quint das flackernde Scheit an das Tau. Es sengte sich an, brannte hell auf, weil es geteert war, und zerriß mit einem schwachen Knall. William Bellhamp stürzte aus einer Höhe von fünfzig Meter auf einen zackigen Felsen und zerschmetterte sich das rechte Knie, die linke Hüfte und den rechten Ellenbogen. Der Kopf blieb heil. Zwei Stunden danach schlug er die Angen auf.

„Das Tau!" stöhnte er laut. „Ich will das Tau sehen!"

Man hielt ihm die beiden Enden vor die Augen.

„Sie sind verbrannt!" röchelte er glückselig. „Kein Zweifel mehr: ein Vulkan!"

„Es könnten auch Leute oben sein, die es angezündet haben."

„Unmöglich! Wie sollten die da hinauf können? Wo ich nicht hinauf kann, kommt keiner hinauf. Bringen Sie mich an Bord. Meine Mission ist erfüllt. Jetzt bin ich reif für meine Werke."

Ehe William Bellhamp, Englands berühmtester Geologe, in die Kajüte getragen wurde, ließ er sich noch einmal den Kopf nach der Insel hinüberwenden.

„Sehen Sie den Rauch?" flüsterte er und machte den Versuch, die linke Hand zu heben. „Es ist ein tätiger Vulkan. Ich habe doch recht gehabt!"

Der Kommandant nickte, es leuchtete ihm ein. Diese Klippe konnte in der Tat nichts anderes als ein Vulkan sein. War der Feind auf Thule, dort oben war er sicher nicht!

Der Arzt legte William Bellhamp die nötigen Verbände an und brachte die zertrümmerten Knochen wieder ins Lot. Dieser berühmte Geologe hatte eine

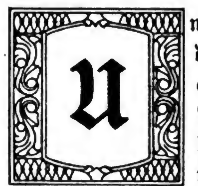
viel zu zähe Natur, als daß er darüber den Humor verloren hätte. Mit dem ersten Depeschenboote, das die Admiralität sandte, kehrte er nach England zurück. Unterwegs diktierte er einen Bericht, in dem er streng wissenschaftlich erörterte, daß Thule nichts weiter sei als ein tätiger Vulkan, der, wenn die submarine Spannung der Gase nachlassen würde, sofort wieder versinken müsse. Und die Spannung war schwach; das bewies der dünne Rauchfaden. Den Bericht sandte er an den Kriegsminister, der ihm Mister Moore übergab. Am nächsten Tage erfuhr es London, was William Bellhamp haarscharf begründet und mit dem Verlust seiner gesunden Gliedmaßen erforscht hatte. Ein paar Tage später wußte es die ganze Welt. —

Der Kommandant des „Penguin" ließ nach William Bellhamps Abreise noch einmal die ganze Insel genau durchsuchen, ohne jeden Erfolg; bis auf die blaue Flagge und die vulkanische Tätigkeit war sie ohne jede Bewegung. Wenn er sie auch Tag für Tag scharf unter Beobachtung hielt, gegen die Finsternis der Nacht war er machtlos. Auch konnte er immer nur eine Seite der Insel bewachen. Da kam er auf den glücklichen Einfall, das deutsche Vermessungsschiff, mit dem er gute Nachbarschaft hielt, zur Hilfe heranzuziehen. Der Kapitän, der von Berlin denselben Auftrag hatte, wie der Kommandant von London, erfüllte diesen Wunsch gern. Das deutsche Schiff nahm seitdem die Westküste aufs Korn, das englische die Ostküste. Aber sie kamen nicht in die Verlegenheit, Beobachtungen austauschen zu müssen, denn es wurden keine gemacht. Die Insel Thule lag da wie tot, bis auf William Bellhamps vulkanischen Rauchfaden, der zuweilen aussetzte, und die hellblaue Flagge, die dem Ankerplatz des „Penguin" genau gegenüberstand. Da es unterdessen Sommer geworden war, blieben auch die großen, atlantischen

Dampfer aus, die den ganzen Winter und Frühling über den nördlichen Horizont mit Rauchfahnen gefüllt hatten. Die Sommerroute nach New York lag weiter nach Norden. Nur die kleinen Boote der französischen Fischer kreuzten an Thule vorbei.

Der Minister verzehrte sich fast vor Ungeduld. Die Hälfte des Waffenstillstandes war bereits abgelaufen. Immer schneller flogen die Depeschenboote zwischen Plymouth und Thule hin und her. Doch keines brachte die ersehnte Botschaft, daß der Feind aufgespürt sei.

Achtzehntes Kapitel.



m diese Zeit lag Randolph Hearst, der Eigentümer des „New York American", der jeden Tag siebenmal die Riesenstadt mit seiner Millionenauflage überflutete, auf dem Teppich seines Arbeitszimmers und las Zeitungen. Immer, wenn er Zeitungen las, und er hatte sehr viele zu lesen, lag er in seinem Bureau auf dem Bauche. Links und rechts von ihm knieten zwei Jungen, die ihm die Zeitungen langsam unter der Nase wegzogen. Hob aber Randolph Hearst in dieser Galopplektüre den rechten Fuß, mußten die Jungen stillhalten. Und diesmal bei der Lektüre der Londoner „Times", hob er plötzlich beide Füße. Das war etwas sehr Wichtiges! Die Jungen legten sofort das Blatt auf den Teppich und zogen sich zurück. Fünf Minuten brauchte Randolph Hearst, um William Bellhamps siebenspaltigen Bericht zu bewältigen. Dann klappte er beide Füße wieder nach unten. Die beiden Jungen stürzten sich sofort wieder auf ihre Arbeit. Aber der Verleger erhob sich und drückte auf einen der vierund-

sechzig Klingelknöpfe seines Schreibtisches. Sofort schoben sich die beiden Jungen auf den Korridor des Riesenhauses hinaus, wo ein endloser Fahrstuhl lautlos auf und ab glitt. Er lief durch vierzehn Stockwerke, in denen ein Heer von Angestellten und Maschinen damit beschäftigt war, wertloses Holzpapier durch Bedrucken mit feuchter Schwärze wertvoll zu machen. Aus einem dieser Fahrkasten aber sprang ein junger, geschmeidiger Mann, der in der Hand Hut und Ueberrock trug, und verschwand mit langen, unhörbaren Schritten in der Tür des Verlegers. Es war Horace Toddy, der jüngste, aber auch der geschickteste Reporter des „New York American".

„Haben Sie in den „Times" gelesen über Thule?"

„Ich denke, Sie werden mich hinüberschicken."

„Weshalb?"

„Sie werden mir diesesmal meinen Sommerurlaub nicht wieder verweigern können. Ich werde ihn auf Thule verbringen. Ich werde eine genaue Beschreibung der Insel liefern. Ich werde ein paar ertrunkene Engländer interviewen. Sie werden erfahren, wie diesen armen Schluckern zumute gewesen ist, als sie der Vulkan verschluckt hat. Ich werde die Vulkane interviewen, ob sie noch mehr Appetit haben. Ich werde Ihnen jeden Tag acht Spalten Petit schicken."

„Schicken?" fragte Randolph Hearst, der bei Konferenzen mit Horace Toddy auf selbständiges Denken verzichten konnte.

„Sie werden mir Ihre Jacht zur Verfügung stellen. Sie läuft einundzwanzig Knoten. Sie kann den Weg hin und zurück in acht Tagen machen."

„Woher wissen Sie —"

„Ich weiß alles. Ich weiß auch, daß Sie mir bei meiner Rückkehr von Thule mein Gehalt verdreifachen werden, weil ich sonst zum „World" gehen müßte. Meine

Koffer sind gepackt. Wann sticht die Jacht in See?"

Randolph Hearst telephonierte nach der Werft, wo die Jacht stationiert war.

„In zwei Stunden kann die „New York American" in See gehen!" kam es von dort.

„Glückliche Reise!" sagte Randolph Hearst und schüttelte seinem Reporter die Hand. „Bleiben Sie, solange Sie wollen. In acht Tagen erwarte ich Ihren ersten Bericht. Ich bitte aber, daß Sie Ihre Phantasie etwas im Zaume halten. Ihre letzten Reiseberichte aus Kalifornien waren bodenlos frech."

„Haben Sie keine Sorge," lachte Horace Toddy. „Ich reise diesmal nicht allein. Ich nehme meine Frau mit."

„Dann bin ich beruhigt," erwiderte Randolph Hearst zufrieden. „Dann sind Sie wenigstens unter Aufsicht."

Horace Toddy schoß hinaus, und Randolph Hearst legte sich wieder auf den Teppich und ließ sich von den beiden Jungen die Zeitungen dicht unter der Nase vorbeiziehen.

Zehn Minuten später stürzte Horace Toddy in seine Wohnung, die im höchsten Stock eines Wolkenkratzers lag. Blanche, seine Frau, eine lebhafte, immer heitere Brünette, stand vor dem kleinen Gasherd und wollte eine Frühstückssuppe kochen. Horace Toddy gab ihr schnell ein paar herzhafte Küsse, drehte den Gashahn zu, steckte sie in ihren Mantel und setzte ihr den Hut auf.

„Was ist denn los?"

„Wir verreisen. Auf der Stelle. Alles andere später. Zwei Minuten hast du Zeit zum Packen. Dauerts länger, dann laß ich dich hier."

Es dauerte wirklich länger, aber er nahm sie doch mit. Mit dem vorletzten Kohlensack, der in der Ladepforte der Jacht verschwand, trat Horace Toddy mit

Blanche auf das Deck der „New York Amerikan", einer kleinen schmucken Dampfjacht, die sich Randolph Hearst hatte bauen lassen, weil ihm das als Viertel-Milliardär zukam, die er aber nie benutzte, weil er sich in der Redaktion seiner Zeitung für unentbehrlich hielt.

Am Abend hatte die Jacht längst Sandy Hook hinter sich. Horace Toddy nahm sich nun Zeit, seiner geliebten Blanche, die er sich vor zwei Jahren aus einer dumpfigen Schulstube herausgeholt hatte, zu erzählen, was es mit dieser Reise für eine Bewandtnis hatte. Blanche wollte sofort aussteigen, als sie von den schrecklichen Vulkanen hörte, aber da war es schon Nacht und das Schiff auf hoher See.

Am nächsten Morgen packte Horace Toddy die Schreibmaschine aus und diktierte Blanche seinen ersten Bericht. Mühelos folgte sie mit eiligen Fingern seinem munteren Geplauder. Nur wenn er sich gar zu hoch verstieg oder einen zu tollen Vergleich brachte, stockte sie eigensinnig und schrieb nicht eher weiter, bis er sich einigermaßen gemäßigt hatte. Schon am ersten Mittag war die ganze Reise nach Thule, die vier Tage dauerte, haarklein beschrieben. Für Horace Toddy war es eine Kleinigkeit, sich Dinge, die noch in der dunkelsten Zukunft lagen, ohne größere Schwierigkeiten aus den Fingern zu saugen. Am Abend des vierten Tages sahen sie die Spitzen von Thule, die aber sofort in das Dunkel versanken. Zwei Stunden später kam ein Feuer über den Horizont. Der Kapitän wurde ängstlich, stellte den Maschinentelegraphen auf halbe Kraft, lotete sich vorsichtig heran und sichtete gegen Mitternacht ein Schiff, das vor Anker lag. Das war das deutsche Vermessungsschiff. Horace Toddy ließ sich am nächsten Morgen hinüberrudern und wurde von dem ersten Offizier zwar höflich, aber sehr reserviert empfangen. Trotz eingehendster Fragestellung mußte

er sich mit ein paar allgemeinen Bemerkungen abspeisen lassen. Dann landete er auf der Insel und schickte das Boot zurück. Blanche sah ihn den weißen Strand nach Süden hinunterwandern. Sie winkte ihm so lange nach, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte.

Horace Toddy schritt mit seinen langen Beinen um die Insel Thule herum, bis er gegen Mittag eine hellblaue Flagge sah. Er zog sein Notizbuch heraus und spitzte seinen Stift. Dann beschaute er sich die Flagge von allen Seiten, ohne etwas Bemerkenswertes daran zu entdecken, als daß es eben eine hellblaue Flagge war. Er setzte sich, lehnte den Rücken gegen den Flaggenmast, behielt die Insel im Auge und beobachtete scharf den Rauchfaden, der William Bellhamps Gliedmaßen so gefährlich geworden war.

Eine volle Stunde saß er, bis er zu der Einsicht gekommen war, daß hier absolut nichts zu beobachten war. Plötzlich hörte er schnelle Ruderschläge hinter sich. Ein Boot kam herüber. Da wollte er fragen, welche Bewandtnis es mit dieser hellblauen Flagge hatte. Unterdessen machte er sich ein paar harmlose Notizen über seinen Spaziergang. Als er die Augen aufhob, sah er sich von zwölf handfesten englischen Matrosen umgeben. Der Kommandant des „Penguin" trat auf ihn zu.

„Sie sind mein Gefangener!" erklärte er und deutete auf die Mannschaft. „Jeder Widerstand ist nutzlos. Folgen Sie mir unverzüglich an Bord."

Aber Horace Toddy hörte gar nicht darauf. Er zog höflich seinen Hut und fragte: „Bitte sehr, wie heißt das Schiff dort drüben?"

Der Kommandant, der den Anschein jeder Gewalttätigkeit vermeiden wollte, antwortete der Wahrheit gemäß. Horace Toddy notierte sich den Namen. Und dann fragte er in aller Gemütsruhe noch zehn Minuten

lang, bis er befriedigt war. Er dankte für die Auskunft und klappte das Buch zu.

„Sie werden mit an Bord gehen!“

„Ich danke! Ein andermal. Vorläufig weiß ich genug von diesem Schiffe. Bemühen Sie sich nicht weiter.“

„Herr! Sie sind arretiert!“

„Weshalb?“

„Weil wir allen Grund haben, Sie für unseren Feind zu halten.“

„Ah!“ meinte Horace Toddy und zog sofort wieder das Notizbuch. „Das ist ja hochinteressant. Sie vermuten also einen Feind in mir!“

„Verstellen Sie sich nicht! Sie werden selbst wissen, um was es sich handelt.“

„Ich höre, daß es sich um einen Feind handelt, den Sie in mir vermuten. Meinen Sie nun einen persönlichen Feind oder einen Landesfeind?“

„Meinen Sie, ich werde mich unterstehen, meine persönlichen Feinde zu arretieren?“

„Also ein Landesfeind!“ sagte Horace Toddy und schrieb. „Da Sie Engländer sind, also ein Feind Englands. Diesen vermuten Sie in mir! Sehr schmeichelhaft! Wollen Sie mir sagen, was dieser Feind auf dem Gewissen hat? Sobald Sie mich überführt haben, werde ich alles gestehen, was ich auf dem Kerbholz habe. Also bitte!“

Der Kommandant trat einen Schritt zurück und steckte den Degen ein. Sollte dieser Mensch wirklich harmlos sein? Doch das war unmöglich! Er konnte nur aus dem Meere aufgetaucht sein. Auch bewiesen seine Sicherheit und Frechheit zur Genüge seine Schuld.

„Nun gut! Ich werde Ihnen alles aufzählen, was Sie getan haben!“

„Das wäre mir sehr lieb!“ rief Horace Toddy und spitze die Ohren. Die Matrosen standen so weit ab, daß sie nichts verstehen konnten.

„Sie haben eine Flotte von Unterseebooten!“

„Meine Ahnung!“

„Sie haben damit vier unserer besten Kriegsschiffe vernichtet. Sie haben an zweitausend Menschen umgebracht.“

„Weiter! Weiter!“

„Wollen Sie noch mehr?“

„Nun gut! Wenn ich mit Ihnen an Bord gehe, was wird mit mir geschehen?“

„Ich werde Sie nach London bringen zum Kriegsminister.“

„Daran liegt mir zwar nichts. Aber weiter?“

„Der Minister wird Sie vor die Wahl stellen, entweder zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt zu werden oder Ihre Flotte auszuliefern. In diesem Falle wird man Sie nicht bestrafen.“

„Ahe!“ rief Horace Toddy überrascht. „Daher also die Hintertür mit den speienden Vulkanen! Und wenn ich nicht an Bord gehe?“

„Dann muß ich Sie hier auf der Stelle über den Haufen schießen.“

„Damit ist mir durchaus nicht gedient!“ sagte der Reporter kaltblütig. „Im Augenblick aber, wo Sie den Revolver heben, wird das Schiff da drüben in die Luft fliegen.“

„Ich tue meine Pflicht,“ sprach der Kommandant finster.

„Ich brauche nur einen Wink zu geben,“ rief Horace Toddy mit der Geste eines Komödianten, der an ihm verloren war, „und Sie werden England nicht wiedersehen.“

„Damit schrecken Sie mich nicht!“

„Ich werde diesen Wink nicht geben," erwiderte der Amerikaner pathetisch und hob den Bleistift zum Schwur. „Ich verspreche Ihnen vielmehr, so wahr ich der Kommandant dieser Unterseeflotte bin, vor der England zittert, daß ich von heute ab nie wieder ein Torpedo gegen ein englisches Schiff abgeben werde. Ich schwöre es Ihnen! Ueberbringen Sie das dem Minister."

Der Kommandant trat noch zwei Schritte zurück.

„Ich schwöre es!" rief Horace Toddy und hob wieder den Bleistift. „Bei meiner Mannesehre! Ich werde nie ein englisches Kriegsschiff antasten!"

Damit streckte er dem Kommandanten die Hand hin. Der zögerte lange.

„Sie sind zwar unser Feind!" sprach er endlich und schlug ein. Aber ich glaube nicht, daß Sie ein wortbrüchiger Schuft sein werden!"

„Nein!" rief Horace Toddy begeistert. „Ich bin keiner! Bei Gott nicht! Und bei meinen vierundzwanzig Unterseebooten!"

„Soviel haben Sie?" fragte der Kommandant außer sich. „Wo sind sie gebaut worden? Welcher Nationalität gehören Sie an? Wo nehmen Sie Proviant ein? Wo haben Sie Ihr Arsenal?"

„Sie fragen ja wie ein amerikanischer Reporter!" sprach Horace Toddy verstimmt. „Sie können sich denken, daß ich Ihnen darauf keine Antwort gebe."

Der Kommandant nickte und winkte den Matrosen zu, ins Boot zu steigen.

Dann kam er noch einmal zu Horace Toddy heran und sagte: „Nur noch eine Frage, wenn Sie erlauben. „Warum haben Sie die blaue Flagge?"

„Blau?" sagte der vermeintliche Unterseeadmiral. „Blau ist die Farbe der Hoffnung. Ich hoffe, noch einmal der Freund Englands zu werden."

Damit gab sich der Kommandant zufrieden, ging

wieder an Bord des „Penguin“ zurück und ließ den Anker heraufholen.

Horace Toddy aber atmete hoch auf. Das war etwas für den „New York American“! Hier auf dieser Insel war mehr zu holen als Stimmungsbilder und vulkanische Dramen. Und er setzte sich wieder ruhig an den Flaggenmast und beobachtete.

An Bord des deutschen Vermessungsschiffes war unterdessen zwischen dem Kapitän und dem ersten Offizier eine kleine Meinungsverschiedenheit eingetreten.

„Wir sollten dem Engländer die Ankunft dieser Jacht mitgeteilt haben!“

„Noch was!“ knurrte der Kapitän ärgerlich. „Um einen Tintenkuli aus New York lasse ich keinen Finger rühren. Sie werden wohl nächstens jedes Fischerboot signalisieren. Mag er um die Ecke kommen, wenn er von uns was will. Ich bin nicht sein Schuhputzer.“

Und der Engländer kam wirklich um die Ecke. Aber mit allen Segeln und Volldampf. Er hatte nach Norden hinaufgehalten, um von dem deutschen Vermessungsschiff Abschied zu nehmen. Am Besambaum flatterten Flaggen.

„Er fährt ab!“

„In Gottes Namen!“ erwiderte der Kapitän. „Lassen Sie ihm gute Reise wünschen!“

Der „Penguin“ ließ ein „Danke“ flaggen und fiel in seinen Kurs zurück. Bald darauf war er hinter der Insel verschwunden.

Auch Waldemar Quint und der Alte sahen ihm nach.

„Was dieser gottverdammte Amerikaner nur will!“ rief der Alte und wies auf die „New York American“.

Waldemar Quint nahm das Glas und las den Namen der Jacht.

„Es ist der Name der größten New Yorker Zei-

tung. Sie hat offenbar einen Berichterstatter geschickt."

„Da ist er schon!" sagte der Alte und wies auf Horace Toddy, der sich auf den Rückweg gemacht hatte und eben zwischen zwei Bergspitzen auftauchte und wieder verschwand. „Man kann sich ja nicht mehr von der Stelle rühren."

„Ich werde ihn heimschicken!" sprach Waldemar Quint und ließ sich an der Strickleiter herunter, die der Alte sofort wieder hochzog. Miguel lag in einer Höhe von zweitausend Meter vor Anker und schlief.

Horace Toddy war auf eine niedrige Klippe am Strande geklettert und hielt Ausschau. Er hätte gar zu gern eins von seinen Unterseebooten entdeckt, vor denen die Engländer solche Angst hatten.

Da hörte er hinter sich Schritte. Er wandte sich um und sah einen blauen Mann gelassen heraufsteigen.

„Was tun Sie hier?" herrschte Waldemar Quint ihn an.

Horace Toddy warf sich in Positur und ließ seine Augen, diese klugen, flinken Reporteraugen, die alle Oberflächen bis ins kleinste Fältchen enthüllen konnten, über den blauen Mann gleiten.

„Wie können Sie es wagen," sprach er dann stirnrunzelnd, „mit mir in einem solchen Tone zu reden! Ich bin der Admiral einer Flotte von vierunddreißig Unterseebooten. Ein Wink von meiner Hand, und Sie fliegen in die Luft."

Waldemar Quint mußte unwillkürlich lächeln. Und vor diesem kühlen Lächeln verging der Heldenmut des amerikanischen Unterseeadmirals wie Schnee in der Sonne. Er wurde zusehends kleiner, dieser geschmeidige Herr Horace Toddy, und sofort stellte sich bei ihm die Erkenntnis ein, daß der blaue Anzug des Fremdlings mit der blauen Flagge da unten in engstem Zusammenhang stehen müsse. Und er wurde noch kleiner, zog

höflich den Hut, stellte sich vor und bat um ein Interview.

„Unter einer Bedingung!“ erwiderte Waldemar Quint. „Sie verlassen nach Beendigung des Gesprächs diese Insel, kehren noch heute nach New York zurück und versprechen, niemals wieder nach Thule zu kommen!“

Horace Toddy versprach es und besiegelte es, indem er mehrmals den Schwurstift in die Höhe hielt. Er hätte unter solchen Umständen noch ganz andere Dinge beschworen. Mit diesem Interview konnte er einen unbesiegbaren Rekord aufstellen.

Waldemar Quint setzte sich und Horace Toddy senkte den Stift aufs Papier.

„Wo sind Sie geboren? Ort, Zeit, Datum, Eltern, Frau, Kinder, Vermögen?“

„In Deutschland! Aber ich lege keinen Wert darauf. Schreiben Sie Mitteleuropa. Das genügt. Vermögen: einige Millionen Dollar.“

„Milliarden!“ verbesserte der Reporter. „Ihre Flotte rechnet mit. Sie werden mir ein solches Boot zeigen.“

„Darauf müssen Sie leider verzichten. Ich habe augenblicklich keins zur Hand. Mein Ziel ist die Aufrichtung des Weltfriedens. Begnügen Sie sich damit, zu wissen, daß meine Machtmittel unbegrenzt sind. Ich könnte damit sämtliche Flotten der Erde vernichten.“

„Warum zögern Sie?“ rief der Reporter.

„Ich habe schon genug Unschuldige geopfert. Ich hoffe, mein Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Ich will nicht vernichten! Ich will durch den Schrecken bändigen und zähmen. Dieser Schrecken aber ist noch nicht zur vollen Wirkung gekommen. Man hat ein Märchen erfunden, das von den submarinen Vulkanen.“

„Aber dieser Kegel dort drüben?“

„Es scheint auch ein Vulkan zu sein. Er ist unbe-

steigbar. Erst vor kurzem ist da ein Engländer verunglückt."

„Sie sind ein Philantrop?"

„Vielleicht! Es widerstrebt mir, meine Machtmittel mit ihrer ganzen Furchtbarkeit wirken zu lassen. Daß sie vorhanden sind, das allein muß genügen, die Völker von dem Wahnsinn des Krieges zu heilen. Ich hoffe, Sie werden mir den Dienst erweisen, dieses alberne Märchen von den submarinen Vulkanen zu zerstören und den Schrecken der Völker zu entfesseln. Denn den brauche ich, um zu meinem Ziele zu gelangen. Man fühlt es in London und läßt die Wahrheit nicht ans Licht."

„Ich werde es der Welt mitteilen!"

Waldemar Quint stand auf.

„Sie werden sich sofort an Bord zurückbegeben," befahl er kurz, „und noch vor Sonnenuntergang den Anker lüften. Sonst —"

„Ich danke!" lächelte Horace Toddy verbindlich und zog den Hut. „Ich habe keine Lust, nähere Bekanntschaft mit Ihren Torpedos zu machen."

Dann schritt er vollends um die Insel herum und ging wieder an Bord. Waldemar Quint stieg die Strickleiter hinauf, die der Alte auf seinen Anruf fallen gelassen hatte und sofort wieder hob.

Horace Toddy zog sich mit Blanche und mit der Schreibmaschine in die Kabine zurück und diktierte. Blanche kam nicht aus dem Kopfschütteln heraus, aber sie hielt tapfer Schritt. Als sich die Sonne zum Horizont neigte, waren zwölf Spalten des „New York American" gefüllt; als die Sonne unter die Kimm tauchte, holte die Jacht den Anker herauf und fuhr langsam an der Küste nach Nordwest hinunter.

„Leb' wohl!" flüsterte Horace Toddy und warf die Jacke ab.

„Was willst du tun!“ rief Blanche erschreckt.

„Ich bin da drüben noch nicht ganz fertig geworden,“ sagte er hastig und ließ den Kapitän ein wenig auf das Ufer zuhalten. „Du bringst den Bericht in die Redaktion und kommst sofort zurück. Ich werde hier sein.“

„Du willst zurückbleiben!“ schrie sie auf und hielt ihn fest.

Aber er machte sich los, nahm Schreibblock und Stift zwischen die Zähne und sprang über Bord. Mit langen Stößen schwamm er dem nahen Ufer zu, das schon die Dunkelheit der Dämmerung bedeckte.

„Backbord das Ruder!“ schrie er zurück, wobei ihm Papierblock und Stift aus den Zähnen fielen. Aber er fischte sie wieder auf. Er war mit dem aufgestellten Rekord noch nicht zufrieden. Er wollte die Unterseeboote sehen, um jeden Preis! Das war er seiner Reporterehre schuldig.

Die Jacht drehte hart nach Westen. Blanche verfolgte den Kühnen mit dem Glase, bis sie nichts mehr erkennen konnte. Aber sie fühlte deutlich, daß er das Ufer erreicht hatte. Und sie atmete hoch auf, denn sie war stolz auf ihn.

Horace Toddy schüttelte das Salzwasser von sich, schlich sich um die Nordspitze der Insel herum, unter der hellblauen Flagge hin und strebte leise auf die Uferklippen zu, wo der blaue Mann zu ihm getreten war. Doch der Platz war leer. Er ließ den Mut nicht sinken und kroch weiter. Zweimal umkreiste er die Insel, ohne auch nur die Spur eines Menschen zu entdecken. Dann kroch er in die Felsen hinauf. Er irrte hin und her und auf und ab, keine Höhle, keine Spalte ließ er undurchsucht, wie ein Luchs zog er sich die steilen Abhänge hinauf und ließ sich lautlos wieder hinabgleiten. Er sah nach der Uhr. Sie war stehen

geblieben. Er tastete über seine Taschen, keine Waffe hatte er bei sich. Doch das scherte ihn nicht, wenn nur Papier und Stift vorhanden waren. Und er durchwühlte weiter die Finsternis und achtete nicht darauf, daß ihm die Hände bluteten.

Neunzehntes Kapitel.



Waldemar Quint aber und der Alte standen auf sicherer Höhe und schauten der amerikanischen Jacht nach, die ihnen das rote Licht zeigte. Bald war es verschwunden.

„Wir werden Wind bekommen!" sagte der Alte und deutete nach Westen.

„Wahrscheinlich!" antwortete Waldemar Quint nachdenklich. „Miguel soll zweitausend Meter höher hinauf."

„Da unten weht es schon!" sagte der Alte und deutete auf das deutsche Vermessungsschiff, das sich anschickte, weiter hinauszugehen. „Kann heut eine tüchtige Flut kommen. Daß sie uns nur das Boot nicht abtreibt."

„Geh' nachsehen!" befahl Waldemar Quint und warf die Strickleiter hinunter.

Horace Toddy war unterdessen an eine sehr steile Bergwand gekommen. Aha! dachte er, das ist Williams Bellhamps Vulkan mit dem Rauchfaden. Da oben werden gewiß keine Unterseeboote sein! Schon wollte er sich abwenden, da hörte er von oben einen leichten Fall. Er duckte sich unwillkürlich. Hing da nicht eine Strickleiter! Schon hatte er sie zwischen den Fingern. Aber sofort ließ er sie los, denn sie begann hin und her zu wanken. Es kam einer heruntergeklettert. Horace

Toddy verkroch sich. Kurz darauf ging ein alter, weißhaariger Mann vorbei, ohne ihn zu sehen. Sein starker, fester Tritt verhallte. Die Leiter blieb hängen. Horace Toddy überlegte blitzschnell. Sollte er dem Alten zum Strande folgen, wo gewiß die Unterseeboote zu sehen waren, oder sollte er die Leiter hinaufklettern? Er war noch nie eine Strickleiter hinaufgeklettert, und das gerade reizte ihn. Er horchte noch eine Weile. Der Alte kam nicht wieder. Horace Toddy faßte sich ein Herz und schwang sich auf die Leiter, die sofort unter seinem Gewicht hin und her zu pendeln begann. Aber er wurde nicht schwindlig. Die Pendelschwingungen wurden immer kürzer. Zuletzt hörten sie ganz auf, und er war oben.

Waldemar Quint rückte einen Topf an das Feuer und hob den Kopf.

„Bist du schon zurück?"

„Jawohl!" rief Horace Toddy. „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis."

Waldemar Quint deckte das Feuer mit Asche zu.

„Sie sind es?" fragte Waldemar Quint überrascht. „Was wünschen Sie?"

„Ich hatte vorhin ganz vergessen, nach Ihrem Namen zu fragen."

„Ich habe meinen Namen abgelegt. Schreiben Sie für mich eine lateinische Fünf."

Gleich darauf steckte der Alte seinen Kopf über die Umwallung und fuhr mit einem Sprunge dem Reporter an die Kehle.

„Laß ihn!" wehrte ihn Waldemar Quint ab. „Erst wollen wir essen. Dann werden wir überlegen, was mit ihm geschehen muß."

Und sie aßen. Der Alte warf giftige Blicke auf den Amerikaner, kaute wütend an seinem Hartbrot herum und trank Tee dazu.

Oho! dachte Horace Toddy, Schiffsproviant! Die vierunddreißig Unterseeboote. Und er ließ es sich gut schmecken. Als er fertig war, holte er sein Zigarrenetui heraus.

„Danke!" knurrte der Alte grimmig. „Wir sind Nichtraucher."

Aha! dachte Horace Toddy und versuchte einen der zerweichten Tabakstengel anzuzünden, wieder das Unterseeboot! Die Luftverhältnisse sind da zu sehr beschränkt.

„Was machen wir mit ihm?" fragte Waldemar Quint den Alten auf portugiesisch. Der Amerikaner spitzte die Ohren. Was war das für eine Sprache.

„Wir werden ihn wie einen Hering in den Rauch hängen!" sprach der Alte.

Das Feuer war wieder etwas hoch gekommen, und die entfernteren Gegenstände traten aus dem Dunkel der Nacht heraus. Da stand ein Zelt.

„Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten!" begann Waldemar Quint.

„Oh, ich habe noch tausend Fragen auf dem Herzen," rief Horace Toddy schnell. „Sie beziehen sich alle auf die Konstruktion Ihrer Unterseeboote."

Der Alte lachte halb lustig, halb zornig.

„Diese Fragen zu beantworten, überlasse ich Ihrer Findigkeit," versetzte Waldemar Quint und erhob sich. „Da Sie den Weg nach New York zurück nicht allein gefunden haben, werde ich Sie hinüberbringen lassen."

„Das ist entzückend!" rief Horace Toddy begeistert. „Es ist mein sehnlichster Wunsch, in einem Ihrer Unterseeboote zu fahren."

„Jawohl!" antwortete Waldemar Quint. „Sie werden in einem Boot fahren. Es wird auch zuweilen unter Wasser gehen. Das kommt ganz aufs Wetter an. Nur werden wir uns erlauben, Ihnen vorher die Augen zu verbinden."

„Bitte sehr!" rief der Reporter dienstbereit und sprang auf.

„Nehmen Sie lieber noch einen herzhaften Schluck Wasser," mahnte Waldemar Quint. „Sie werden sich fünfzig Stunden nur mit Luft begnügen müssen."

„Ich werde es aushalten! Und wenn sie noch so schlecht sein sollte."

„Um so besser für Sie," sprach Waldemar Quint und trat mit ihm an die Basaltumwallung. Unten rief schon der Alte.

„Bitte!" sagte Waldemar Quint und wies auf die Leiter. „Der Alte wird Sie ins Boot bringen."

Als sich Horace Toddy den Vulkan hinuntergependelt hatte, fühlte er die Faust des Alten im Nacken. Die Strickleiter wurde emporgezogen.

„Vorwärts!" knurrte der Alte und stieß den Reporter unsanft in den Rücken. Am Strande fiel ihm plötzlich das blaue Tuch über den Kopf.

„Ich erstícke!" stöhnte er.

„Man erstickt nicht so leicht!" schnauzte der Alte und schnitt ein kleines Loch, wo die Nasenspitze saß.

Dann wurde er wieder vorwärts gestoßen, bis er ein Boot fühlte. Das Boot war von Holz und hatte ein Deck. Mitten in dem Deck war eine Luke, die der Alte aufhob. Dann nahm er Horace Toddy wie ein Wickelkind und legte ihn hinein.

„Sie werden etwas unbequemer reisen als auf der Jacht!" sagte der Alte und drehte ihn auf den Rücken. „Haben Sie sonst noch Wünsche?"

„Nur das Unterseeboot!" sprach dumpf der Amerikaner.

„Sie sind schon drin!" höhnte der Alte und klappte die Luke zu, die er verschalkte. Dann schnitt er mit dem Messer ein kleines Luftloch.

„Glückliche Reise!"

„Danke," kam es hohl aus dem sonderbaren Gefängnisse, „ich liege sehr gut!"

Inzwischen hatte Waldemar Quint Miguel heruntergerufen, das Schlepptau vom Felsen gelöst und das Fahrzeug zum Strande hinuntergeschickt. Der Alte knüpfte das Tau ans Boot, kletterte zur Gondel hinauf und nahm den Hebel des Motors in die Hand.

Horace Toddy fühlte plötzlich, wie das Boot mit einer ungewöhnlichen Gewalt über den Sand gezerrt wurde und durch die Brandung sauste. Man hatte ihn ins Schlepptau genommen. Es war eine wilde, tolle Fahrt. Das Boot sprang von einem Wellenkamm auf den anderen. Jedesmal sprühten ein paar salzige Tropfen durch das Luftloch. Diese Unterseeboote mußten von einer ungeheuren Größe sein, um eine solche Kraft entwickeln zu können! Er lauschte angespannt; aber nur das Klatschen der Brecher konnte er vernehmen. Und er machte die Augen zu und schlief ein. Als er erwachte, wußte er nicht, ob er drei Wochen oder drei Minuten geschlafen hatte. Er verspürte Hunger und Durst, aber er war stark genug, diese Empfindungen zu unterdrücken. Er riß an den zähen Tauen, bis er ermattet einschlief. Wieder erwachte er. Noch immer raste das Boot über den Ozean. Endlich bekam er eine Hand frei. Das andere herunterzureißen war jetzt eine Kleinigkeit. Er tobte mit Fäusten und Füßen gegen die Luke, doch sie gab nicht nach. Er mußte sich damit begnügen, die Nase ans Luftloch zu halten. Ein Stern stach ihm ins Auge. Schon eine Handbreit hoch stand das Wasser im Boote. Und noch immer der rasende, unablässige Zug nach vorwärts. Dieses Unterseeboot mußte mindestens dreißig Meilen in der Stunde machen. Und wieder schlief er ein. Er träumte von Blanche. Plötzlich aber, mitten im schönsten Träumen, erwachte er durch einen Ruck. Das

Boot war auf den Strand gelaufen. Jetzt kam die Erlösung. Noch immer war es Nacht. Endlich hörte er Schritte. Der Alte klappte den Deckel auf.

„Was," schrie er wild, „Sie haben sich losgemacht?"

„O nein, Sie haben mich nur sehr schlecht festgebunden."

„Oho!" schrie der Alte und warf die Luke wieder zu. „Nur nicht so eilig!"

Dann rief er ein paar Worte in den Wind.

Aha! dachte der Reporter, jetzt bringen Sie erst das Unterseeboot weg, weil ich es nicht sehen soll! Dann kam wieder der Himmel zum Vorschein.

„Steigen Sie aus!" schrie der Alte und faßte Horace Toddy am Kragen. „Und machen Sie, daß Sie fortkommen. Wenn ich Sie noch einmal auf Thule erwische, dann dreh' ich Ihnen das Genick herum!"

„Wo bin ich denn?"

„Auf Sandy Hook!" rief der Alte und stieß einen langgezogenen Schrei aus. Sofort straffte sich das blaue Tau, das ins Meer hineinlief, und mit einem einzigen Satze verschwand das Boot mit dem Alten im weißen Gischt der Brandung, tauchte dahinter noch einmal auf und versank in die Nacht.

Horace Toddy schleppte sich hungrig und durstig den Strand entlang und fand am Morgen die Rettungsstation. Hier gab man ihm zu essen und zu trinken. Er sank hin und schlief einen ganzen Tag. Als er aufwachte, erfuhr er, daß er neunundvierzig Stunden unterwegs gewesen war. Horace Toddy schrieb seinen Bericht. Als er bei Brighton Beach an Land stieg, hatte er schon siebzehn Spalten gefüllt. Zuerst in die Redaktion, dann nach Hause! Ob Blanche schon angekommen war? Er rechnete nach. Die Jacht mußte gestern abend in New York eingetroffen sein. Und er

setzte sich in die Untergrundbahn, um durch den Brooklyntunnel nach New York hinüberzusausen.

Und er hatte sich doch verrechnet. Randolph Hearsts Jacht war schon gestern nachmittag angekommen, und Blanche hatte sofort den Bericht über Thule in der Druckerei abgegeben.

Randolph Hearst lag wieder auf dem Teppich. Da schickte ihm der verantwortliche Redakteur den Bürstenabzug des Artikels, den Horace Toddy über Thule und den blauen Feind Englands verbrochen hatte. Als der Verleger den Artikel studiert hatte, schickte er sofort ein Telegramm an Frau Blanche mit der Bitte, noch vor der Abreise auf die Redaktion zu kommen.

Bald darauf trat sie auf den heiligen Zeitungsteppich.

„Haben Sie das gelesen?"

„Gewiß," lachte Blanche lustig. „Ist es nicht verrückt?"

„Verrückt ist gar kein Ausdruck dafür. Er wird überhaupt in keiner Irrenanstalt mehr aufgenommen."

Da wurde wieder ein umfangreiches Manuskript hereingereicht.

Randolph Hearst überflog es rasch.

„Horace Toddy ist ja schon zurück!" rief er erstaunt. „Da ist schon die Fortsetzung."

Blanche erschrak. Der Verleger fragte in der Druckerei an, wer das Manuskript gebracht hätte.

Herr Toddy selbst. Er war soeben hier. Wird sofort bei Ihnen sein. Er holt sich nur einen Rock, den er unterwegs verloren hat."

Blanche wurde blaß, und Randolph Hearst vertiefte sich in die Fortsetzung. Als er zu der tollen Fahrt in dem Unterseeboot kam, schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Frau Blanche," sagte er mitleidig, „ich bedauere

Sie tief. Diese Verrücktheit ist hoffnungslos. Hören Sie nur!"

Und der Verleger las ihr die unglaubliche Fortsetzung von Anfang bis zu Ende vor.

„Er hat eben eine solch starke Phantasie!" sagte Blanche entschuldigend. „Er glaubt es ja selbst nicht."

In diesem Augenblick stürmte Horace Toddy ins Zimmer.

„Sind meine Berichte schon gedruckt?" rief er atemlos. „Sie müssen sofort in die Druckerei. Das ist ein unbesiegbarer Rekord."

„Das ist ein unbesiegbarer Wahnwitz!" sagte der Verleger ruhig und sah Horace Toddy mißtrauisch an. „Sie sollten sich ein paar Wochen beobachten lassen."

„Sie glauben es nicht?" schrie Horace Toddy außer sich. „Es ist die pure Wahrheit, die lautere Wahrheit, ich kann es beschwören! Nicht einen Punkt habe ich dazuerfunden! Wäre ich sonst hier? Ich kann es beweisen! Schon am Dienstag, also vorgestern nacht, war ich auf Sandy Hook. Ich habe vierzehnhundert Meilen in neunundvierzig Stunden gemacht. Ich habe Zeugen!"

Randolph Hearst und Blanche wechselten einen langen Blick.

„Also schön," sagte der Verleger, indem er scheinbar auf Horace Toddys Meinung einging. „Sie sind vorgestern in Sandy Hook gewesen. Sie haben sich von einem Schnelldampfer auffischen lassen und sind bei Sandy Hook wieder über Bord gesprungen. Das Kunststück haben Sie ja schon bei Thule gemacht. Ich werde nicht eher an die Unterseeflotte glauben, bis Sie mir ein solches Boot hier hereinbringen. Bedenken Sie doch, daß Unterseeboote höchstens fünf bis sechs Knoten laufen können. Wo sollte diese Flotte gebaut worden

sein? Glauben Sie denn, es könnte noch irgendeine Erfindung auf dieser Welt gemacht werden, ohne daß die Presse davon Notiz nimmt? Und wo sollte sich diese Flotte von vierundvierzig, Schiffen, an einer Stelle sind es sogar schon vierundfünfzig, ihren Proviant herholen? Denken Sie doch an die gewaltige Organisation, die ein solches Unternehmen nötig macht! Kann so etwas geheim bleiben? Und dann dieser Wahnwitz, die englische Flotte vernichten zu wollen! Es ist ein Wahnwitz, ein Riesenulk, den Sie der Welt aufbinden wollen. Wenn wir das drucken, wird man uns von Staats wegen die Fenster vergittern und unsere Redaktion für ein Narrenhaus erklären."

„Nun gut, dann werde ich damit zum „World" gehen. Der blaue Admiral hat mich gebeten, es zu veröffentlichen, um den Schrecken der Völker zu entfesseln."

„Sie werden nicht zum „World" gehen, denn ich werde Ihnen Ihr Gehalt verdreifachen, nicht wegen Ihres Berichtes, sondern weil Sie krank sind und der Pflege bedürfen. Lassen Sie sich von Ihrer Frau kalte Umschläge machen, sonst wird sie bald Witwe sein. Sie werden nicht den Schrecken der Völker entfesseln. Wenn dieser Bericht aber veröffentlicht würde, dann würden Sie bald gefesselt werden, aber mit der Zwangsjacke."

„Sie wollen also den Bericht überhaupt nicht drucken?"

„Das habe ich nicht gesagt! Hätten Sie mir geschrieben, daß die vier englischen Schiffe Unterseeminen zum Opfer gefallen sind, die eine Macht heimlich dorthin gelegt hat, meinethalben Deutschland, dann hätte einer Veröffentlichung nichts im Wege gestanden. Das wäre immerhin möglich, sogar wahrscheinlich; denn London und Berlin können sich nicht riechen. Aber

diese Flotte von Unterseebooten, hier faseln Sie sogar von vierundsechzig! Dieser blaue Admiral, diese Strickleiter an einem Vulkan, den nicht einmal William Bellhamp besteigen konnte, diese Torpedos von unten her, diese lateinische Fünf, das ist der Gipfel! Sie haben phantasiert. Geben Sie es nur zu, sonst blamieren Sie sich! Oder Sie sind schon in einem gemeingefährlichen Zustande. Sie haben unter der blauen Flagge gesessen und sind eingeschlafen. Da haben Sie all das blödsinnige Zeug geträumt!"

„Sie wollen es also nicht veröffentlichen?" schrie Horace Toddy und stürzte sich mit einem Sprung auf die Manuskripte; aber der Verleger brachte sie schnell in Sicherheit.

„Ein Tobsuchtsanfall!" sagte er ruhig und legte den Revolver auf den Tisch.

Blanche schrie auf, aber Randolph Hearst trat an ihre Seite, um sie zu schützen. Horace Toddys Augen glühten in unheimlichem Feuer.

„Ich werde Ihre Berichte veröffentlichen!" erwiderte der Verleger gelassen und drückte auf einen Knopf.

Sofort stürzten die beiden Jungen herein.

„Dies kommt in die Feuilletondruckerei. Jeden Tag zweihundert Zeilen. Als Ueberschrift: Reportertraum auf Thule!"

Horace Toddy sank zerknickt in den Stuhl. Blanche trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ins Feuilleton!" stöhnte der Reporter. „Meine Berichte ins Feuilleton?"

„Da sind Sie in einer guten Gesellschaft," sagte Randolph Hearst lächelnd. „Für uns schreiben die besten Namen."

„Ein Reportertraum auf Thule!" seufzte Horace

Toddy zerknirscht. „Kein Mensch wird es glauben. Der Schrecken der Völker!"

„Jawohl!" lachte Randolph Hearst. „Das ist Ihre fixe Idee!"

„Das erste Mal, wo ich die reinste Wahrheit geschrieben habe," sprach Horace Toddy und ließ den Kopf hängen, „wird sie ins Feuilleton gesteckt."

„Nicht nur das!" antwortete Randolph Hearst gutmütig. „Ich werde sogar noch eine Bemerkung dazu setzen lassen, daß nicht etwa eine naive Seele auf Ihre Lügen hereinfällt."

„Also nichts!" stöhnte der Reporter. „Nichts! Kein greifbares Resultat bei fünfzig Stunden Hunger und Durst!"

„Nun gut!" lachte der Verleger, der die bittenden Augen Frau Blanches sah und weich gestimmt wurde. „Etwas werde ich Ihnen abnehmen: die blaue Flagge. Die kommt in den politischen Teil, sogar unter die Telegramme. Man kann England damit einen kleinen Stich geben. Die „Times" werden zum Schornstein hinausgehen. Immer ein Vergnügen für mich."

„Nur die blaue Flagge?" seufzte Horace Toddy kraftlos. „Nicht den Kommandanten des „Penguin"?"

„Nein," entschied der Verleger kurz und erhob sich. „Der Mann hat sich so lächerlich benommen, daß er nur im Feuilleton möglich ist."

Auch Horace Toddy stand auf; aber er zitterte so stark, daß ihn Blanche stützen mußte.

„Sie haben noch sechs Wochen Urlaub," sagte Randolph Hearst leutselig. „Meine Jacht steht Ihnen zur Verfügung. Fahren Sie wieder nach Thule zurück?"

„Niemals!"

„Ach so, ich vergaß, daß man Ihnen da den Kragen herumdrehen will. Also glückliche Reise!"

Als Horace Toddy daheim auf seinem Sofa saß, fiel das volle Licht auf seinen Scheitel.

„Horace! Du bist ganz grau an den Schläfen!"

„Ja, weil man mir nicht glaubt! Auch du nicht!"

„Wir werden noch heute aufs Land gehen, und du wirst sechs Wochen lang nicht einen einzigen Strich schreiben!"

Sie gingen wirklich aufs Land!

Der „New York American" brachte jeden Tag 200 Zeilen des Reportertraums. Nur in der Redaktion des „World" las man ihn.

Von dort erhielt Horace Toddy folgenden Brief:

„Geehrter Herr! Nach der Lektüre Ihres Reportertraumes sehen wir uns gezwungen, unsere Anträge zum Zwecke eines festen Verhältnisses zurückzuziehen. Für einen Schriftsteller, dessen Phantasie sich in derartigen Ausschweifungen ergeht, ist in unseren Spalten kein Platz. Wir brauchen Reporter mit klaren Augen und scharfer Beobachtungsgabe, nicht aber Leute, die an hoffnungsloser Gehirnparalyse erkrankt sind und schon deutliche Spuren von Verfolgungswahnsinn zeigen. Eine derartige Kraft unserer Konkurrenz wegzufischen, verbietet uns unser gesunder Menschenverstand."

Und sein Reportertraum verschwand spurlos im Strom der hastenden Tage. Dagegen hatte das Telegramm, in dem der „New York American" verkündete, daß auf Thule eine blaue Flagge wehe, hier und da Heiterkeit erregt.

Doch an einer Stelle erregte diese Notiz doch mehr als vorübergehende Luftgefühle. Sie kam nämlich um dieselbe Zeit nach London in die Redaktion der „Times", als der „Penguin" in Plymouth festmachte.

Minister Moore sauste sofort in die Admiralität. Der Minister war noch nicht anwesend. Mister Moore mußte sich einstweilen mit dem Sekretär begnügen.

Dem übergab er mehrere Nummern des „New York American“, denn sein Argwohn hatte inzwischen auch Horace Toddys Reportertraum aufgestöbert.

„Legen Sie es sofort dem Minister vor!“ rief Mister Moore atemlos. „Ich bin in zwei Stunden wieder hier. Die Sache hat Eile. Wir können das unmöglich auf uns sitzen lassen!“

Bald darauf vertiefte sich der Minister in den Reportertraum auf Thule und in das Telegramm mit der hellblauen Flagge. Dann rief er den Sekretär.

„Wann läuft der Waffenstillstand ab?“

„Der Feind will in zehn Wochen vor Portland stehen.“

„Ich bitte um Ihre Meinung!“

„Wir können nichts tun, als ihn erwarten.“

„Und dann?“

„Werden wir unsere Kräfte messen!“

In diesem Augenblick trat der Kommandant des „Penguin“ herein.

„Ich bringe den Frieden!“ sagte er schlicht. „Ich habe mit dem Feinde gesprochen und bringe den Frieden. Er hat geschworen, nie mehr ein englisches Schiff anzugreifen.“

Und der Kommandant erzählte sein Erlebnis mit Horace Toddy.

Da lachte der Minister gellend auf und stürzte sich auf die amerikanischen Zeitungen. Er wühlte darin herum, daß die Fetzen flogen. „Sie sind düpiert worden!“ schrie er wild. „Sie sind das Opfer eines amerikanischen Reporters geworden. Hier lesen Sie!“ Der Kommandant wurde blaß und legte seinen Degen auf den Tisch.

„Nein!“ befahl der Minister. „Sie sind ohne Schuld. Sie sind das Opfer eines infamen Betruges geworden. Ihr Verhalten war vollständig korrekt.“

„Trotzdem bitte ich um meinen Abschied.“

„Sie bleiben auf dem „Penguin“ und übernehmen nachher das erste Zwanzigtausendtonsschiff. Sie haben nach wie vor mein festes Vertrauen. Ich hätte nicht anders gehandelt. Nehmen Sie Ihren Degen zurück.“

Der Kommandant gehorchte.

Da schoß Mister Moore herein

„Haben Sie gelesen?“ rief er. „Diese Infamie mit der blauen Flagge, dieses jämmerliche Reporterschandstück! Die blaue Flagge, diesen schreienden Unsinn. Es gibt gar keine blaue Flagge.

„Auf Thule weht die hellblaue Flagge unseres Feindes!“ erwiderte der Minister.

Mister Moore bekam einen Erstickungsanfall.

„Wir können Ihnen keine andere Auskunft geben,“ antwortete der Minister achselzuckend. „Der Feind führt eine hellblaue Flagge. Thule ist faktisch in seinem Besitz!“

„Was soll ich schreiben?“ stöhnte Mister Moore hilflos.

„Schreiben Sie, daß wir von dieser hellblauen Flagge nicht im geringsten überrascht sind; daß wir es schon vor Monaten gewußt, diesem blauen Fetzen aber nicht den geringsten Wert beigelegt hätten; daß es uns völlig gleichgültig ist, wer sich diesen Vulkanfelsen in die Tasche steckt, und daß dieser Reportertraum auf Thule nichts anderes ist, als die wüste Ausgeburt einer überhitzten Phantasie. „Insonderheit sind derartige Schamlosigkeiten,“ diktierte der Minister, „nicht im entferntesten angetan, die Ehre eines tapferen und tüchtigen Offiziers antasten zu können: Die Unterredung zwischen ihm und dem Reporter des „New York American“ ist von Anfang bis Ende erfunden. Ebenso erfunden wie der hellblaue Admiral und seine nationalitätslose Flotte von Unterseebooten. Diese Idee ist schon in technischer

Beziehung ein Unsinn. England gebietet auf dem Meere zum Segen der Völker!"

„Und Thule?" fragte Mister Moore und schnaufte vor Anstrengung.

„Schenken Sie es den Deutschen!" schlug der Minister vor.

„Ha," rief Mister Moore und klappte sein Notizbuch zu, „das werde ich tun. Das ist ein guter Witz."

Darauf empfahl er sich.

Dann trat der Minister zum Kommandanten des „Penguin": „Sie werden wieder nach Thule gehen. Im übrigen bleibt Ihre Instruktion bestehen. Glückliche Reise!"

Der Kommandant verabschiedete sich, und der Minister blieb mit seinem Sekretär allein.

„Was sagen Sie zu diesem Reportertraum?" fragte der Minister.

„Ich glaube an den blauen Admiral und seine Flotte!"

„Sie glauben an dieses verrückte Interview?"

„Dieser Reporter war auf Thule. Auf Thule hat sich unser Feind festgesetzt. Die Ideen, die diesem blauen Admiral in den Mund gelegt werden, decken sich genau mit den Telegrammen aus St. Mary. Sogar der Name stimmt, die lateinische Fünf."

„Sie meinen also, daß dieser Amerikaner nicht gelogen hat?"

„Ich gehe sogar noch weiter. Dieser Artikel ist nichts anderes als ein Ballon d'essay, den man in New York hat aufsteigen lassen, um uns aus unserer Reserve herauszulocken. Der „New York American" hat sehr genaue Fühlung mit den Regierungskreisen. Dort aber ist auch die Stelle, die uns den blauen Admiral auf den Hals geschickt hat."

„Das läßt sich hören. Im übrigen ist es ganz

gleichgültig, ob es die Amerikaner sind. Sicher ist, daß der Feind existiert und daß ihm sehr viel an dem Besitz von Thule liegt. Nun habe ich einen Plan. Wir bieten diese Insel einer anderen Macht an. Im geheimen, ohne irgendeine besondere Vergütung. Man gibt dieser Macht einen Wink. Ich denke an die Vereinigten Staaten."

„Sie werden sich das nicht schenken lassen, was sie schon haben!"

„Also Deutschland."

„Die kriechen nicht auf den Leim!"

„Bleibt Frankreich!"

„Das ist unser Verbündeter!"

„Ganz gleich! Wir opfern ihn, um nicht selbst geopfert zu werden. Es ist die Pflicht der Selbsterhaltung. Frankreich wird es tun. Die Leute haben Elan. Also an die Arbeit. Aber alles streng vertraulich. Wir haben ja in Paris unsere Hintertüren."

Der Sekretär schritt zur Tür.

„Wann können Sie mir Bescheid bringen?"

„Ich hoffe in sechs Stunden!" antwortete der Sekretär und verschwand.

Noch am Abend brachte der Sekretär die Antwort aus Paris, daß man unverzüglich ein Panzergeschwader, bestehend aus drei Linienschiffen und drei Kreuzern, nach Thule schicken würde, um diese Insel für die Republik in Besitz zu nehmen.

„Was sagen Sie nun dazu, mein Lieber?" lachte der Minister leise.

„Sie sind noch nicht dort!"

„Ach, Sie sind unverbesserlich! Ich werde heute nacht zum ersten Male wieder gut schlafen können."



Zwanzigstes Kapitel.



Waldemar Quint und der Alte saßen an diesem Abend auf der höchsten Spitze von Thule beim flackernden Feuer.

Plötzlich meldete sich durch Miguels Vermittlung, der 3000 Meter hoch in der Luft hing, im Zelte das Hauptquartier.

„Die neuen Fahrzeuge sind fertig!"

„In der Nacht Uebungsfahrten machen!" befahl Waldemar Quint. „Am Tage mit aller Macht Wasserstoffe und Sprengpatronen fabrizieren. Sie werden im Keller des Laboratoriums aufgestapelt. Vorsicht!"

„Der Keller ist bereits gefüllt!" kam es zurück.

„Einen neuen Keller daneben brechen! Aeußerste Vorsicht! Maschinist soll wieder in die Quinta Vigia! Londoner Zeitungen im Auge behalten!"

Der Alte schürte das Feuer. Waldemar Quint kam aus dem Zelt zurück.

„Wir haben noch zehn Wochen Zeit," sagte er nachdenklich, „dann werden wir mit fünf Fahrzeugen über der Reede von Portland stehen."

„Und wenn sie leer ist?"

„Ich hoffe nicht! Der Minister kann nach seinem jetzigen Verhalten gar nichts anderes tun, als die Flotte auf Portland zu einem großen Manöver zu versammeln und die Besatzung eines Nachts herunterzunehmen."

„Und wenn die Reede trotzdem leer ist?"

„Dann werden wir unsere Taktik ändern. Besetzte Schiffe werden wir nicht mehr angreifen. Aber die Schiffe im Bau, die Docks und die Arsenale werden wir vernichten. In der Nacht sind sie leer. Sie bieten in ihrer Schutzlosigkeit viel bessere Zielpunkte. Der

Kampf wird etwas länger dauern, aber dafür auch so gut wie unblutig sein."

Plötzlich löste sich ein runder Basaltblock von der Größe eines Baumwollballens von der Umwallung los, rollte langsam den sanften Abhang hinunter und legte sich auf das Feuer.

Ein Zittern lief über die Insel.

„Das ist ein Erdbeben!" rief der Alte entsetzt.

„Es ist schon vorüber!" antwortete Waldemar Quint.

Dann hüllten sie sich in ihre Decken. Miguel wachte in der Höhe.

Noch ehe die Sonne aufging, tickte im Zelt der Hebel des Apparates.

Schlaftrunken wälzte sich der Alte heran und ließ den Papierstreifen laufen. Aber sofort sprang er auf, als er die ersten Worte gelesen hatte.

„Eine Sandbank aufgetaucht!" meldete Miguel.

„Die Erde bebt nicht umsonst," sprach Waldemar Quint und nahm das Glas.

Die Insel hatte sich nach Norden zu vergrößert. Das deutsche Vermessungsschiff saß fest.

Um die Mittagszeit meldete Miguel, daß sechs Kriegsschiffe sich von Osten her näherten. Der Alte sprang auf.

„Laß sie nur erst herankommen!" sagte Waldemar Quint ruhig.

„Diese verfluchten Engländer! Sie haben noch nicht genug. Ich glaube nun und nimmer daran, daß sie die Flotte ausliefern!"

„Es ist gleichgültig. Wir werden jedenfalls in zehn Wochen über der Reede von Portland stehen."

Drei Stunden später reckten die herankommenden Schiffe ihre Schlote und Aufbauten über den Horizont.

„Engländer sind es nicht!" entschied Waldemar

Quint, nachdem er lange durch das Glas geschaut hatte.

Da meldete Miguel, daß die Flagge blauweißrot wäre.

„Die Trikolore!" rief der Alte verwundert.

„Jawohl! Es sind Franzosen. Das perfide Albion! Der liebe Verbündete über dem Kanal soll ihm die Kastanien aus dem Feuer holen."

Auf dem deutschen Vermessungsschiff bemerkte man das Herannahen der Franzosen mit gemischten Gefühlen.

„Ich hoffe, Sie werden Befehl geben, daß ich an Bord gehe und um Hilfe bitte," sprach der erste Offizier.

„Sie werden es nicht tun!" entgegnete der Kapitän. „Es sind unsere Feinde. Es wird ihnen ein großes Vergnügen bereiten, uns sitzen zu lassen."

„Trotzdem möchte ich den Versuch wagen. Ich komme nicht mit leeren Händen. Ohne unsere Vermessungen werden sie sich kaum an die Insel heranwagen können."

„Unsere Vermessungen!" höhnte der Kapitän und wies auf die Sandbank, von der sie nicht herunterkommen konnten. „Da haben Sie unsere Vermessungen!"

Eine Viertelstunde später stach der Offizier zu den sechs französischen Schiffen hinüber, die sich äußerst langsam heranloteten.

„Der Deutsche holt Hilfe!" sagte der Alte, als er das Boot sichtete. „Ich bin doch neugierig ob sie ihn abschleppen."

„Es kann uns gleichgültig sein!" erwiderte Waldemar Quint und begann die Namen der Schiffe zu lesen. „Die Spitze hat „Carnot" mit zwei Schornsteinen; der vordere ist bedeutend dicker. Dahinter kommt rechts „Jauréguiberry", auch mit zwei Schloten; hat

aber zwei Gefechtsmarse. Der kleinere daneben ist „Admiral Trehouart", mit einem kurzen, dicken Schlot und drei Marsen übereinander. Dahinter laufen in derselben Formation drei Kreuzer: „Gloire" und „Leon Gambetta", jeder hat vier Schlote, zuletzt „Jean Bart" mit zwei Schornsteinen. Sie mögen ruhig vor Anker gehen. Vor abend wird nichts unternommen."

Der deutsche Offizier stieg an Bord des französischen Flaggschiffes.

Der Vizeadmiral Puchgue empfing den Offizier im Kreise seines Stabes. Keiner der Franzosen war imstande, seine Nervosität zu verbergen. Am aufgeregtesten war der Admiral.

„Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?"

„Wir brauchen Hilfe! Wir bitten Sie, uns abzuschleppen. Ein Erdbeben hat uns heut nacht auf den Sand gesetzt."

„Was tun Sie hier?"

„Wir haben Vermessungen vorgenommen."

„Ah, Sie werden uns damit unterstützen."

„Solange ich nicht weiß, welchen Zweck Sie verfolgen, muß ich Ihre Frage unbeantwortet lassen."

„Wir haben Order, diese Insel für die Republik in Besitz zu nehmen. England hat darauf verzichtet."

„Dann werde ich Ihnen gerne unsere Resultate mitteilen. Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß das Erdbeben noch nicht in die Rechnung aufgenommen ist."

Der Admiral wurde zusehends freundlicher.

„Sie waren bei dem Untergang der englischen Schiffe zugegen?"

„Ich werde Ihnen alles mitteilen, sobald Sie Befehl gegeben haben, das uns einer Ihrer Kreuzer zu Hilfe kommt!"

An der Flaggleine des „Carnot" stieg das Signal.

„Gloire“ scherte aus der Schlachtordnung und lotete sich mit außerordentlicher Vorsicht auf die Sandbank zu. Eine Stunde später war das deutsche Schiff flott. Die Sonne sank unter den Horizont. „Gloire“ kehrte zurück. Die Anker fielen.

In diesem Augenblick las der Admiral ein Telegramm, dessen Absender sich nicht zu erkennen gegeben hatte und dessen Wortlaut war: „Sie gehen sofort ankerauf und kehren nach Hause zurück. V.“

„Der Feind ist da!“ rief er und zog den Degen. Aber er besann sich schnell und gab den Befehl, bei dem unbekannten Absender des Telegrammes anzufragen, wer er sei.

„Thule ist in meinem Besitz. V.“, antwortete Waldemar Quint, der mit Miguel und dem Alten senkrecht über der Flotte hing.

„Sie vergessen, daß Sie Franzosen vor sich haben!“

„Ich weiß, daß die Franzosen ein verständiges Volk sind. Darum sollten sie das perfide Albion besser kennen. Ich gebe Ihnen bis Mitternacht Frist. Haben Sie Ihre Anker dann nicht gehoben, werden Sie nie wieder in die Verlegenheit kommen, sie auswerfen zu müssen.“

Der Admiral steckte den Degen ein, rief seinen Stab zusammen, und es siegte die Klugheit. Noch vor Mitternacht war das stolze Geschwader im Osten verschwunden. Waldemar Quint und der Alte stiegen auf die Insel herunter. Miguel hob sich mit dem Fahrzeug wieder auf eine Höhe von zweitausend Meter. Der Alte schürte das Feuer an.

„Ich hätte es nicht geglaubt,“ knurrte er unzufrieden, daß es nicht zum Kampf gekommen war. „Sich so davonjagen zu lassen!“

„Der Schrecken beginnt zu wirken,“ sprach Waldemar Quint. „Dies ist schon der halbe Sieg.“

Am vierten Morgen war das französische Geschwader wieder in Cherbourg.

Der englische Minister empfing die Nachricht aus den Händen seines Sekretärs.

„Diese Feiglinge!" rief er empört. „Jetzt sind wir genau so weit wie zu Anfang! Ich werde die Akten dem Parlament zugehen lassen."

„Sie werden England dem Gelächter der Welt preisgeben," sagte der Sekretär. „Wir müssen den Kampf allein ausfechten. Englands Häfen sind uneinnehmbar. Wir werden ihre Eingänge mit Torpedos zupropfen. Wir werden die Reede von Portland in ein Minenfeld verwandeln, wo er seinen Untergang finden muß. Dann werden wir im Besitze seiner Mittel sein und ohne weiteres die gesamte Welt unterjochen können."

Der Minister erhob sich mit einem Ruck. Der Feuereifer des Sekretärs hatte ihn angesteckt.

„Schreiben Sie!" befahl der Minister und begann langsam zu diktieren: „Die Arbeiten an den sechs Zwanzigtausendtonsschiffen und an den Ersatzbauten für die vier verlorenen Schiffe sind so zu fördern, daß sie alle gleichzeitig an einem Tage vom Stapel laufen können. Der Tag, an dem sie zu Wasser gehen werden, wird der Geburtstag des Königs sein. Es wird eine notwendige Demonstration, daß der Feind merkt, wir fürchten uns nicht."

„Und der Tag von Portland?"

„Ist vier Wochen später. Er wird uns gerüstet finden. Wehe, wenn es die Vereinigten Staaten sind! Dann ist New York ein Trümmerhaufen, noch ehe das Jahr zu Ende geht."

Auf Thule aber wehte wieder die blaue Flagge. Das deutsche Vermessungsschiff begann seine mühsame Arbeit wieder. Große Falten hatten sich im sandigen

Meeresboden aufgetan, und die Tiefen wechseten zwischen fünfzig und tausend Meter.

Dann tauchte auch wieder der „Penguin" auf.

In Berlin aber hatte man aus mancherlei Ursachen beschlossen, an Stelle des langsamen Vermessungsschiffes einen kleinen Kreuzer hinauszuschicken. Der erschien auch kurz nach dem Abzug der Franzosen.

Waldemar Quint behelligte ihn nicht, denn dieser kleine Kahn war ohne Gefechtswert. —

Mister Moore schrieb darauf einen Leitartikel für die „Times" mit der stolzen Ueberschrift: Rule Britannia! Welches andere Volk konnte es sich leisten, den Geburtstag seines Königs so zu feiern! An einem Tage, in derselben Sekunde, mittags Punkt zwölf Uhr würden sich an fünf verschiedenen Stellen der englischen Küste zehn Schiffe in Bewegung setzen, um in ihr Element zu gleiten, das sie beherrschen sollten zur Ehre Old-Englands und zum Schutze des Friedens.

Drei Tage später übermittelte der Maschinist von der Quinta Vigia aus Mister Moores stolze Worte.

„Wo liegen diese zehn Schiffe?" fragte Waldemar Quint an.

„Drei in Portsmouth, drei in Plymouth, zwei in Belfast, je eins in Hull und Birkenhead."

„Ich bin in drei Tagen bei euch! Wir werden sie zerstören!"

„Hurra!" rief der Alte begeistert. „Endlich geht's los!"

Am Morgen des dritten Tages standen sie über dem Hauptquartier.

Nun entwickelte Waldemar Quint seinen Angriffsplan. Das große Fahrzeug übernahm er selbst und wählte den Trimmer und den Quartiermeister zur Besatzung. Der Alte bestieg mit dem Koch und Luiz das mittlere, Miguel und der Junge das kleinste, älteste.

Die beiden neuen Fahrzeuge sollten der Kapitän, der sich den Heizer auswählte, und der Maschinist, der den Matrosen an Bord nahm, kommandieren.

Jedes Fahrzeug wurde mit Wasserstoff und Proviant für vierzehn Tage und den nötigen Sprengkapseln versehen. Der Bootsmann und der Zimmermann blieben zur Bewachung des Hauptquartiers zurück. Am Morgen des dritten Tages stand die Flotte über dem Eingang des Kanals. Miguel und der Kapitän hielten den Kurs nach Norden inne, um Belfast und Birkenhead anzugreifen, während die drei anderen Fahrzeuge in den Kanal einbogen. Der Alte hatte die Werft in Plymouth zu besuchen, wo zwei Zwantausendtonsschiffe und der Ersatz des Schlachtschiffes „Triumph" auf den Helgen saßen. Der Maschinist sollte Hull aufs Korn nehmen, wo das dritte Zwanzigtausendtonsschiff gebaut wurde, Waldemar Quint aber hatte sich Portsmouth vorbehalten, wo die übrigen drei Mammutschiffe lagen. In Belfast und Birkenhead arbeitete man an den Ersatzbauten der drei untergegangenen Kreuzer.

Genaue Instruktionen wiesen jedem der fünf Fahrzeuge die Manöver an. Jedem dieser Befehle war eine Skizze der Werft beigegeben. Oben und unten stand das Wort: Parole! Jeder wußte, was es bedeutete, und übte doppelte und dreifache Vorsicht; denn die Küsten Englands waren belebter als das Meer um Thule und um das Hauptquartier. Am Tage zogen sie das Schlepptau ein und stiegen auf viertausend Meter Höhe. In der zweiten Nacht erreichten sie alle den Ort ihrer Bestimmung. Telegramme wurden nicht mehr gewechselt. Nur durch kurzes Anrufen blieb man miteinander in Fühlung. Am zweiten Tage hoben sie sich sämtlich auf fünftausend Meter über den Ort ihres Angriffes. Die Häfen und Docks lagen unter ihnen

wie kleines Spielwerk. Sie wählten die Zielpunkte und warteten bis zum Abend. Dann stiegen sie langsam herunter.

Waldemar Quint hing über Portsmouth. Tief unter ihm fächerten sich die großen Ausrüstungsbassins von Portsea auseinander. Zahlreiche Trockendocks schnitten noch weiter ins Land. Im Dämmer des Abends fand er die drei Ungetüme, die er vernichten wollte. Das eine saß südlich von Portsea, die anderen beiden nördlich. Ueber diesen beiden flammten die elektrischen Lampen auf. Jenes abseitsliegende schien weiter gefördert zu sein, denn mit dem Einbruch der Dunkelheit ruhte da die Arbeit. Vom Meere wälzten sich Nebelmassen heran. Waldemar Quint riß am Ventil. Der Quartiermeister senkte eine dünne Leine, an der ein kleiner Anker befestigt war, in das stille Schiff. Der Anker faßte sofort. Der Trimmer schob ein paar Kristalle in die Verdampfungsbüchse. Das Fahrzeug hob sich wieder und strich über Portsea zu den beiden anderen Schiffen hinüber. Der Quartiermeister ließ die Leine laufen, die sich schräg über den ganzen Stadtteil spannte. Waldemar Quint griff zum Glas und sah, daß ein Heer von tausend Arbeitern in den beiden Schiffsrümpfen tätig war. Da waren die Träger der elektrischen Leitung. Die strahlenden Lampen zeigten ihm die Richtung. Tiefer senkte sich das Fahrzeug. Der Trimmer machte den Reserveanker klar zum Fall. Er hing am Ende des aufgerollten Schlepptaus. Der Anker fiel, hakte sich nach mehreren Schwingungen unter die elektrische Lichtleitung und wurde an der Gondel festgelascht. Waldemar Quint ließ den Motor leise angehen; das Tau straffte sich, schneller drehten sich die sechs Propellerflügel.

„Festhalten!“ befahl Waldemar Quint und schaltete den vollen Akkumulatorstrom ein. Mit einem Ruck

sprang das Fahrzeug vorwärts. Die Lichter in der Tiefe erloschen. Das Fahrzeug aber senkte sich tiefer und tiefer. Die Arbeiter entfernten sich allmählich aus den Bauten. Nach zwei Stunden ließ Waldemar Quint das zweite und das dritte Zieltau hinab. Ihre kleinen, scharfen Anker bissen sich an den Zellen des Kiels fest. Dann hob sich das Fahrzeug wieder. Die drei Zieltaue hingen fast parallel herunter. Die Schiffe lagen leer und leblos da.

Um Mitternacht tickte der Apparat zweimal. Der Maschinist meldete sich aus Hull. Kurz darauf riefen der Kapitän und Miguel an. Endlich ließ sich der Alte hören, der über Plymouth hing. Es war drei Uhr. Dann glitten an fünf verschiedenen Stellen der englischen Küste gleichzeitig zehn Sprengladungen an zehn Zieltauen hinunter.

Waldemar Quint schaute den verderblichen Geschossen nach. Gleich darauf ertönten zwei Detonationen, nicht viel stärker als ein naher Kanonenschuß. Zwei Geschosse hatten gleichzeitig getroffen. Die drei Leinen hingen schlaff herunter. Waldemar Quint warf den Hebel des Motors herum. Als sie über die Reede von Spithead glitten, warf er das Schlepptau über Bord. Alle fünf Fahrzeuge kamen ungesehen in das Hauptquartier zurück.

Am nächsten Morgen hielt Old-England den Atem an. Die zehn Bauten waren vernichtet. Menschenverluste waren nicht zu beklagen. Nur einem Werftwächter in Hull war von einem herumfliegenden Eisenkeil die Hand zerschlagen worden. Die „Times" sprachen das erlösende Wort. Mister Moore entschied, daß es nur ein politisches Komplott sein könne, das der Feind Englands angestiftet hatte. Zwar nannte er nicht diesen Feind, aber er kennzeichnete ihn so genau, daß man ihn nur zwischen Paris und Moskau suchen

konnte. Von Berlin aber schickte man ein liebenswürdiges Telegramm, in dem man von Herzen zu dem schweren Verlust kondolierte.

Das Parlament setzte eine Untersuchungskommission ein. Mister Moore jedoch verlangte, man solle sofort den Krieg erklären. Old-England sollte mit seinen Kanonen den Feind über dem Kanal wegrasieren, seine Schiffe kapern und seine Häfen zuschütten. Das wurde dem Kriegsminister endlich zu arg und er ließ Mister Moore zu sich bitten.

„Sie irren," sprach er zu ihm, „wenn Sie von einem politischen Komplott sprechen. Es ist ein anarchistisches. Die Fäden laufen nicht über den Kanal, sondern über den Ozean. Sie laufen nach Thule und darüber hinaus. Auf Thule sitzt der Feind fest. Dort weht seine Flagge, dort hat er sich von dem Amerikaner interviewen lassen."

„Ha," rief Mister Moore, „das kann ich auch. Ich werde nach Thule gehen, ich werde mich da ans Land setzen lassen. Ich werde ihm auflauern. Ich bin nicht mehr der Jüngste, aber ich werde Old-England retten. Wenn dieser Feind wirklich existiert!"

Zwei Tage später fuhr Mister Moore mit einem Depeschenboot nach Thule und ging an Bord des „Penguin". Das erste, was er sah, war der deutsche Kreuzer. Er gab dem Boote, das sofort die Heimreise antrat, eine Notiz mit.

Drei Tage später stand es in den „Times": „Vor Thule liegt ein deutscher Kreuzer". Die Temperatur der öffentlichen Meinung Europas stieg wieder einmal bis an den Siedepunkt. In Berlin begnügte man sich mit der Erklärung, daß der Kreuzer nur zum Zwecke der Beobachtung submariner Veränderungen draußen sei. Aber in London sah man darin, daß der Kreuzer nicht sofort abberufen wurde, einen Hochverrat.

Der Kriegsminister wurde endlich auch auf die Seite der öffentlichen Meinung gedrängt. Wieder einmal stand Europa vor dem völkerfressenden Kriege.

Da meldete sich auf dem Schreibtische des englischen Kriegsministers die Station St. Mary. Der Unbekannte hatte verlangt, mit dem Minister in Verbindung gesetzt zu werden.

„Ich werde," schrieb der Apparat, „die Whitehall in ein Trümmerfeld verwandeln, wenn Sie nicht sofort eine beruhigende Erklärung an die Presse abgeben. Sollte es trotzdem zum Kriege kommen, werde ich mich mit dem Angegriffenen gegen England verbünden."

„Nach London!" rief der Minister entsetzt. „Mit einer Unterseeflotte auf die Whitehall!"

„Die Themse ist nicht weit. Er hat mindestens fünf Fahrzeuge!" sagte der Sekretär und las die Worte, die der unbarmherzige Stift weiter auf dem Papierstreifen zeichnete.

„In fünf Wochen bin ich auf der Reede von Portland!"

„Geben Sie uns länger Frist!"

„Wie lange?"

„Bis die Gefahr eines Krieges verschwunden ist. Wir können nicht eher unsere Flotten zu einem Manöver zusammenziehen, bis der Winter vorüber ist."

„Ich gebe Ihnen Zeit bis Mitte März. Stellen Sie Ihre Kriegsschiffsbauten ein. Sie sind zwecklos. Ich werde sie vor dem Stapellauf vernichten."

„Sie werden in dieser Zeit nichts Feindseliges gegen uns unternehmen?"

„Sofern Sie sofort die Kriegsgefahr aus der Welt schaffen!"

Der Minister atmete auf und diktierte dem Sekretär die verlangte Erklärung, die noch an demselben Abend in den Zeitungen stand und die erhitzten Gemüter auf

beiden Seiten des Kanals abkühlte. Die Explosionen auf den englischen Werften, so hieß es darin, könnten nur auf die Bestrebungen des internationalen Anarchismus zurückgeführt werden. Man sei dem Komplott bereits auf der Spur.

Waldemar Quint kehrte befriedigt nach Funchal zurück und stieg zu Marion hinauf. Aber sie hatte sich eingeschlossen und wollte ihn nicht sehen. Er ging wieder nach Funchal hinunter. Auf dem Wege traf er mit John zusammen. Sie grüßten sich flüchtig, ohne ein Wort zu wechseln. Waldemar Quint schritt zur Quinta Vigia hinab, wo die beiden Kugeln rollten und die Karten flogen, und John ließ sich bei Marion melden; doch auch er wurde nicht vorgelassen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Randolph Hearst lag wieder auf dem Teppich und las die „Times".

„Eine Bande internationaler Anarchisten?" brummte er überrascht. „Sollte dieser Horace Toddy wirklich normal sein? Sollte der Wahnsinn mit dem blauen Admiral doch der Wahrheit entsprochen haben?"

Schnell sprang er auf und wälzte die Folianten seiner eigenen Zeitung herbei. Noch einmal las er aufmerksam den verrückten Reportertraum auf Thule. Er fand Beziehungen, ahnte Zusammenhänge und drückte endlich den vierten Knopf auf seinem Schreibtische nieder.

Bald darauf brachte man Horace Toddy, der noch auf dem Lande war, ein Telegramm:

„Kommen Sie sofort zurück! Ich halte Sie für normal. Hearst."

Am nächsten Morgen stand Horace Toddy vor seinem Verleger.

„Sie werden sofort nach Thule gehen!“ befahl er.

Horace Toddy prallte zurück.

„Sie gehen nach Thule!“ wiederholte Randolph Hearst, „ich habe keinen andern, und das mit meiner Jacht.“

„Nein, ich werde hinüberschwimmen! Komme ich mit Ihrer Jacht an, wird man sie in den Grund bohren. Es wäre schade drum. Ich muß mich unkenntlich machen. Mit einem Fischerboot werde ich reisen, das fällt nicht auf.“

„Nun gut, das machen Sie wie Sie wollen. Aber Sie werden nach Thule gehen!“

„Und wozu in aller Welt?“

„Ist dieser blaue Admiral keins Ihrer Hirngespinste, wie ich nach den Vorfällen auf den englischen Werften annehmen muß, so werden Sie ihn für die Vereinigten Staaten engagieren. Betrachten Sie sich als Kommissar der Regierung. Sie haben nur das eine Bestreben, diesen Mann für uns zu gewinnen. Versprechen Sie ihm alles. Jede Bedingung, die er stellt, erfüllen Sie ihm. Wenn der Mann wirklich über diese Mittel verfügt, ist es mir ein Leichtes, sein Engagement bei dem Kongreß durchzudrücken. Vorher aber überzeugen sie sich von der Brauchbarkeit seiner Erfindungen. Das müssen Sie sich ausmachen. Er wird sich nicht besinnen, es anzunehmen.“

Horace Toddy stand da, als hätte man ihm einen gefüllten Teertopf über den Kopf gestülpt.

„Wollen Sie nicht gehen?“ schrie der Verleger wütend.

„Ja,“ sprach der Reporter, „und wenn ich nicht wiederkomme?“ Er zitterte an allen Gliedern.

„Dann werde ich für Ihre Frau einen Mann

suchen, der besser für sie paßt als Sie schwachköpfiger Feigling!"

„Ich gehe!" sagte Horace Toddy und zog sich die Weste stramm.

Blanche wollte ihn unter keiner Bedingung allein reisen lassen. Sie ging mit an Bord des kleinen Fischerkutters, den er für die Ueberfahrt nach Thule gemietet hatte. Am zehnten Tage kam die Insel in Sicht. Der Reporter schabte sich seinen Schnurrbart weg, kroch in die Hosen und das Wollhemd des Fischers, steckte Papier, Bleistift und Revolver ein und ließ das Schiff etwas gegen Nordwest anluven, um nicht vor dem Dunkelwerden anzukommen. Kurz vor Mitternacht kreuzte der Kutter ohne Lichter gegen die Südspitze der Insel an. Der deutsche Kreuzer lag nördlich in der Nähe der Sandbank, der englische „Penguin" östlich, der hellblauen Flagge gegenüber.

Horace Toddy nahm von Blanche Abschied.

Man machte das kleine Boot klar, um den Proviant hinunterzubringen. Blanche kehrte mit dem Kutter zurück. Er stieg leise ins Boot.

Am Tage verbarg er sich in einer Felsenschlucht, nachts spionierte er.

Auch Mr. Moore spionierte auf Thule herum, aber am Tage. Er fand eines Morgens am Strande den Abdruck eines nackten Fußes. Die Spur war frisch. Es war kein Zweifel möglich, hier landete der Feind! Mr. Moore fühlte nach dem Revolver, rückte den runden Filz in den Nacken und kletterte zum ersten Male ins Innere der Insel.

Plötzlich konnte er nicht weiter. Ein Spalt von der Breite eines Steinwurfs sperrte ihm den Weg. Dieser Spalt war schroff und tief und ohne schützendes Geländer. Mr. Moore neigte wie alle Asthmatiker zu Schwindelanfällen. Deshalb kniete er nieder und kroch

auf allen vieren weiter. Aber er drückte die Augen zu.

Und da stieg ihm plötzlich ein wohlbekannter Duft in die Nase. Das war Kaffee! Das war der Feind Old-Englands, er war beim Frühstück! Mr. Moore öffnete die Augen. Die Schlucht war wildzerklüftet und eng wie ein Brunnen. Und da unten auf dem tiefsten Grunde saß wirklich der Feind und kochte sich einen Kaffee! Dieser junge, zerlumpte Kerl, der eben den Trank aus dem Blechtopf der Maschine schlürfte, es war der Feind Englands. Es war vielleicht nicht der Anführer, es war möglicherweise nur ein Matrose oder ein Maat dieser Flotte von Unterseebooten.

Mr. Moore zog sich etwas zurück. Sollte er den Kommandanten des „Penguin" benachrichtigen oder selber dem Feind auf den Leib rücken? Er entschloß sich, allein zu handeln. Der Feind mußte gestellt werden! Aber wie hinunterkommen? Eilig umkreiste Mr. Moore die Südspitze der Insel und versuchte es von der andern Seite. Plötzlich öffneten sich wie durch Zauberei die Felsen, und er sah seinen Feind dicht vor sich. Und dieser Schurke schlief jetzt, friedlich in eine wollene Decke gehüllt. Mr. Moore zog die geladene Waffe und schob sich weiter vor. Da rollte ein Steinchen unter seinem Fuße hervor. Der Schläfer kam auf die Beine, suchte Deckung und hob den Revolver. Mr. Moore stand wie versteinert. Er konnte nicht losdrücken. Er hatte noch niemals auf einen Menschen mit dem Revolver gezielt, mit der Feder schon öfters. Er ließ die Waffe sinken, dazu war noch immer Zeit.

„Was wünschen Sie?" fragte Horace Toddy.

„Sie sind der Feind Englands!"

„Ich schmeichle mir!"

„Ihre Taten schreien zum Himmel!"

„Möglich! Aber wollen Sie sich nicht erst vorstellen?"

„Mein Name ist Moore, Redakteur der „Times“.“

„Welche Ehre! Aber seit wann redigieren Sie Ihre Zeitung mit dem Revolver?“

„Ich bin gekommen, um Sie zur Rede zu stellen!“

„Also ein Interview! Ich bin dazu bereit. Man hat mich schon einmal interviewt. Vor acht Wochen kam so ein windiger Amerikaner hierher. Ich habe ihm schön den Buckel vollgelogen. Ich verstehe mich auf solche Dinge. Aber zuerst stecken Sie Ihren Revolver weg, schießen können wir ja nachher!“

Mr. Moore gehorchte.

„Bitte Platz zu nehmen!“ rief Horace Toddy jovial. „Sehr erfreut, Sie endlich von Angesicht sehen zu dürfen. Ich kenne Sie schon lange aus Ihren exzellenten Artikeln. Sie redigieren damit die Welt. Beginnen Sie ruhig zu fragen. Sie werden Ihr Geschäft schon verstehen. Sie werden sich doch vor mir nicht fürchten, der ich weiter nichts, nun nichts weiter als der blaue Admiral der geheimnisvollen Unterseemarine bin. Sie verzeihen, daß ich meine Uniform abgelegt habe; sie ist beim Schneider. Jawohl, wir haben alles auf unseren Booten. Es sind sechsundneunzig Stück. Vorige Woche erst sind zwei Dutzend vom Stapel gelaufen. Ganz außerordentliche Maschinen. Können zwanzig Tage unter Wasser bleiben, und jedes Boot hat fünfundzwanzig Mann Besatzung.“

In Mr. Moore erwachte der Reporter.

„Bitte, machen Sie nur ruhig Ihre Notizen, ich ersuche darum! Ich werde mich freuen, wenn sich endlich die „Times“ mit mir beschäftigt.“

Mr. Moore holte Papier und Griffel hervor.

„Also schreiben Sie: Sechsundneunzig Unterseeboote, jedes zu achthundert Tons Wasserverdrängung. Schnelligkeit vierzig Meilen. Vorn und hinten zwei Torpedorohre. Andere Artillerie führen wir nicht.

Unser Aktionsradius beträgt bei forcierter Fahrt zwanzigtausend Meilen. Was meinen Sie wohl, wenn ich mit diesen Booten die Themse hinaufkommen und auf die Office der „Times" eins meiner Torpedos abgeben würde?"

„Das ist unmöglich! Zwanzig Tage unter Wasser Sie brauchen doch Luft!"

„Sauerstoff meinen Sie, den machen wir uns aus Wasser. Es wird zersetzt in Sauerstoff und Wasserstoff. Den Sauerstoff nehmen wir zum Atmen, mit dem Wasserstoff treiben wir unsere Motore. Wenn wir nicht Schmieröl und Proviant brauchten, könnten wir immer unter Wasser bleiben."

„Welcher Art sind ihre Maschinen?"

„Gewöhnliche Explosionsmotore. Anstatt Kohlenwasserstoff explodiert in unseren Zylindern reiner Wasserstoff; das hat den Vorzug, daß wir stets frisches Trinkwasser haben, denn verbrannter Wasserstoff ist bekanntlich nichts weiter als Wasser."

„Wie zersetzen Sie das Wasser?"

„Geheimnis! Sie verstehen!"

In Mr. Moores Schädel begann sich ein Mühlrad zu drehen.

„Armes Old-England!" stöhnte er.

„Kein Zweifel, mit Old-England geht es bergab. Jetzt kommt die neue Welt an die Reihe. Wird auch höchste Zeit!"

„Sie sind ein Amerikaner?"

„Das stimmt, aber nur in gewissem Sinne. Eigentlich bin ich ein Mitteleuropäer und in Deutschland geboren, aber ich lege keinen Wert darauf. Ich bin international und diene keiner Macht. Verlassen wir lieber diesen Punkt, er ist unwesentlich. Sie werden gewiß noch etwas über meine Flotte hören wollen."

„Warum haben Sie England angegriffen? Das war gemein, niedrig, schmutzig!"

„Ja, Sie haben recht! Doch ich lasse davon ab! Ich schwöre Ihnen, nie wieder einem Engländer auch nur ein Härchen zu krümmen. Von heute ab schlage ich den umgekehrten Weg ein!"

„Welchen?"

„Ich werde mich auf die anderen Flotten werfen."

„Ha, das ist genial!"

„Nicht wahr? Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, den Frieden der Völker aufzurichten. Ich werde sofort Befehl geben, gegen die Festlandsmächte vorzugehen. Zuerst gegen —"

„Deutschland!" rief Mr. Moore, strahlend vor Glück.

„Es ist wahr, das liegt Ihnen besonders im Magen. Darum sei es. Ich werde in spätestens vier Wochen Kiel und Wilhelmshaven beraunt und dem Boden gleichgemacht haben, und sollte ich darüber meine halbe Flotte opfern müssen. Dann kommt Frankreich an die Reihe, und dann die Vereinigten Staaten. Italien und Oesterreich nehme ich im Vorbeigehen mit. Zum Schluß kaufe ich mir die Japaner."

„Ah, welches Glück! Dann werden wir auf der Stelle abrüsten. Und der Frieden der Welt wird für immer gesichert sein!"

„Bis einer wieder anfängt zu bauen."

„Man wird es zu verhindern wissen!"

„Wer? England? Und sofort geht wieder die alte Schießerei los. Ich werde also lieber nicht abrüsten. Aber England hat von mir nichts mehr zu fürchten. Verkünden Sie das der Welt. Ich schwöre es! Hier meine Hand!"

Mr. Moore schlug ein.

„Sind Sie auch in der Tat der Befehlshaber der Unterseeflotte?" fragte er zögernd.

„Zweifeln Sie daran? Ich bin der König von Thule. Wer sollte ich sonst sein? Augenblicklich schnappe ich etwas Stickstoff, denn auf die Dauer bekommt einem der klare Sauerstoff nicht. Sie werden mit der nächsten Gelegenheit nach England zurückkehren und den Friedensschluß verkünden. Sie werden sich aber nie wieder auf dieser Insel blicken lassen, denn ich wünsche ungestört zu sein. Ebenso sagen Sie drüben auf dem Schiffe Bescheid, daß ich keinen Besuch wünsche. Ich werde jedem den Hals umdrehen lassen. Wir haben dafür eigens konstruierte Maschinen. Fertig! Leben Sie wohl! Sie sind entlassen!"

Mr. Moore grüßte höflich und ging. An der Felsenecke drehte er sich noch einmal um.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie in vier Wochen die deutsche Flo.te vernichten wollen."

„Ich habe ein gutes Gedächtnis!" sagte Horace Toddy und winkte ab. „Es hat keine Eile. Wir brauchen von Thule bis Hamburg knapp sechzig Stunden!"

An Bord des „Penguin" erfuhr Mr. Moore, von wem er genarrt worden war, und sauste mit dem nächsten Depeschenboot nach London zurück. An den blauen Admiral glaubte er nicht mehr, und um so eifriger hetzte er gegen Deutschland.

Horace Toddy aber hatte freies Feld. Niemand störte ihn in seiner Schlucht. Miguel und der Kapitän, die am Tage dreitausend Meter über der Insel standen, konnten ihn nicht sehen, weil er sich unter einen überhängenden Felsen zurückgezogen hatte. Nacht für Nacht umkreiste er William Bellhamps unbesteigbaren Vulkan. Er legte sich an der Seite, wo die blaue Strickleiter herabgefallen war, auf die Lauer. Es mußte jemand oben sein. Wenn niemand oben war, der die Strickleiter herabwerfen konnte, war ja dieser infame Bergkegel unbesteigbar. Er legte sich auf den Rücken

und schaute zu den Sternen hinauf. Und nun machte er eine höchst merkwürdige Entdeckung. Ein Stern des Himmelswagens wurde in einem gewissen Zeitraum seinem Auge verdeckt und wieder freigegeben. Erst riet er auf eine Wolke, dann auf einen Vogel. Auf ein Luftfahrzeug, das da oben in einer Höhe von tausend Meter an seinem Ankertau hin und herpendelte, kam er nicht.

Der Kapitän und Miguel, die in der Gondel des Vogels saßen, waren, als die Sterne erloschen, wieder auf ihre alte Höhe von dreitausend Meter zurückgekehrt und schauten nach Waldemar Quint aus, den sie schon gestern Nacht erwartet hatten.

Am nächsten Abend, drei Stunden vor Mitternacht, legte sich Horace Toddy wieder auf die Lauer. Der geheimnisvolle Nachtvogel kreiste im Gebilde der Kassiopeja. Eine ganze Stunde lang schwang er sich langsam hin und her, bis er plötzlich stille stand. Zusehends wuchs er; zwei, drei Sterne verdeckte er gleichzeitig. Gab es überhaupt einen Vogel von solchen Dimensionen? Dieser Vogel mußte mindestens den Umfang eines Walfisches haben!

Horace Toddy stellte einstweilen seine Denkmaschine ab. Er riß dafür Augen und Ohren um so weiter auf. Und da sah er noch zwei Riesenvögel herankommen, von Südwesten her, durch den leuchtenden Gürtel des Orion. Diese beiden Vögel senkten sich bald herunter und verschwanden hinter der hohen Kante von William Bellhamps Vulkan!

Horace Toddy hob den Kopf aus seinem Versteck heraus. Er hörte Flügelschlagen und Menschenstimmen. Es kam von oben. Also war doch jemand auf dem Vulkan! Plötzlich aber strich ihm etwas Schweres, Weiches über den Nacken. Er schauderte zusammen. Und doch hatte er die Geistesgegenwart, danach zu

greifen. Es war ein handgelenkstarkes, schmiegsames Tau. Senkrecht aus der Schwärze der Nacht hing es regungslos herunter. Horace Toddy hielt es fest. Woher kam das Tau?

Da begann eine sanfte Gewalt das Tau nach oben zu ziehen. Der Reporter hielt fest und wickelte das Tau um Arme und Handgelenke. Plötzlich verlor er den Boden unter den Füßen, und ehe er sich von dem Tau freimachen konnte, wäre Loslassen ein Sturz aus zwanzig Meter Höhe gewesen. Also blieb er lieber hängen und ließ sich hinaufschleppen. Zweimal prallte er gegen die scharfen, vorspringenden Kanten, daß ihm alle Rippen knackten. Doch er ließ nicht locker. Er mußte hinauf. Weiter als bis an den Rand der Klippe würde man ihn doch nicht ziehen können. Aber er hatte sich bös verrechnet. Es ging noch höher hinauf. Er sah ein helles Feuerchen, um das ein paar Männer saßen, und fühlte mit den Füßen nach den Basaltklippen des Randes. Doch er verlor sie sofort wieder. Ein rasender Schreck preßte ihm das Gehirn zusammen. Das war der Vogel! Das Tau war an einen Stern gebunden! Und die Todesangst jagte ihm einen gellenden Hilfeschrei aus der Kehle. Er ließ das Tau fahren und stürzte aus einer Höhe von zehn Meter neben dem Feuer nieder.

Er fiel hart, sehr hart, und verlor die Besinnung.

„Miguel ist aus der Gondel gestürzt!" schrie der Alte und drehte mit zitternden Händen den Reporter herum.

„Das ist Miguel nicht!" sagte Waldemar Quint.

„Miguel hat wieder das Schlepptau nicht eingeholt!" warf der Kapitän ein.

„Ist er tot?" fragte Waldemar Quint.

„Mausetot," erwiderte der Alte und drehte das blasse

Gesicht des ungebetenen Gastes vom Feuer ab. „Besser für uns und für ihn."

„Scheint ein Fischer zu sein!" sagte der Maschinist, der das dritte Fahrzeug herbeigeführt hatte. Diese beiden neuangekommenen Ballons waren dicht über dem Vulkan verankert. In ihren Gondeln wachten Luiz und der Trimmer.

„Wir werden ihn morgen ins Meer werfen!" schlug der Alte vor.

„Können ihn auch in den Sand scharren!" erwiderte gutmütig der Kapitän.

Aber Horace Toddy war garnicht tot. Er lebte und kam allmählich wieder zur Besinnung. Doch er rührte keinen Finger. Sollte er schon morgen in den Sand gescharrt werden, dann wollte er auch etwas davon haben! Und er stellte sich tot und lauschte. Aber die Männer, die um das Feuer saßen, waren wortkarg. Sie hatten offenbar ihre Erlebnisse schon ausgetauscht. Konnte man nichts mit den Ohren stehlen, dann wenigstens mit den Augen! Und Horace Toddy öffnete ein wenig die Lider und merkte, daß er den Männern den Rücken kehrte. Da machte er die Augen ganz weit auf und sah über dem Rande des Vulkans einen riesenhaften Ballon von fischförmiger Gestalt stehen.

Horace Toddy entfuhr ein Laut grenzenloser Ueberraschung.

„Nanu?" rief der Alte. „Ist der Kerl noch nicht ganz tot?"

Aber Horace Toddy war vollständig tot. Er zuckte nicht mit einer Fiber, als ihn der Alte näher heranschob und das blasse Gesicht einer eingehenden Besichtigung unterzog.

„Zum Teufel," rief er überrascht, „den Kerl kenn' ich doch. Das ist der infame Reporter, den ich nach

Sandy Hook gebracht habe! Hätt' ich diesem Jungen nicht zugetraut, daß er seinen Hals dranwagt."

Der Kapitän schob den mausetoten Amerikaner auf die andere Seite und drehte sein Gesicht vom Feuer ab.

Horace Toddy machte wieder die Augen auf und sah einen anderen Ballon; der war noch größer. Und da er nach einer anderen Richtung wies, konnte der tote Reporter bemerken, daß diese Fahrzeuge aus drei Einzelkörpern bestanden, zwischen denen die Gondel hing. Und in der Gondel stand ein Mann. Das also waren die Vögel, die ihm die Sterne verdeckt hatten! Wo aber war der dritte Vogel? Ganz langsam drehte Horace Toddy den Kopf. Er lag so weit vom Feuer ab, daß er sich das gestatten durfte. Genau visitierte er die Sternbilder. Im großen Himmelswagen fehlten der zweite Deichselstern und sein Reiterlein. Dort also, ganz hoch im Schwarzen, schwebte unsichtbar der dritte Riesenvogel, an dessen Schwanz er sich geklammert hatte um die unfreiwillige Luftreise zu machen. Sämtliche Rippen im Leibe taten ihm davon noch weh.

Das also war die Flotte, vor der Old-England zitterte!

Jetzt konnte Horace Toddy einen Reporterrekord aufstellen, vor dem Randolph Hearst in die Knie sinken mußte. Würde er ihn wieder für verrückt halten? Wie wurden diese Maschinen durch die Luft getrieben? Welchen Aktionsradius besaßen sie? Welcher Art waren die Torpedos? Wie wurden sie lanciert, daß sie mit unfehlbarer Sicherheit trafen? Das alles waren Fragen, die er beantworten mußte, bevor er nach New York zurückkehren konnte. Wenn er überhaupt zurückkam? Das war die große Frage! Stellte er sich weiter tot, dann wurde er mit ein paar Steinen eingenäht und ins Meer geworfen. Bekannte er sein Leben, dann wurde ihm der Hals umgedreht. Das war eine ver-

teufelte Situation, in der er sich augenblicklich befand. Zuerst aber die Antworten auf die Fragen! Alles andere kam später! Und er schloß die Augen und lauschte regungslos, denn der blaue Admiral der Luft begann plötzlich zu sprechen.

„Wir werden an unseren Fahrzeugen noch eine Verbesserung anbringen müssen! Wir arbeiten mit zu großen Gasverlusten. Jedes Absteigen kostet uns mindestens sechs Kristalle."

„Ja," sagte der Alte trocken, „das wird sich wohl nicht ändern lassen."

„Und doch!" erwiderte Waldemar Quint und zog Papier und Stift heraus. „Wir lassen uns vom Motor nach oben oder unten ziehen, je nach Bedarf. Dabei haben wir den Vorteil, daß wir diese Bewegungen in der Senkrechten in einem viel schnelleren Tempo machen können."

„Das versteh' ich!" sagte der Maschinist und rückte heran. „Wir werden eben noch einen Motor einbauen mit einer senkrechten Achse.

„Nein," sagte Waldemar Quint gelassen und entwarf mit schnellen Strichen einen Riß. „Auf den zweiten Motor können wir verzichten. Mit einem kommen wir vollständig aus. Er wird nur noch beweglicher gemacht. Die Gondel wird mitten durchgeschnitten, jeder Ballonkörper hat eine Hälfte zu tragen. Wir streifen diese beiden Gondelhälften nach oben und unten hin gegen das Gerippe ab. Es entsteht in der Mitte eine Gasse für den Motor. Er wird in zwei seitlichen Zapfen verlagert. Jetzt steht ihm die ganze Kreisbewegung offen."

„Aber die seitliche Bewegung, um das Lenken zu ermöglichen!" rief der Maschinist, der sich am schnellsten in die Veränderungen hineingedacht hatte.

„Diese Bewegung kann nach unseren Erfahrungen

auf ein Minimum beschränkt werden," sagte Waldemar Quint. „Scharfe Biegungen machen wir überhaupt nicht. Für uns gibt es keine Kollisionsgefahr. Wir können ja auch nach oben oder unten ausweichen. Dazu genügt, daß die Motorachse auf- und abschwingen kann. Außerdem brauchen wir die Seitenbewegung nicht aufzugeben. Das eine der Lager, in denen der Motor hängt, werden wir verschiebbar machen. Die Hauptsache bleibt, das wir die Propellerachse senkrecht stellen können, um möglichst schnell auf und ab zu steigen. Denn wir müssen immer mit der Möglichkeit rechnen, daß wir entdeckt werden. Dann sind wir innerhalb der ersten zweitausend Meter verwundbar. Werden wir aber angegriffen, dann genügt eine einzige gutgezielte Granate, um das Fahrzeug zu vernichten. Können wir uns aber kraft der senkrechten Propellerachse mit einer Geschwindigkeit von zwölf Meter aufwärtsbewegen, dann wird ein Treffer zur Unwahrscheinlichkeit."

„Das alles ist ganz gut und schön," erwiderte der Kapitän bedächtig, „aber die Sache hat doch einen Haken. Bis jetzt hat sich das Fahrzeug immer parallel zur Propellerachse eingestellt. Wenn wir nun die Achse nach oben werfen, dann wird die Gondel dieselbe Bewegung machen und kentern. Und dafür bedanke ich mich bestens!"

„Das Kentern setzt eine Verschiebung des Metazentrums voraus," warf Waldemar Quint ein. „Wir stehen nicht wie das Schiff im Wasser, sondern wir sind aufgehängt."

„Nun gut," gab der Kapitän zurück, „das sehe ich ein. Nach unten zu können wir uns ziehen lassen, aber niemals nach oben, dabei muß die Gondel kentern."

„Das käme auf den Versuch an," erwiderte Waldemar Quint. „Bringen wir eine Vorrichtung an, mit deren Hilfe wir das Metazentrum je nach Bedarf

bald über, bald unter den Angriffspunkt des Motors verlagern können. Auf alle Fälle brauchen wir notwendig diese Verbesserung, und wir werden auf der Stelle wieder ins Hauptquartier zurückkehren. Thule macht uns niemand mehr streitig. Es genügt, wenn Miguel und Luiz mit dem kleinen Ballon Wache halten."

Die vier Männer erhoben sich.

„Näht ihn ein!" befahl Wbldemar Quint und deutete auf Horace Toddy.

Der Alte holte einen großen Fetzen blauen Tuches, und der Maschinist trug ein paar kopfgroße Steine herbei. Ehe sie aber den vermeintlichen Toten berührt hatten, sprang er mit einem Satz auf beide Beine.

„Ha," schrie der Alte, „dieser Schurke hat sich verstellt!"

Und schon fühlte Horace Toddy zwei harte, knochige Fäuste an seinem Halse. Er riß den Revolver heraus. Doch der Maschinist fiel ihm in den Arm.

„Laßt ihn los!" befahl Waldemar Quint. „Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten!""

„Ich komme heute als Gesandter der Vereinigten Staaten! Die Regierung der Vereinigten Staaten wünscht mit Ihnen in ein Bündnis zu treten. Ich bin beauftragt, Ihnen diesen Vorschlag zu machen und Ihre Bedingungen entgegenzunehmen. Man wird Sie mit Kapital unterstützen! Man wird Ihnen einen Hafen einräumen, ein Arsenal, alles, was Sie wollen! Man ist in Washington zu jedem Zugeständnis bereit."

„Nun gut! Die einzige Bedingung, die ich mache, ist, daß man mir keine Bündnisse anträgt. Ich bin stark genug, meine Pläne allein zu verwirklichen!"

„Ins Meer mit ihm!" rief der Alte wild.

„Nein," sprach Waldemar Quint. „Wir nehmen ihn mit ins Hauptquartier. Dort soll er den Dampfkessel heizen. Entflieht er, wird er über den Haufen

geschossen. Aber ich hoffe, er wird vernünftig sein."

Die anderen drei nickten.

„Sie sind mein Gefangener!" sprach Waldemar Quint zu Horace Toddy und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wir werden Sie in unser Hauptquartier bringen und dort beschäftigen, bis wir Ihnen, ohne uns zu schaden, die Freiheit wiedergeben können."

„Wie lange wird das dauern?" fragte Horace Toddy traurig, daß er seinen neuen Rekord nicht aufstellen und Blanche nicht wiedersehen sollte.

„Bis der Frieden der Welt gesichert ist," sprach Waldemar Quint.

„Also nie!" stöhnte der Reporter. „Darf ich meiner Frau eine Nachricht zukommen lassen? Ich schreibe nur wenige Worte! Sei ohne Sorge. Ich lebe. Auf Wiedersehen. Horace."

„Wir werden diese Nachricht von unserem Hauptquartier durch die Post übermitteln!" entschied Waldemar Quint. „Setzen Sie die Adresse hinzu."

„An die Redaktion des „New York American"!" schrieb Horace Toddy resigniert und dachte an Blanche, die morgen Nacht mit dem Kutter wiederkommen wollte.

Dann schnürte ihn der Alte in das blaue Tuch.

Von diesem Augenblick an drangen nur noch leise, undeutliche Geräusche zu ihm durch das Loch, durch das er seine Nasenspitze stecken durfte. Er wurde gehoben und niedergelegt. Dann fühlte er einen leichten Stoß von unten her gegen den Stangenrost, auf dem er lag. Darauf trat ein regelmäßiges Schwanken ein; der Luftzug strich über seine Hände. Das war ein besseres Fahren als im Unterwasserboot!

Der Vogel, der ihn trug, flog. Wohin flog er? Ins Hauptquartier des blauen Admirals?

Und er träumte, er sei der König von Thule und säße in einem großen Schaukelstuhl, um die wilde Insel

zu regieren. Dabei rauchte er eine Zigarre von Torpedoform mit einer hellblauen Leibbinde. Er wußte ganz genau, daß in dieser Zigarre eine Dynamitpatrone steckte, und trotzdem rauchte er diesen unheimlich dicken Tabakstengel mit Genuß. Und sein Genuß bestand in dem ruhigen Abwarten des Moments, in dem sich die Patrone entzünden würde. Unverwandt schielte er mit beiden Augen auf die weiße Asche des Tabaks, die sich zusehends verlängerte. Wie hypnotisiert starrten seine Pupillen über die Nasenspitze hinweg auf den weißen Punkt. Und plötzlich ging die langersehnte Explosion vor sich. Der weiße Punkt spritzte auseinander: der Alte hatte ihm die Umhüllung abgenommen.

Horace Toddy sah sich in einem kleinen, fensterlosen Raume, in dem ein Kohlenhaufen und ein Feuerloch waren. Ein Mann mit einem schwarzen Pflaster über dem rechten Auge drückte ihm eine schwere Schaufel in die Hand. Und der Reporter warf die schwarzen Kohlen unermüdlich ins Feuerloch. Das also war seine Beschäftigung bis zur Aufrichtung des Weltfriedens! Gleich darauf brachte ihm ein kahlköpfiger Mann einen Topf mit Essen. Das ließ sich Horace Toddy wohlschmecken.

„Sie werden hier in diesem Heizraum bleiben!" befahl Waldemar Quint. „Sobald Sie ihn verlassen, kann ich nicht mehr für Ihr Leben garantieren. Jeder Fluchtversuch wird Ihren augenblicklichen Tod nach sich ziehen."

Waldemar Quint verschwand, und Horace Toddy starrte in das Feuer seines Heizloches. War das der Rekord, den er aufstellen wollte? —

Bald darauf trat Waldemar Quint in die Quinta Vigia, deren Betrieb nichts zu wünschen übrig ließ. Er gab Mr. Rowley den Brief Horace Toddys an Blanche und schrieb darunter: „Ihr Mann befindet sich

kriegsgefangen in meinem Hauptquartier. Wenn er sich meinen Anordnungen fügt, werden Sie ihn wiedersehen. V."

„Senden Sie diesen Brief an unsere Korrespondenzfirma in Lissabon. Erst da soll er abgestempelt werden."

Mr. Rowley gehorchte, und Waldemar Quint stieg zu Marion hinauf. Aber sie wollte noch immer nichts von ihm wissen und ließ ihn nicht vor.

Gesenkten Hauptes schritt er von dannen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.



lanche aber irrte drei Tage durch die nackten Felsen von Thule. Horace Toddy war verschwunden. Er war in seinem Wahnsinn ins Meer gestürzt. Unter Tränen trat sie die Rückreise an. Vierzehn Tage später saß sie weinend Randolph Hearst gegenüber.

„Er ist fort!" schluchzte sie.

„Das weiß ich schon seit gestern!" lachte der Verleger und reichte ihr den Brief aus Lissabon.

Blanche las und trocknete ihre Thränen.

„Wo ist dieses Hauptquartier?" fragte sie schnell.

„Das weiß ich nicht. Der Brief kommt aus Lissabon. Reisen Sie hinüber und suchen Sie es. Uebernehmen Sie den Auftrag Ihres Mannes, der leider kriegsgefangen ist."

Am nächsten Tage fuhr Blanche nach Lissabon. Den Brief mit Umschlag trug sie auf der Brust. Sie war entschlossen, Horace Toddy wiederzufinden und ihn zu befreien. Und sie nahm einen englischen Dampfer nach Liverpool, um von da über Land nach Lissabon zu kommen.

Unterdessen stopfte Horace Toddy unermüdlich schwarze Kohlen ins Feuerloch. Allmählich gewöhnte er sich an die Arbeit. Immer seltener flogen die Kohlen neben das Loch. Jedoch die Pflicht, den Rekord aufzustellen, war so stark in ihm, daß er nur an Flucht dachte. Die Maschine selbst war neben an. Den ganzen Tag, von morgens bis abends, hörte er sie schnauben: die Gondeln sollten ja umgebaut werden!

Die Tür wurde stets verschlossen gehalten. Sie war von festen Eisenplatten, das Schloß neu, der Riegel drei Finger stark und unzerbrechlich. Die Wände bestanden aus schwarzem Basalt. Nur das Loch in der Decke zeigte eine Möglichkeit zur Flucht.

Es gelang ihm endlich in einer Nacht, das Dach des Heizraumes zu packen und sich hinaufzuschwingen. Wie eine Katze schlich er über die Wellblechebene bis an ihren Rand, wo sie an steilaufstrebende Felsen stieß. Plötzlich sah er das Meer tief zu seinen Füßen. Er hob die Augen und erblickte vor sich eine große, dunkle Insel mit kleinen Lichtpünktchen. Diese Insel war ihm fremd. Er kroch weiter, bis ihm ein schroffer Spalt den Weg versperrte. Er schaute hinunter und sah ein Licht. Es stand auf dem Boden eines Bootes, das quer im Spalt vor Anker lag. Ein Mann mit geschultertem Gewehr wachte darin. Noch eine Insel sah Horace Toddy, den Bugio, der zwar keine Lichter zeigte, der aber so nahe war, daß man wagen konnte, hinüberzuschwimmen. Er kroch in entgegengesetzter Richtung auf dem schmalen Felsengrat hin und kam wieder an den Spalt, in dem das Wachtboot lag. Also ein Krater! dachte Horace Toddy und zog sich in den Heizraum zurück.

Am Morgen kam der Maschinist den Kessel revidieren.

„Ihre Frau war drei Tage lang auf Thule und

hat Sie gesucht. Jetzt wird sie wohl längst den Brief haben."

„Darf ich ihr noch einmal schreiben?" fragte Horace Toddy schnell.

„Aber nicht mehr als einen Gruß."

„Auf welcher Insel liegt dieses Hauptquartier?"

„Woher wissen Sie denn, daß Sie auf einer Insel sind?"

„Ich bin Reporter! Mein Beruf ist es, die Leute auszufragen. Das hab' ich eben getan!"

„Sie sind ein ganz verfluchter Kerl! Vor Ihnen muß man sich in acht nehmen. Aber wie kommen Sie gerade auf eine Insel?"

„Ich kombiniere! Erstens bietet eine Insel größeren Schutz. Zweitens höre ich hier zuweilen das Meer rauschen. Drittens liegt diese Insel im Atlantischen Ozean, und zwar in seiner nördlichen Hälfte, denn über den Aequator sind wir nicht hinaus gekommen. Viertens regnet es hier im Dezember, demnach gehört diese Insel schon in die Tropen. Fünftens liegen in diesen Breitengraden nur drei Inselgruppen: Bermuda, Azoren und Canarien. Die Bermuda sind englisch, bleiben also Azoren und Canarien. Sechstens sprechen Sie untereinander eine Sprache, die ich nach eingehenden Erwägungen für die portugiesische halten muß. Da aber die Canarien spanisch sind, bleiben nur die Azoren. Folglich liegt dieses Hauptquartier auf einer der Azoren. Habe ich recht?"

„Nein!" lachte der Maschinist. „Die Azoren sind weit!"

„Sie haben Grund, mich über den Ort meines Aufenthalts im unklaren zu lassen. Es sind doch die Azoren! Wenn Sie mir aber gestatten, meiner Frau einen Gruß von den Azoren zu schicken, dann will ich Ihnen glauben, daß ich mich geirrt habe."

„Schreiben Sie in Gottes Namen!" lachte der Maschinist und reichte dem Reporter Papier und Stift.

Und Horace Toddy schrieb: „Liebe Blanche! Mir geht es passabel. Ich habe meine Arbeit und frische Luft. Bald hoffe ich dich wiederzusehen. Herzlichen Gruß von den Azoren. Dein kriegsgefangener Horace."

Der Maschinist zeigte den Brief Waldemar Quint, der nichts dagegen einzuwenden hatte, daß er in Madeira auf die Post gegeben wurde.

Die Verbesserungen an den Fahrzeugen schritten rüstig vorwärts. Die Bedenken des Kapitäns hatten guten Grund gehabt. Lag der Angriffspunkt des senkrecht gestellten Motors unter dem Schwerpunkt, so zeigte der Ballon beim Aufwärtsfahren starke Neigung zum Kentern, die sich aber sofort wieder verlor, sobald der Angriffspunkt über den Schwerpunkt geschoben wurde. Waldemar Quint erfand daher eine Konstruktion, die Seitenachsen des Motors in Laufschienen zu verlagern, in denen er nach Bedarf bald unter, bald über dem Schwerpunkt des Fahrzeugs angreifen konnte.

Waldemar Quint gab das erste Modell nicht eher aus den Händen, bis er es an die beiden Gondelhälften, die der Maschinist montiert hatte, eingefügt und einen Probeflug damit gemacht hatte. Wie ein Pfeil schoß der entfesselte, auftriebslose Ballon mit einer Geschwindigkeit von acht Meter vom Grunde des Kraters in den Himmel hinein. Der Pilot steifte sich bei dieser Fahrt automatisch gegen das Gerippe und die beiden Seitenballons. Horace Toddy sah davon nichts: der argwöhnische Alte hatte den Lukendeckel durch ein Vorhängeschloß sichern lassen.

Nach diesem Probeflug kehrte Waldemar Quint nach Funchal zurück, ermunterte Mr. Rowle, und ging dann zu Marion hinauf.

Er kam wieder vor eine verschlossene Thür.

„Marion!“ rief er laut. „Ich bitte dich, öffne!“

„Ich öffne nicht!“ rief Marion. „Geh' zu der anderen!“

„Nun gut!“ lachte er heiser, und die Wut würgte seine Kehle. „Ich habe wohl Grund zur Eifersucht, wenn ich stets vor eine verschlossene Tür komme!“

Als er keine Antwort bekam, faßte er mit beiden Fäusten den Griff, und das schwache Schloß gab seiner Gewalt nach. Er trat ins Zimmer.

Marion wandte sich entrüstet ab.

„Du bist kein Gentleman!“ rief sie empört.

„Ich habe nie nach dieser lächerlichen Ehre gestrebt,“ sagte er rauh und wollte ihr Handgelenk fassen. Aber sie riß sich los und flüchtete hinter den Tisch.

„Was willst du?“ stieß sie heraus, ohne ihn anzusehen.

„Ich will wissen, warum du dich vor mir abschließt?“

„Das fragst du noch?“ schrie sie außer sich. „Weil du mich betrügst.“

„Deine Eifersucht ist grundlos!“

„Dann nimm mich mit auf die Deserta. Ich muß bei dir sein, nicht die andere, die dich mir gestohlen hat. Ich muß bei dir sein, weil ich dich liebe, dich noch immer liebe, dich immer lieben werde! Aber das weißt du, und deshalb betrügst du mich!“

„Und trotzdem hast du kein Vertrauen!“

„Trotzdem!“ rief sie unglückselig. „Ich muß mich überzeugen, mit meinen Augen will ich sehen, was es ist, das dich immer von mir treibt. Nimm mich mit auf die Deserta! Ich werde hier wahnsinnig! Nur überzeugen will ich mich, daß es nichts anderes ist als dein Werk, das dich forttreibt. Ich bin ein Weib, ein schwaches Weib. Und meine Kraft ist zu Ende.“

Schon schwankte er. Aber sein Werk, vor dem er

schützend stand, reckte sich hinter ihm zur Riesengröße auf und bannte ihm die Hand, die sich schon begütigend ausstrecken wollte.

„Marion! Habe Geduld! Nur noch wenige Monate! Dann ist es vollbracht!“

„Nein, nein!“ schrie sie und schaute ihn an. „Ich habe zwei Jahre gewartet. Keine Stunde länger. Nimm mich heute mit auf die Deserta!“ forderte sie unter Tränen.

„Es ist unmöglich!“ sprach er und ging.

Marion fuhr auf. Jetzt schwanden ihr alle Zweifel. Dieser Rückzug war der Beweis seiner Schuld. Nun konnte sie handeln. Sie schickte Jack mit einem Briefe zu John Splendy hinunter.

Eine Stunde später empfing sie ihn im Speisezimmer. Ihre Hand zuckte nervös, als sie ihn begrüßte.

„Du hast mir versprochen, John, mir zu helfen.“

„Du hast zu befehlen!“

„Ich werde morgen nach der Deserta fahren. Du wirst mich begleiten.“

„Unser Dampfer ist morgen vormittag außer Dienst.“

„Nein! Ich muß am Abend hinüber. Spät, wenn es dunkel ist.“

„Wie du willst! Gegen neun?“

„Ich werde um neun Uhr an der Landungsbrücke sein.“

„Darf ich fragen, zu welchem Zweck?“

„Nein!“ schrie sie heftig und sprang auf. „Frage nicht und geh! Sofort! Ich muß allein sein!“

Und John gehorchte.

Waldemar Quint aber saß mit Mr. Rowley im Bureau der Quinta Vigia.

„Sie sehen schlecht aus!“ sagte Waldemar Quint.

„Ich arbeite jeden Tag siebzehn Stunden!“ sagte

Mr. Rowley und ließ sich schwerfällig in einen Sessel fallen. „Es geht über meine Kräfte."

„Schonen Sie sich nach Möglichkeit. Ihre Kraft ist mir unersetzlich. Arbeiten Sie nur das Notwendigste. Gehen Sie viel spazieren."

„Es ist unmöglich. Ich kann nicht fort. Ohne mich geht es nicht. Ich muß alles selbst tun."

„Wollen Sie mich auch im Stiche lassen?"

„Nein!" rief Mr. Rowley und sprang auf. Aber er schwankte, als er zur Tür hinausschritt, um die Spieltische zu inspizieren. —

John erwartete Marion im Boote an der Treppe der Landungsbrücke. Punkt neun Uhr war sie zur Stelle. Niemand erkannte sie, denn sie trug einen weiten Mantel und einen dichten Schleier.

„Fort!" rief sie leise, als sie im Boote saß. „Nur schnell! Ich will nicht gesehen werden."

Kurz darauf schrie der kleine Küstendampfer auf und stach in die Nacht hinaus.

Das Deck schwankte stark. Der Kapitän hielt genau auf die große Deserta zu. Nach einer halben Stunde begannen sich die schroffen Linien ihrer Berge aus dem Dunkel herauszuzeichnen.

„Wohin?" fragte der Kapitän.

Marion saß auf der Bank und schlug die Hände vors Gesicht.

„Welchen Zweck hat diese Fahrt?" fragte John dringender. „Sag' es mir, damit ich den Kurs angeben kann."

„Ich weiß nicht, wohin!"

„Du willst deinen Mann überraschen?"

„Nein! Ich will nur sehen, was er treibt."

John befahl dem Kapitän dahin zu fahren, wohin er die Kohlen für Mr. Quint gebracht hätte.

Der Kapitän warf das Ruder herum und der Dampfer drehte nach Norden.

„Wenn er es nicht wissen soll, so müssen wir die Lichter löschen," sagte John leise zu Marion.

Sie nickte nur.

John stieg wieder auf die Brücke und wies den Kapitän an, ohne Lichter zu fahren.

Lautlos und finster fuhr das Schiff um die Nordspitze der Deserta herum. Dann ging es dicht an der Küste entlang und dann wurde gestoppt.

Marion und John stiegen in das kleine Boot und ein Matrose brachte sie hinüber.

Als sie über den kurzen grobsteinigen Strand schritten, stützte sich Marion auf Johns Arm. Sie fanden ein leeres, unbewohntes Haus, dessen Dach an mehreren Stellen den Himmel durchblicken ließ, und eine offene, eiserne Ballonhalle, von deren Firstbalken ein dickes Tau herunterhing.

„Diese Gebäude sind schon lange unbenutzt," sprach John.

„Wir werden weiter suchen."

„Jetzt in der Nacht?"

„Ich fürchte mich allein," flüsterte sie, „komm mit!"

„Nein!" erwiderte er fest. „Es ist zwecklos. Wir werden uns in den Felsen verirren. Ueberlaß mir diese Angelegenheit. Ich werde morgen am Tage herüberfahren und alles genau durchsuchen."

„Ja!" sagte sie eifrig. „Du wirst ihn finden! Eher als ich!"

„Marion!" sprach er leise. „Ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen. Aber ich finde, daß diese Situation unhaltbar ist. Du suchst heimlich deinen Mann auf, den du liebst. Warum sprichst du nicht offen mit ihm. Es wäre der einfachste Weg. Du willst

seine Arbeit sehen. Du hast ein Recht darauf. Er wird dich selbst dahinführen."

„Nein!" erwiderte sie und ballte ihre Fäuste. „Er will es nicht. Unter keiner Bedingung. Das ist es eben. Er hat eine andere hier!"

John stand lange regungslos und schaute zu Boden. Dann nickte er langsam. „Ich werde ihn finden!" sprach er dumpf und geleitete sie an Bord des Dampfers zurück.

Nach Mitternacht war Marion wieder daheim.

Am nächsten Morgen hing sich John Büchse und Fernglas um, pfiff seinem Setter und ließ sich mit einer Barkasse nach der Deserta hinüberbringen. Er gab sich den Anschein, als ginge er auf die Jagd. Nach Süden hinunter durchstreifte er die unwirtliche Insel. Nirgends die Spur eines Menschen, nur Ziegen und wilde Katzen, die vor ihm entflohen! John schoß ein paarmal ins Blaue. Immer weiter nach Süden schritt er. Die Insel wurde immer unwegsamer. Endlich versperrte ihm eine schroffe Basaltmauer den Weg. Das war die Südspitze! Ein unzugänglicher Berg! Denn die Barkasse, die er nach dem Südkap geschickt hatte, meldete sich schon hier am Fuße dieser unbesteigbaren Felswand.

„Ist hier die Südspitze?" fragte John.

„Das nicht, Herr!" sprach der Bootsführer. „Ich bin an diesem Berg entlanggefahren. Da ist nirgends eine Stelle, wo man hinauf- und herunterkommen kann."

„Wir wollen noch einmal herumfahren. Aber langsam!"

John betrachtete ganz genau die steilen Bergstürze, unter denen sich das Boot dahinschleppte. Obgleich er das Glas nicht von den Augen ließ, bemerkte er doch nicht den Schlitz, den Zugang zum Kraterinnern, der zu Waldemar Quints Hauptquartier führte. Kulissen-

artig schoben sich hier die Abstürze ineinander. Der Mann stellte den Motor ab.

„Horch!“ sprach John und hob die Hand. „Sind das nicht Hammerschläge?“

Der Mann bestätigte es.

„Sie kommen von dort!“ sprach John und wies auf den steilen Berg.

„Nein!“ meinte der Mann und zeigte nach dem Bugio. „Sie kommen von dort.“

Nach einer Weile gab John den Befehl, nach dem Bugio zu halten. Hier stieg er aus und schickte die Barkasse weiter nach Süden.

Vom Strande schaute er nach der großen Deserta hinüber. Der unbesteigbare Berg erschien von hier aus wie mit dem Messer abgeschnitten. Die Hammerschläge waren verstummt. Er warf die Büchse über die Schulter und durchsuchte den Bugio, der noch unwegsamer war. Aber auch hier fand er nicht die Spur eines Menschen. Mit der Barkasse kehrte er wieder zu dem Nordkap des Bugio zurück.

Er zog sein Fernglas und beobachtete noch einmal den gegenüberliegenden Berg, der unbesteigbar und oben wie mit dem Messer abgeschnitten war. Wieder meldeten sich Hammerschläge. Sein Verdacht wuchs. Die Barkasse wurde zwischen den Uferklippen versteckt und John legte sich auf die Lauer. Als es dunkelte, kam eine Barkasse von Funchal herüber, und darin stand Waldemar Quint. Sie verschwand an der Stelle, wo die Brandung am stärksten war, als hätten sie die Felsen verschluckt.

Noch eine ganze Stunde hielt John den gespaltenen Krater im Auge. Schon wollte er das Glas zusammenschieben. Da hob sich etwas Großes, Schattenhaftes aus dem Krater heraus. John konnte nicht erkennen, was es war, denn die Dunkelheit war schon zu weit

vorgeschritten, aber er wußte genau, daß es ein Luftfahrzeug war. Das Ding bewegte sich fortwährend senkrecht auf und ab, bis es wieder in den Berg hineinsank. Dann richtete John das Glas auf die Brandung, um die Barkasse auftauchen zu sehen. Doch er wartete vergeblich. Statt dessen aber sah er jetzt zwei Schatten aus dem Krater aufsteigen, die sich in genau derselben Weise hoben und senkten. Endlich, kurz vor Mitternacht, kam ein dritter Schatten heraus. Die beiden andern versanken. Von dem dritten Fahrzeug löste sich nach oben ein kleiner Schatten ab, der an die Sterne stieg. Dort leuchte plötzlich ein roter Punkt auf, der sich schnell nach Westen zu in Bewegung setzte. Und auch der große Schatten schlug diese Richtung ein, wo er bald im Schwarzen verschwand. John wartete noch eine halbe Stunde. Dann ließ er die Barkasse gegen die Stelle laufen, wo die Brandung am ärgsten war. Glücklich kam sie hinüber in ruhigeres Wasser. Immer enger schoben sich die schwarzen Kulissen zusammen. Ein schmaler Meeresarm, von der Breite einer Kohlenschute, führte sie weiter. Der Motor wurde abgestellt. John und der Steuermann schoben das Boot lautlos mit den Händen weiter. An einer breiteren Stelle drehten sie es um, damit sie besser hinauskommen könnten, wenn dieser krumme Gang plötzlich zu Ende wäre.

„Wer da!" brüllte eine laute Stimme dicht vor ihnen.

„Gut Freund!" rief John.

„Halt! Ihr seid gefangen!" schrie der Bootsmann und hielt die Barkasse mit dem Haken fest.

„Rückwärts!" befahl John und warf den Haken ab.

„Halt! Oder ich schieße!" Der Bootsmann brachte das Gewehr in Anschlag.

Gleich darauf hallte ein grober Schuß durch die schwarzen Kulissen. John griff sich an den Ellenbogen. Da rann Blut. Noch zwei Schüsse fielen, aber sie

trafen nicht. Die Barkasse erreichte glücklich das freie Wasser.

„Nicht nach Funchal!" befahl John. „Dort hinüber! Sie werden uns nachkommen."

Die Maschine knatterte, als wäre sie rasend. Das Boot flog hinter den Bugio. Kurz nachdem sie es wieder zwischen die Felsen versteckt hatten, kam aus dem Kraterspalt ein helles Licht, das über die Wogen sprang und auf Funchal zu verschwand.

John sah den schwachen Reflex noch lange leuchten. Er legte sich unterdessen einen Verband an. Nach zwei Stunden kam die feindliche Barkasse zurück. Doch John wagte sich noch nicht aus seinem Versteck heraus.

„Nichts gefunden?" fragte Waldemar Quint ärgerlich den Alten, der mit dem Scheinwerfer die halbe Straße nach Funchal abgesucht hatte.

„Nein!" antwortete er. „Sie müssen eine stärkere Maschine gehabt haben."

„Ich werde in Funchal nachfragen. Was für Leute waren es?"

„Ziegenjäger!" antwortete der Bootsmann. „Ich hab' einen angeschossen."

„Du bist schuld!" drohte der Alte dem Bootsmann.

„Ich hab' nicht vier Hände!" verteidigte er sich.

„Es hat nichts auf sich!" sprach Waldemar Quint. „Kommen sie wieder, läßt du sie weiter herein und schneidest ihnen den Rückzug ab."

John aber kam erst um die Morgendämmerung nach Funchal zurück. Er ließ sich den Arm in die Binde legen und stieg zu Marion hinauf, um ihr zu berichten, wo Waldemar Quint seine Fahrzeuge baute und daß sie allem Anschein nach vorzüglich funktionierten.

„Ich werde hinüberfahren!" rief Marion.

„Lieber nicht!" warnte John und deutete auf seinen Arm.

„Sie haben geschossen?" rief sie entsetzt. „Weshalb?"

„Sie wollen allein sein."

Da schlug sie beide Hände vors Gesicht und schluchzte leise.

Unterdessen hatte Blanche in Lissabon alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Absender des Briefes zu finden. Der amerikanische Konsul unterstützte sie kräftig. Durch seine Vermittlung machte das Kuvert mit dem scharfen, steilen, charakteristischen Schriftzügen die Runde bei allen größeren Firmen. Aber keiner wollte die Schrift kennen. So kam es endlich an den Inhaber der Firma, der mit der Spielbank in Funchal korrespondierte und der den Brief an die Post gebracht hatte. Aber er hütete sich, sich zu erkennen zu geben. Die Bank von Madeira hatte gewiß triftige Gründe, diesen Brief auf Umwegen an den Adressaten gelangen zu lassen. Und er lehnte ab. Um diese Zeit empfing Blanche über New York den zweiten Brief aus dem unbekannten Hauptquartier. Diese zweite Adresse zeigte eine ungelenke Handschrift in deutschen Buchstaben. Sie stutzte nicht über den Widerspruch zwischen dem Poststempel von Funchal und Horace Toddys Gruß von den Azoren. In ihrer Geographie gehörte Madeira zu den Azoren. Eine Woche später landete sie in Funchal. Hier kannte keiner die Schrift. Auch der deutsche Konsul versagte.

Aber Blanche blieb auf Madeira, wartete auf die dritte Nachricht von ihrem kriegsgefangenen Mann, strich jeden Tag am Strande entlang und schaute aufs Meer hinaus, um die submarine Flotte zu entdecken, die ihren vielgeliebten Horace so schnöde und heimtückisch entführt hatte.

John Splendy aber hatte noch schwerere Sorgen. Was war mit diesem Mr. Quint? Er mußte Luftschiffe bauen und Leute anschießen lassen! John griff

sich an seinen Arm. Zum Teufel! weshalb wurde dort drüben auf friedliche Leute geschossen? Wozu diese Erfindungen länger geheim halten? Die Fahrzeuge funktionierten ja ausgezeichnet. Damit konnten Milliarden herangeholt werden. Aber auf eine anständigere Art als mit der verdammten Spielbank, die ganz Madeira moralisch ruinierte. Man konnte mit dieser Erfindung eine Luftschiffreederei gründen, die mit ihren Linien den ganzen Erdball umspannte. Warum ließ sie Mr. Quint nicht an die Oeffentlichkeit kommen?

Nur durch die Rücksicht auf Marion fühlte sich John zum Schweigen gebunden. Die Welt hatte ein Recht darauf, von diesen Erfindungen zu erfahren. Das war eine Sache von weittragendster Bedeutung. Das ganze Verkehrswesen konnte dadurch umgestaltet werden. Weiter aber sah Jahn nicht, denn er war ein Kaufmann und nur ein Engländer.

Waldemar Quint aber ging zu Marion hinauf. Das Verhältnis zwischen den beiden hatte sich in den letzten Wochen etwas erträglicher gestaltet. Marion schloß nicht mehr ihre Tür ab, aber sie hielt sich von ihm entfernt.

„Was hast du?" fragte er ärgerlich.

„Ich werde dir nicht eher einen Kuß geben," sprach sie fest, „bis du mich auf die Deserta mitnimmst."

„Nun gut!" antwortete er. „In ein paar Monaten. Bis dahin werde ich mich gedulden."

„Ich auch!" sprach sie und reichte ihm zum Abschied die Hand.

Als Waldemar Quint am Abend ins Hauptquartier kam, fand er im Laboratorium den Heizer und den Maschinisten, die Wasserstoffkristalle und Sprengkapseln fabrizierten. Er deckte den Keller auf, der schräg in die Basaltwand gebrochen war. Schon zur Hälfte war er gefüllt. Vorn lagerten in großen Benzinbottichen

die Wasserstoffkristalle, hinten, in weiche Wattebündel verpackt, die Sprengpatronen. Er ließ, um jeder Explosionsgefahr vorzubeugen, die Benzinbottiche herausnehmen und unter ein Dach ins Freie setzen. Vorsichtig verschloß er den schwarzen Keller.

„Wieviel Patronen werden wir bis Mitte März haben?"

„Achthundert!" schätzte der Heizer.

„Wir brauchen mehr!" rief Waldemar Quint. „Mindestens das Doppelte."

„Mehr werden die Flaschen nicht hergeben," sagte der Maschinist.

Zwei Tage später ging der englische Kohlendampfer, der noch immer vor Funchal lag, anker auf. Der Kapitän führte ihn. Die Besatzung stammte aus Funchal. In Antwerpen nahm er nach zehn Tagen frische Ladung und ging wieder vor Funchal zu Anker. Hier wurden die Kohlenbunker aufgefüllt. Eines Morgens war er spurlos verschwunden. Vierzehn Tage später lag er wieder leer an seinem alten Platze.

Horace Toddy bekam frische Kohlen, und die Arbeiten im Hauptquartier nahmen mit Hochdruck ihren Fortgang. Die Umbauten an den Gondeln waren vollendet. Man war daran, Vorräte zu schaffen. Der Munitionskeller füllte sich allmählich. Der Anstrich der Fahrzeuge wurde auf die letzten Tage vor dem Aufbruch verschoben.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.



iguel und Luiz wachten noch immer über Thule. Lange hatten sie nichts zu melden, und die Zeit wurde ihnen gewaltig lang. Kurz vor Weihnachten schleppte ihnen der Alte ein Boot voll Proviant heran.

Der deutsche Kreuzer und der englische „Penguin" umkreisten noch immer die Insel und loteten. Aber sie wurden nie fertig, denn der Meeresboden zeigte fortwährend neue Veränderungen.

Im Februar telegraphierte Miguel ins Hauptquartier: „Die kleine Sandbank ist eben versunken."

„Sie wird wieder auftauchen!" sagte Waldemar Quint. „Sie sollen ihren Dienst genau versehen. Gebt ihnen die Parole."

„Nicht sehen lassen!" repetierte Miguel.

Drei Tage später kam von Thule schon eine beunruhigendere Nachricht.

„Thule fängt an zu versinken, die blaue Flagge ist ganz unter Wasser."

„Sie wird wieder heraufkommen!" ließ Waldemar Quint zurückrufen.

„Das Wasser steht schon zwischen den Felsen!" meldete Miguel.

Das Telegramm wurde nach Funchal weiter gegeben, da Waldemar Quint nicht im Hauptquartier war. Mr. Rowley wußte mit der Sache nichts anzufangen und ließ sie liegen, bis Waldemar Quint von der Quinta Splendy herunterkam.

„Zurückkommen, Lager vernichten!" befahl er sofort.

Am nächsten Abend waren Miguel und Luiz in Nöten.

„Wir wissen nicht, wo wir sind!“ riefen sie an.

„Hab' ich gleich befürchtet!“ sagte der Kapitän unruhig. „Sie können nicht navigieren.“

„Sofort nach Thule zurück!“ befahl Waldemar Quint.

„Wir wissen nicht, wo es liegt!“ ließ sich Miguel vernehmen.

Sofort ließ Waldemar Quint alle vier Fahrzeuge klar machen. Noch vor Mitternacht stiegen sie in die Höhe. Nur der Koch, der Bootsmann, der Zimmermann und Horace Toddy blieben im Hauptquartier zurück.

„Jede Stunde anrufen!“ telegraphierte Waldemar Quint an Miguel, als sich die vier Fahrzeuge hinter Madeira trennten und in verschiedenen Kursen mit zwanzig Grad Abstand auseinanderstrahlten. Miguel und Luiz, die ihren Motor abgestellt hatten und weit nach Nordwesten versetzt worden waren, tippten jede Stunde siebenmal auf den Taster. Waldemar Quint hatte den Ostflügel der Schlachtordnung inne und fuhr fast genau nach Norden, der Kapitän und der Maschinist bildeten die Mitte, und der Alte hatte die linke Flanke und hielt genau auf westlichem Kurse.

„Bei mir nehmen die Geräusche ab!“ meldete er am zweiten Morgen.

„Alle genau nach Norden steuern!“ befahl Waldemar Quint.

Nun nahmen bei allen vier Fahrzeugen die Geräusche der Apparate gleichmäßig zu: sie waren auf dem rechten Wege. Wie eine Riesenharke, deren Zinken zweihundert Meilen auseinanderstanden, streifte die Schlachtordnung genau nach Norden durch die Luft, um Miguel und Luiz aufzufangen.

„Miguel, wir kommen!“ telegraphierte Waldemar Quint auf der Breite von Thule. Der Alte hatte es eben in Sicht gemeldet.

„Ja, Herr, wir warten!“ antwortete Miguel, der nicht wußte, daß ihn der scharfe Westwind immer weiter nach England hinübertrieb, denn über dem Meere lag dichter Nebel.

„Wir sinken, Herr!“ rief Miguel gegen Abend. „Unser Vogel hat kein Futter.“

„Werft alles Entbehrliche über Bord!“ befahl Waldemar Quint. „Zuletzt den Motor. Wir sind unterwegs. Zwei Sprengpatronen zurückhalten. Mut! Parole!

„Nicht sehen lassen!“ antwortete Miguel und warf mit Luiz den größten Teil des Proviants über Bord. Erleichtert hob sich das Fahrzeug wieder aus dem Nebel heraus.

„Wir stehen über Thule!“ meldete der Alte. „Von Miguel keine Spur.“

„Alten Kurs beibehalten!“ befahl Waldemar Quint.

Weiter nach Norden zu fuhr die Riesenharke, um Miguel und Luiz zu retten. Noch immer nahmen die Geräusche zu.

Auf der Kommandobrücke des deutschen Kreuzers standen an diesem Tage der Kapitän und der Offizier und schauten nach Thule hinüber.

„Diese verfluchte Insel!“ knurrte der Kapitän. „Wenn sie nur erst ganz weggesackt wäre! Dann könnten wir wenigstens Ostern zu Hause feiern.“

Als am nächsten Morgen die Dämmerung einsetzte, meldete die Wache, daß von Thule nichts mehr zu sehen sei. Es war in der Nacht wieder dorthin zurückgetaucht, woher es vor dreizehn Monaten gekommen war. Ohne das geringste Zeichen einer Katastrophe war es lautlos versunken. Der Kapitän gab sofort den Befehl, ankerauf zu gehen. Vorsichtig umfuhr der Kreuzer im großen Bogen den Ort, auf dem gestern noch Thule gelegen hatte, und sauste dann mit dreiundzwanzig Knoten Geschwindigkeit nach Westen. Bald

hatte er den „Penguin", der vor ihm aufgebrochen war, überholt. Am vierten Tage geriet der Kreuzer in einen dicken Nebel, und den Kapitän mußte den Maschinentelegraphen auf „Halbe Kraft" setzen. Jede Minute aber erhob das Schiff seine tiefe Stimme und brüllte warnend in den Nebel hinein.

Miguel und Luiz schwebten noch immer über dem Nebel und warteten auf ihren Herrn. Er kam gewiß! Wenn sie ihn auch nicht mehr hören konnten! Denn sie hatten längst den schweren Akkumulator und den Apparat über Bord geworfen. Auch den Piloten hatten sie seines Motors entlastet und dicht über der Gondel vertäut. Es war auch gar keine Gondel mehr, in der sie saßen. Sie hockten vielmehr auf drei Roststäben und klammerten sich am Gerippe fest. Zehnmal schon waren sie bis dicht auf die Oberfläche des Meeres gesunken, zehnmal aber hatten sie tapfer und siegreich gekämpft, um sich wieder emporzureißen. Hunger und Durst litten sie schon seit zwei Tagen. Den Schlaf entbehrten sie noch länger. Aber sie verzagten nicht: ihr Herr war unterwegs, um ihnen zu helfen!

Miguel überlegte, wovon er den Ballon jetzt noch erleichtern könnte. Er zog sich Jacke und Hemd aus und machte ein Bündel daraus. Luiz tat das gleiche. Das Schlepptau wollten sie bis zuletzt aufsparen. Noch vor Sonnenaufgang mußten sie ihre Kleider opfern. Miguel aber behielt seine Hosen an, denn in deren Taschen steckten die beiden Sprengpatronen, die er auf Befehl seines Herrn zurückgehalten hatte, um gegen alle Zufälle gerüstet zu sein. Der Ballon hob sich unter den Strahlen der steigenden Sonne. Aber seine Kraft war fast erschöpft.

„Da ist ein Dampfer!" sagte Luiz und wies in den Nebel hinein, aus dem ein dumpfer Ton heraufschwebte.

„Der ist weit!" sprach Miguel, fühlte in seine

Hosentaschen und lauschte. Doch der Dampfer meldete sich nicht mehr.

Auf der Kommandobrücke des deutschen Kreuzers standen wieder der Kapitän und der Offizier. Aber die Maschine war gestoppt. Auch der Signalapparat war abgestellt. Es hatte dies seinen Grund. Denn quer über die Brücke lief ein blaues, seidenes Tau, das mit dünnen Kupferdrähten durchflochten war.

„Ein Luftschiff!" rief der Kapitän überrascht. „Was machen wir nun damit. Ein Luftschiff hier draußen auf dem Ozean kann doch nur ein Unglück geben."

Unterdessen lief das lange Tau langsam und ohne Aufenthalt über die Brücke.

„Der Feind Englands!" stieß der Offizier heraus und machte Miene, das Tau zu fassen.

„Das müssen wir doch einmal näher untersuchen!" rief der Kapitän neugierig und gab Befehl, das Schiff beizudrehen. Die Maschine wurde auf „Langsam" gesetzt, und der Kreuzer folgte ohne Schwierigkeiten dem laufenden Tau, bis es auf der Brücke zur Ruhe kam.

„Wir wollen uns diese Brüder herunterholen," sprach nach einer Weile der Kapitän. „Was meinen Sie?"

„Wir haben kein Recht!" antwortete der Offizier.

„Ach was! Recht!" rief der Kapitän und ließ das Ende des Taues über die Winsch legen. „Wir haben die Pflicht. Wer weiß, ob der Ballon überhaupt besetzt ist! Wenn sie nicht mögen, können sie ja von oben abwinken."

Der Offizier stieg aufs Verdeck, um das Aufwinden des Taues zu beaufsichtigen, der Kapitän blieb auf der Brücke, um das Schiff genau unter dem Luftfahrzeug zu halten. Er brauchte nur darauf zu achten, daß das Schlepptau lotrecht peilte.

Gleichzeitig und ohne Stocken wurde es von der Winde aus dem Nebel heruntergeholt.

Der Kapitän stellte den Signalapparat an.

Wieder brüllte das Schiff warnend in die weiße, undurchsichtige Runde.

„Da ist der Dampfer!" rief Luiz und zeigte nach unten, wo gerade das Deck des Kreuzers durchzuschimmern begann. „Sie haben das Tau!"

Miguel holte eine Sprengpatrone heraus und warf sie hinunter. Aber sein Arm war unsicher. Sie fiel querab ins Meer, schleuderte eine haushohe Sprühwoge auf und brachte den Dampfer hart ans Kentern.

„Kappt das Tau!" schrie der Kapitän.

„Parole!" rief Luiz und wies nach unten.

„Nicht sehen lassen!" sagte Miguel ruhig, nahm die andere Sprengpatrone heraus und hieb sie gegen die drei Roststäbe, auf denen sie saßen. Im Augenblick, wo dicht an der Winsch des deutschen Kreuzers das Tau gekappt wurde, explodierte das Luftfahrzeug, dessen Umrisse schon deutlich durch den Nebel schimmerten, unter einer fürchterlichen Detonation in tausend Trümmer und Fetzen.

Nur zwei verbeulte Stahlrohrstücke fielen an Deck, das andere versank ins Meer. Man ließ zwei Boote zu Wasser, um danach zu suchen. Nach einer halben Stunde kehrte das eine Boot mit Luiz zurück. Aber er konnte nichts verraten, denn er war tot. Man nähte ihn mit einem Stück Ankerkette zusammen in ein Segeltuch und ließ ihn über die Planke gleiten.

Dann setzte der Kreuzer seinen Kurs nach der Heimat fort.

„England hat einen Feind weniger!" sprach der Offizier.

„Sie meinen also," versetzte der Kapitän kopfschüt-

telnd, „daß die englischen Schiffe vor Thule diesen Luftfahrzeugen zum Opfer gefallen sind?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Aber das ist ja furchtbar!“

„Jawohl!“ sprach der Offizier ernst. „Um ein Haar hätten wir auch daran glauben müssen. England mag sich hüten.“

„Hol's der Teufel! Wir wären um ein Haar gekentert. Aber schade ist es doch um den Ballon. Was meinen Sie wohl, wenn wir zwölf solcher Dinge hätten? England müßte einpacken. Sie werden sofort den Bericht schreiben?“

„Ich werde ihn sogar an die Zeitungen geben,“ sprach der Offizier. „Diese Angelegenheit gehört vor das Forum der ganzen Welt.“

Die Riesenharke aber fuhr suchend fünf Tage lang über den nördlichen Teil des atlantischen Ozeans. Miguel und Luiz waren verschwunden. Waldemar Quint gab die Hoffnung auf, sie zu finden. Hoch im Norden hielt er endlich sein Fahrzeug an und griff zum Taster des Telegraphenapparates, um die anderen herbeizurufen.

„Einundfünfzig Breite, zweiundzwanzig Länge. Herankommen und Leiter formieren!“

Die anderen drei Fahrzeuge wiederholten den Befehl und änderten ihren Kurs nach Osten. Gegen Mitternacht waren sie heran. Sie schickten ihre Piloten nach Süden und Norden hinaus und näherten sich Waldemar Quint von oben und unten. Durch die senkrechte Propellerachse vollzogen sich diese Manöver mit spielender Leichtigkeit. Endlich, am Morgen, erschien der Alte, ließ seinen Piloten mit dem Winde nach Osten treiben und legte sich oben an. In der Gondel seines Fahrzeuges hielt Waldemar Quint mit dem Alten, dem Kapitän und dem Maschinisten Kriegsrat.

„Miguel und Luiz sind aller Wahrscheinlichkeit nach gesunken," sprach er dumpf.

„Oder von einem Dampfer aufgefischt," erwiderte der Alte.

„Wir müssen jedenfalls mit dieser Möglichkeit rechnen," fuhr Waldemar Quint fort.

„Dann sind wir entdeckt!" rief der Kapitän außer sich.

„Auch damit müssen wir rechnen," sprach Waldemar Quint ruhig, „obgleich es wenig Wahrscheinlichkeit hat. Miguel und Luiz kannten ihre Instruktionen zu gut. Sobald die Gefahr einer Entdeckung eintrat, hatten sie das Fahrzeug zu vernichten. Wir haben nun keine Zeit mehr zu verlieren."

„Wir haben schon zuviel verloren!" knurrte der Kapitän.

„Ihr werdet sofort ins Hauptquartier zurückfahren." befahl Waldemar Quint mit fester Stimme. „Die Fahrzeuge werden mit einem neuen Anstrich versehen, die Gondeln gefüllt und verproviantiert auf vier Wochen. Ich selbst werde St. Mary anrufen, um dem Kriegsminister in London das Ende des Waffenstillstandes anzuzeigen. In spätestens vierzehn Tagen wird der Tag von Portland sein."

Die drei anderen Führer kletterten in ihre Gondeln zurück, lösten die Taue und sausten nach Süden hinunter. Waldemar Quint aber nahm den Kurs genau nach Westen, um St. Mary anzurufen.

Unterdessen war in Berlin der Bericht des deutschen Offiziers erschienen. Er brachte die Verluste der englischen Flotte mit diesen blauen Luftschiffern in Verbindung und erregte überall ein großes Schütteln des Kopfes. Diese kühne Kombination war denn doch etwas zu abenteuerlich. Nur der Sekretär des englischen Kriegsministers stürzte sofort in das Zimmer des Ministers.

„Die Feinde sind in der Luft!"

„Das ist unmöglich! Man hätte sie sehen müssen. Sie können sich nicht unsichtbar machen."

„Sie sind blau wie der Himmel."

„Trotzdem können sie sich nicht verstecken."

„Die Angriffe sind zur Nachtzeit erfolgt. Eine Unterseeflotte könnte auch am Tage angreifen."

„Trotzdem! Am Tage können sie sich nicht verkriechen."

„Hinter die Wolken."

„Und wenn keine da sind?"

„Ins Blaue hinein. Man findet auf einem blauen Teppich einen blauen Knopf nur dann, wenn man ihn sucht. Und wir haben nicht gesucht."

„Nein! Nein! Nein!" rief der Minister und sprang auf. „Das ist eine krasse Unmöglichkeit. Wie sollten diese Fahrzeuge getrieben werden? Es gehört ein Aktionsradius von zweitausend Meilen dazu, um nach Thule zu fahren."

„Und trotzdem glauben Sie an die Möglichkeit einer Unterseeflotte! Aber Sie wissen nicht, wie diese Unterseeboote vorwärts getrieben werden. Es ist hier wie dort dasselbe Dunkel. Und trotzdem halten Sie an dieser submarinen Flotte fest?"

„Jawohl!" rief der Minister entschlossen. „Ich halte daran fest. Rufen Sie Mr. Moore her. Er wird diese Meldung energisch dementieren."

„Das kann er trotzdem. Und es ist auch nötig, um unseren Weg konsequent weiter zu verfolgen. Trotzdem aber glaube ich fest daran, daß unser Feind von oben und nicht von unten kommt. Von jener vermeintlichen Unterseeflotte ist noch nicht eine Schraube entdeckt worden. Dagegen liegen von der Luftflotte ein sechshundert Meter langes Seidentau, mit Kupferdrähten durchflochten, und zwei verbeulte Stahlrohrstücke vor."

„Das kann ein ganz harmloser Ballon gewesen sein, der aufs Meer hinausgetrieben worden ist. Denken Sie an das französische Militärluftschiff „La Patrie“.“

„Sie vergessen das Torpedo!“

„Wahrhaftig!“ stieß der Minister heraus, als er das Telegramm noch einmal überflogen hatte. „Ein Torpedo. Von der Größe eines Achtundachtzigmillimeter-Geschosses. Es ist im Wasser explodiert.“

„Glauben Sie nun daran?“

„Ich muß! Ich muß!“ stöhnte der Minister auf. „Obgleich sich alles in mir dagegen sträubt. Diese Flotte ist noch viel schlimmer und furchtbarer als eine submarine.“

„Nur so läßt sich die Zerstörung der Neubauten erklären!“

„Es müssen mindestens fünf Fahrzeuge sein!“

„Es sind sicher mehr.“

„Wir werden sie wie Spatzen herunterschießen. Schreiben Sie: Depeschenboot geht sofort nach Thule in See! Nun einen zweiten Bogen, den Sie an den Kommandanten des „Penguin“ gehen lassen: Der Feind ist in der Luft. Kommen Sie zurück, sobald Sie ihn entdeckt haben!“

Der Sekretär reichte die beiden Schriftstücke hinaus.

„Und der Tag von Portland?“ fragte er.

„Er wird uns gerüstet finden. Bringen Sie mir die Flottenpläne herein, damit wir alles, was irgendwie entbehrlich ist, zum Frühjahrsmanöver heranziehen können.“

Der Sekretär wollte verschwinden, prallte aber in der Tür mit Mr. Moore zusammen.

„Haben Sie diese Gemeinheit gelesen?“ schrie er erbost, während er dem Kriegsminister eine deutsche Zeitung vor die Nase hielt.

„Ich kenne es schon," wehrte der Minister ab. „Und erwarte von Ihnen, daß Sie es aufs nachdrücklichste dementieren werden."

Mr. Moore hatte schon den Schreibblock in der Hand.

„Als Ueberschrift," sprach der Minister, „nehmen Sie: Deutsche Phantasien!"

„Das ist zu schwach!" rief der Reporter. „Eine derartige Herausforderung verlangt eine ganz andere Zurückweisung. Denken Sie doch daran, wenn diese Luftflotte wirklich existiert! Das wäre Englands Ruin! Schon der Gedanke einer solchen Flotte ist eine Infamie! Ich schreibe: Das infame Deutschland. Es ist die Antwort auf: „Das perfide Albion", womit sie uns immer beehren."

„Nun gut!" sagte der Minister. „Sie müssen das besser wissen."

„Was soll ich schreiben?" fragte Mr. Moore ungeduldig.

„Sie brauchen nur diesen Artikel zu dementieren. Sie behaupten von allem, was er enthält, das strikte Gegenteil."

„Ha!" rief Mr. Moore und notierte. „Ich werde die Gelegenheit wahrnehmen, diese deutschen Landsoldaten, die sich zufällig auf ein paar morsche Decksplanken verirrt haben, vor der gesamten Welt lächerlich zu machen."

Der Minister hob wortlos die Schultern, der Sekretär nickte.

„Man sollte die gesamte Besatzung dieses Kreuzers in die Irrenanstalt schicken," sprach Mr. Moore und schrieb dabei. „Dorthin gehören diese Leute, die an derartige Halluzinationen leiden. England erbietet sich gern, die Verpflegung dieser armen Menschen zu übernehmen, die offenbar unheilbar wahnsinnig sind. Ein

Ballon auf dem offenen Meere, der Torpedos abwirft! Gibt es einen größeren Wahnwitz? Läßt sich diese Verrücktheit durch irgend etwas überbieten? Die lieben Vettern über dem Kanal scheinen sehr viel Schiffe übrig zu haben daß sie eine solche Besatzung, die an galoppierender Gehirnerweichung leidet, an Bord dulden. Oder haben sie kein anderes Material zur Hand? Dann sollten sie doch lieber ihre ganze Flotte versteigern wie anno 1852.

„Es ist genug!" wehrte der Minister ab.

„Noch lange nicht!" rief Mr. Moore. „Jetzt werde ich erst die einzelnen Behauptungen einzeln widerlegen und ihre Widersinnigkeit beweisen. Also zunächst die blaue Farbe. Ist der Himmel denn blau? Ich habe in London noch keinen blauen Himmel gesehen. Und ist der Himmel bedeckt, dann müsse diese Ballons schon wie wahre Chamäleons die Farbe wechseln können. Und dann die winzigen Torpedos! Von der Größe eines Achtundachtzigmillimeter-Geschosses. Seit wann kann man mit einer Spargelbüchse voll Dynamit ein englisches Panzerdeck durchschlagen. Dies im Ernst zu behaupten, ist eine Ruchlosigkeit. Die deutschen Schiffe mögen ja so schlecht gebaut sein. Aber dafür ist England nicht verantwortlich zu machen. Die Katastrophe vor Thule ist auf Rechnung submariner Vulkanausbrüche zu setzen. Dafür zeugt der wissenschaftliche Bericht William Bellhamps, des berühmtesten Geologen. Die Explosionen auf den Werften sind nur auf eine Bande Anarchisten zurückzuführen, deren Fäden in einer bekannten Stadt zwischen Paris und St. Petersburg zusammenlaufen. Dort läßt man diese umstürzlerischen Elemente frei herumspazieren. Bei uns sperrt man sie ein, um die deutschen Werften nicht in Gefahr zu bringen. Und dann die impertinenten Folgerungen! Hier ist wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedan-

kens gewesen. England kämpft gegen einen heimlichen Feind! Nie war der Frieden der Welt sicherer als heute. Bei geschickter Führung könnten diese Luftschiffe die gesamte englische Flotte vernichten! Geschickter als die Kommandanten der englischen Flotte ist niemand. Die Folge davon würde eine allgemeine Abrüstung und die endgültige Aufrichtung des Weltfriedens sein! Die englische, unbesiegbare Flotte ist die beste Garantie des Weltfriedens. Wer an Englands Loyalität zweifelt, bringt sich selber in den Verdacht der Illoyalität."

Mr. Moore hob siegesgewiß den puterroten Kopf und schnaufte.

„Das genügt!" rief er triumphierend und sauste in die Druckerei.

Der Minister blieb mit seinem Sekretär allein.

„Also angenommen," sprach der Minister, „angenommen, der Feind ist in der Luft. Was dann?"

„Wir werden eine neue Flotte nach Thule laufen lassen. Wir werden es erobern, die blaue Flagge herunterholen und den Unionjack hissen."

„Und der Feind wird seine Torpedos herabwerfen."

„Man wird ihn nicht herankommen lassen."

„In der Nacht?"

„Wozu haben wir Scheinwerfer?"

„Und unsere eigenen Geschosse werden aus der Luft zurückfallen und unsere Panzerdecks zerschmettern."

„Wir haben gar keine Schiffsgeschütze, die senkrecht in die Luft feuern können!"

„Um so schlimmer!"

„Aber wir haben Landbatterien, Haubitzen, die wir an Deck stellen können."

„Das ist ein glücklicher Gedanke. Auf jedes Schlachtschiff eine Batterie, auf jeden Kreuzer eine halbe. Und damit werden wir diese Flotte mit Leichtigkeit herunterholen und bis auf den letzten Fetzen vernichten."

Der Minister blätterte in den Flottenlisten. Er nannte die Namen der Schiffe, die in Portland zum großen Frühjahrsmanöver zusammengezogen werden sollten, der Sekretär notierte sie. Es waren sechsundzwanzig große Schlachtschiffe, drei Geschwader zu je sechs Kreuzern, drei Divisionen der schnellen Torpedobootszerstörer und die zweiunddreißig Torpedoboote der Häfen von Devonport, Portsmouth und Sheerneß.

„Wird das genügen?"

„Ich denke. Es sind genau hundert Schiffe."

„Schlagen Sie einen Kommandanten vor!"

In demselben Augenblick erschien der Kommandant des „Penguin" in der Tür.

„Sie haben den Feind entdeckt?" fragte der Minister lebhaft.

„Nein!"

„Und Ihre Instruktion?"

„Meine Instruktion ist unausführbar: Thule ist versunken."

„Hier ist Ihre neue Instruktion! Sie lautet: Der Feind ist in der Luft. Ihre Zeit auf dem „Penguin" ist um. Man wird Ihnen Ihre Bestallung zum Admiral zusenden. Als solcher werden Sie die diesjährigen Flottenmanöver leiten. Sie werden diesmal früher als sonst stattfinden. Denn es wird nur ein Scheinmanöver sein, also ein Kampf. Ich werde die Flotte noch heute zusammenrufen, damit Sie vorher Zeit haben, die nötigen Uebungen vorzunehmen. Jedes Schlachtschiff wird mit einer Batterie Feldhaubitzen ausgerüstet werden. Außerdem wird man Ihnen an Bord eine Anzahl kleiner, freifliegender Ballons von blauer Farbe liefern, die Sie während der Nacht aufsteigen lassen, um Uebungen im Aufsuchen mit den Scheinwerfern und im Zielschießen anzustellen. Jeder Ballon wird solange verfolgt, bis er heruntergeholt ist. Wenn ich Sie nach

Portland zurückrufe, werden Sie beweisen müssen, was Sie in der Zwischenzeit geleistet haben. Sie gehen sofort mit diesem Handschreiben an Bord Ihres Flaggschiffes „Caesar" und lösen den Vizeadmiral ab. Ich werde Ihnen noch genaue Instruktionen an Bord schicken."

Der Kommandant empfahl sich, um unverzüglich nach Portsmouth abzureisen.

„Wenn wir wüßten, wie diese Ballons landen!" rief der Minister verzweifelt.

„Thule ist gesunken. Vielleicht haben sie ihren Schlupfwinkel mitten in der Sahara. Die Luft reicht weiter als das Wasser. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Tag von Portland abzuwarten. Mitte März wird er sich uns stellen, der Feind Old-Englands. Und wenn wir nichts weiter als seine Nationalität erkennen. Dann werden wir wissen, ob wir New York oder Hamburg in Trümmer schießen müssen."

In diesem Augenblick klapperte der Apparat auf dem Tische des Ministers. Die Station St. Mary meldete den Unbekannten.

„Ich bin in drei Wochen auf der Reede von Portland!"

„Geben Sie uns länger Frist!"

„Wird Ihre Flotte da sein?"

„Wir fügen uns Ihren Wünschen," diktierte zähneknirschend der Minister. Dann brach die Verbindung ab.

„Können Sie einen blauen Ballon sehen?" fragte der Sekretär den Beamten auf St. Mary.

Doch der verneinte die Frage, nachdem er den ganzen Himmel abgesucht hatte.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Horace Toddy saß vor dem kalten Feuerloch. Die Maschine stand still. Die blaue Luftflotte war fort.

Da faßte er sich ein Herz und kroch in der Nacht durch die Luke und in den schwarzen Krater hinunter. Deutlich unterschied er vier riesige glatte Dächer, die sich über die breitesten der Kraterspalten brückten. Zwischen ihnen lag der kleine Hafen, in dem sich die Sterne spiegelten. Daneben war ein großer Kohlenhügel. Auf der anderen Seite standen sechs große bottichförmige Gefäße.

Leise pirschte er sich heran, griff hinein und fühlte einen scharfkantigen Stein von der Größe eines Gänseeis. Er holte ihn heraus: ein schöner, glänzender Edelkristall von der Form eines Rhombendodekaeders. War dies das Geheimnis des Auftriebs? Woraus bestand dieser Stein? Horace Toddy steckte ihn in die Tasche. Jetzt konnte er Randolph Hearst einen handgreiflichen Beweis bringen!

Dann suchte er den Ausgang zu erreichen. Lautlos schwamm er vorwärts. Da tauchte hinter einer Ecke die Barkasse auf. Der alte schwache Mann, der darin wachte, kehrte ihm den Rücken. Blitzschnell überlegte Horace Toddy. Der Alte erwartete die Gefahr von draußen. Ehe er schreien konnte, lag er im Wasser. Der Flüchtling kurbelte den Motor an, die Barkasse sauste nach vorn und rannte sich fest.

Horace Toddy fühlte nach seinem Kristall und sprang in die Brandung hinein. Eine Stunde später hatte er glücklich den Bugio erreicht. Er kroch in einen Winkel und schlief ein.

Als der Bootsmann um Mitternacht den Zimmermann ablösen kam, fand er den alten Gefährten erschöpft zwischen zwei Klippen hängen.

Sofort wurde der Vorfall Waldemar Quint gemeldet, der mit seinen Fahrzeugen schon dicht vor Madeira war.

„Wir kommen!" war dessen Antwort.

Sofort wurden die Felsen rund um das Hauptquartier abgesucht. Von Horace Toddy war keine Spur zu entdecken.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er umgekommen," sprach Waldemar Quint ruhig. „Trotzdem müssen wir mit der anderen Möglichkeit rechnen. Sein erster Gang wird nach Funchal aufs Telegraphenamt sein. Der Kapitän fährt sofort mit mir hinüber und übernimmt da die Wache."

Kurz nach Sonnenaufgang stiegen Waldemar Quint und der Kapitän in Funchal an Land. Der Kapitän hielt den Eingang des Postgebäudes im Auge, Waldemar Quint dagegen ging in die Quinta Vigia und fand in den deutschen Zeitungen, die inzwischen eingelaufen waren, die Nachricht, wie Miguel und Luiz ums Leben gekommen waren.

Er nickte befriedigt. Sie hatten den Ballon vernichtet. Für ihre Brüder waren sie in den Tod gegangen. Dann stieg er zu Marion hinauf.

„Nun, Marion, du wirst mir in vier Wochen den ersten Kuß geben müssen."

„Ich werde es erwarten können!"

„Ich werde bald Kronen zu verschenken haben, welche begehrst du? Such' dir eine aus. Findest du keine, werde ich ein paar neue machen."

„Kronen? Eine Krone willst du dir erringen?"

„Für mich nicht! Ich begnüge mich damit, welche

zu verschenken. Willst du die Königin von Madeira sein?"

„Es ist ein schöner Traum," flüsterte sie und schloß die Augen.

Als sie aber seine Hand fühlte, sprang sie auf und wich zurück.

„Nein! Du wirst mich nicht überlisten. Ich halte mein Wort."

„Und ich das meine!"

Am Abend erschien er vor der Post. Horace Toddy war nicht erschienen.

„Er hat Lunte gerochen," sprach der Kapitän.

„Nun gut!" erwiderte Waldemar Quint. „Es wäre ja möglich, er traut sich am Tage nicht heran. Ich werde den Jungen herüberschicken. Er wird einen Sack mitbringen. Ihr werdet euch gegenseitig ablösen. Kommt er in der Nacht herangeschlichen, dann werft ihr ihm den Sack über den Kopf und nehmt ihn gefangen."

Kurz vor Mitternacht erschien der Junge mit dem blauen Sack. Der Kapitän ging in ein Hotel und schlief, bis die Sonne aufging.

Dann löste er den Jungen ab.

Horace Toddy war noch immer auf dem Bugio.

Waldemar Quint aber blieb einstweilen im Hauptquartier und leitete die Arbeiten.

Am Abend saßen sie im Laboratorium und ruhten.

„Wir werden über diese schwere Zeit bald hinweg sein," begann Waldemar Quint. „Nach dem Tag von Portland wird es uns leicht sein, frische Hilfskräfte heranzuziehen. Der Minister will sich unseren Wünschen fügen. Ist England ohne Flotte — —"

„Dann wird in London eine Revolution ausbrechen," unterbrach ihn der Alte.

„Geht uns nichts an," erwiderte Waldemar Quint. „Diese Revolution wird die alte Regierung hinweg-

fegen und eine neue einsetzen, mit der leichter zu arbeiten sein wird. Was die Völker in ihren eigenen Grenzen machen, muß uns gleichgültig sein. Was wir fordern, ist Abrüstung. Nach dem Tag von Portland werde ich Madeira von Portugal losreißen."

„Das wird eine Revolution in Lissabon geben," sagte der Alte.

„Das wäre nichts Neues!" antwortete Waldemar Quint. „Mag Portugal eine Republik werden. Madeira wird jedenfalls unabhängig sein. Von hier aus werde ich Europa im Schach halten. Auch Gibraltar und Malta sollen dazugeschlagen werden. Es wird dies die europäische Republik des Friedens sein. Nach Jamaika geht der Kapitän. Als zweiten Stützpunkt gegen Amerika mag er die Bermudainseln oder Fernando Noronha nehmen."

„Und ich?" fragte der Alte.

„Du gehst nach Cypern und Aden, um Vorderasien im Auge zu behalten."

„Und ich?" fragte der Maschinist.

„Du nimmst Hongkong mit Victoria und Port Arthur, um die Gelben zu beobachten. Ferner werden wir von England die Ueberwachung des Kabelnetzes fordern. Diese Milliarden, die auf dem Meeresboden liegen und dem Frieden dienen, sind im Falle eines Krieges völlig schutzlos. Alle kriegslustigen Kabinette werden wir zerschmettern, noch ehe sie die Völker aufeinander gehetzt haben. Ebenso werden wir gegen die Redaktionen der Zeitungen vorgehen, die dasselbe schamlose Handwerk treiben. Alle ruhmsüchtigen Potentaten, die in ihrem Cäsarenwahnsinn glauben, daß die Völker ihretwegen da sind, werden wir des Nachts unauffällig aus ihren Schlössern herausholen und nach St. Helena bringen, wo sie sich die Zeit miteinander vertreiben können."

Dann schwiegen sie und lauschten auf den Regen. —

Als Horace Toddy am Abend erwachte, griff er zuerst in die Tasche. Der geheimnisvolle Kristall war fort. Er brachte nur ein erbsengroßes Körnchen heraus. Es zerschmolz zusehends in seiner Hand und entwickelte einen merkwürdigen Geruch.

Kein Boot, kein Segel ließ sich blicken. Kümmerlich nährte er sich von Muscheln, die ihm das Meer zuwarf. Doch kein Fischer kam in die Nähe, um ihn nach der großen Insel hinüberzubringen.

Endlich nach fünf Tagen rief Waldemar Quint den Kapitän und den Jungen von Funchal zurück, wo sie vergeblich auf Horace Toddy gelauert hatten.

John Splendy ließ sich die Zeitungen bringen. Zuerst griff er nach den „Times", um die Kursberichte zu studieren. Dann blätterte nach vorn, bis er bei Mr. Moores Leitartikel angekommen war. Sein Interesse wuchs nach jeder Zeile. Je wütender Mr. Moore die ärgerlichen Tatsachen von sich und Old-England wegschob, um so mißtrauischer wurde John Splendy. Da war von einer blauen Luftflotte die Rede, die sich die Vernichtung der englischen Marine zur Aufgabe gemacht hatte. Mr. Moore bestritt heftig die Möglichkeit, John Splendy schaute nach der Deserta hinüber. Mr. Moore behauptete, daß die vier Schiffe vor Thule unterseeischen Vulkanen zum Opfer gefallen und daß die zehn Neubauten von einer Bande internationaler Anarchisten zerstört worden seien. John Splendy aber nahm das Fernrohr und holte sich den blauen, kleinen Ballon näher, der über dem Endvulkan der Deserta schwebte.

Wankte der Fels, auf dem Old-England stand?

Darum also die Heimlichkeit, womit sich Mr. Quint umgab, daher die Abneigung, Marion mit hinüberzu-

nehmen; deshalb wurde dort drüben auf friedliche Leute geschossen!

Das war Krieg! Krieg mit Old-England! Mr. Quint führte Krieg gegen England. Welche Macht stand hinter ihm? Ein Deutscher war er! Er müßte vernichtet werden! Von diesem tausendfachen Mörder müßte Marion befreit werden! John drückte hastig auf den Knopf, und sein Prokurist erschien.

„Schnellste Verbindung mit London?"

„Union Castle. Kommt heute mittag."

„Lassen Sie einen Platz für mich belegen. Ich bin in spätestens acht Tagen wieder zurück."

Drei Tage später trat er in Southampton an Land. Bei Spithead hatte er die englische Manöverflotte passiert.

Im Zimmer des Kriegsministers stand der Admiral, der sie befehligte. Der Sekretär hatte ihn hereingeleitet.

„Sie haben Ihre Uebungen vollendet?" fragte der Minister.

„Ich glaube, daß wir jeden Ballon, der in den Bereich unserer Geschütze kommt, binnen zwei Minuten herunterholen können."

„Wenn er sich aber höher hält?"

„Dann sind seine eigenen Zielmöglichkeiten so gering, daß ein Treffer zur Unwahrscheinlichkeit wird."

„Trotzdem werden Sie mit dieser Möglichkeit rechnen müssen. Er kann sie durch die Menge der abgeworfenen Torpedos erzwingen. Sie werden Torpedonetze über das Deck spannen lassen."

„Sie werden durch unsere eigenen Geschosse zerfetzt werden."

„Man wird die Haubitzen auf dem Vordeck placieren und dieses Verdeck nicht mit überspannen. Sie haben Torpedonetze an Bord. Sie werden die Spieren senkrecht stellen, daß die Netze in der Höhe der

Schlote abschneiden. Der Feind wird in acht Tagen über Portland sein. Sie haben also noch eine Woche Zeit, Ihre Uebungen fortzusetzen."

In diesem Augenblick wurde eine Karte hereingereicht.

„Der Herr wünscht augenblicklich zur Audienz vorgelassen zu werden," sagte der Sekretär.

„John Splendy," las der Minister verwundert, „in Firma Oliver Splendy Son, Funchal. Was will er?"

„Er hat wichtige Mitteilungen zu machen. Welcher Art sie sind, will er nicht sagen."

Eine Minute später trat John Splendy ein.

Er legte Mr. Moores Artikel auf den Tisch.

„Da ich ein Engländer bin, verlange ich die Erklärung, daß die Admiralität nicht diese Ansichten teilt. Dieser Feind existiert wirklich! Ich habe ihn beobachtet."

„Wo?" schrie der Minister und sprang auf.

„Geben Sie mir eine Karte von Madeira," sprach John ruhig. „Ich werde Ihnen genau den Ort bezeichnen, wo diese blaue Flotte ihren Hafen hat."

Der Minister schoß selbst zur Tür hinaus und schickte den Sekretär in die Kartenabteilung.

Zwei Minuten später setzte John seinen Finger auf die Südspitze der großen Deserta.

„Also hier!" rief der Minister und rückte seinen Stuhl heran. „Es sind Portugiesen?"

„Ich kenne nur den Anführer," erwiderte John. „Es ist ein Deutscher."

Tiefes Schweigen herrschte nach dieser Erklärung zwischen den vier Männern. Jeder wartete auf das erste Wort des anderen. Der Minister zog die Karte näher.

„Sie sind Engländer?" fragte er endlich. „Erzählen Sie alles, was Sie wissen."

Und John berichtete kurz und knapp, was er beobachtet hatte.

Dann trat wieder das alte, dumpfe Schweigen ein. Der Minister hielt seinen Blick auf die Karte geheftet. In seinem Geist formte sich ein Schlachtplan. Er setzte einen Zirkel auf den Südpunkt der großen Deserta und schlug einen Kreis, dessen Radius drei Seemeilen lang war. Dann schaute er den Sekretär an.

„Schreiben Sie: Die diesjährigen Manöver finden ihren Abschluß bei Madeira. Die Aufgabe der vereinigten Geschwader ist, den Angriff einer Luftflotte, die ihren Hafen in dem südlichen Endvulkan des Deserta-Eilands hat, abzuwehren und sie zu vernichten."

Der Minister setzte seinen Namen darunter und übergab den Befehl dem Admiral.

„Vergessen Sie nicht," sprach er zu ihm, „daß diese Luftschiffe eine starke Bewegungsfähigkeit auch in der senkrechten Richtung besitzen."

„Ich erlaube mir eine Kritik," versetzte John Splendy ruhig. „Mein Vorschlag geht dahin, den Anführer vorher gefangen zu nehmen. Ich glaube imstande zu sein, ihn nach Funchal zu locken. Da er stets ohne Bedeckung herüberkommt, kann er leicht aufgehoben werden. Dazu bedarf ich allerdings Ihrer Hilfe."

„Wir haben allen Grund, jedes Aufsehen zu vermeiden."

„Auch ich," sagte John Splendy, „weil dieser Mensch mit meiner Cousine verheiratet ist, der ich jeden Kummer ersparen möchte. In der Nacht werde ich eine Abteilung heranrufen, die ihn gefangen nimmt."

„Madeira ist portugiesisch," warf der Sekretär ein. „Ohne unseren Gesandten in Lissabon können wir dort nichts unternehmen."

„Ich warne Sie aber," sprach John, „diese Aktion nach irgendeiner Seite verlauten zu lassen. Schicken Sie

in einer Nacht, die ich Ihnen noch bezeichnen werde, ein Torpedoboot nach Funchal. Für alles übrige lassen Sie mich sorgen. Ich werde Ihnen den Mann lebendig liefern. Und Sie werden Gelegenheit haben, ihn zu fragen, warum er unsere Flotte angegriffen hat."

„Das wissen wir schon," antwortete der Minister. „Er will den Weltfrieden aufrichten."

„Er ist wahnsinnig!" sprach John Splendy hart. „Sie werden ihn in ein Narrenhaus stecken."

„Nun gut!" erwiderte der Minister. „Wir haben schon einen Verrückten auf St. Helena sterben lassen. Ihr Vorschlag ist durchaus annehmbar. Auch haben wir keine Zeit mehr zu verlieren. In einer Woche ist der Tag von Portland. Wenn wir diese Flotte ihres Führers berauben, ist sie schon halb geschlagen. Beide Pläne lassen sich sehr gut vereinigen. Vielleicht erübrigt das Gelingen Ihres Vorschlags den ganzen Kampf. Wir werden diesem Anführer, sobald er in unserer Gewalt ist, Friedensbedingungen vorlegen. Liefert er seine Flotte aus, wird man ihn freilassen."

„Um eine neue zu bauen!" sprach John Splendy.

„Man wird ihn unter Aufsicht stellen," schlug der Minister vor. „Außerdem kann er für uns Fahrzeuge bauen, soviel er will. Ich werde ihm alle Forderungen bewilligen. Denn von der Kriegstüchtigkeit seiner Maschinen habe ich mich genugsam überzeugt. Kapituliert er nicht, werden wir die Flotte herunterschießen. Und es müßte sehr merkwürdig zugehen, wenn wir nicht wenigstens ein Luftschiff eroberten, das uns als Modell dienen kann. Hier ist Ihre Schlachtstellung."

Dabei setzte der Minister seinen Finger auf den Kreis. Der Admiral trat näher.

„Sie werden alle kleineren Boote bei Porto Santo zurücklassen," fuhr er fort. „Sollte der Feind schon

unterwegs sein, werden Sie ihn sofort herunterholen. Am besten wäre es, Sie könnten ihn überraschen."

„Dann ist es höchste Zeit," rief der Sekretär. „Er will in acht Tagen über Portland sein!"

„Ich bitte um Ihre Meinung!" fragte der Minister John Splendy.

„Auch ich bin der Ansicht, daß ein unerwarteter Angriff schon ein halber Sieg ist. Allerdings müßte ich dann spätestens die dritte Nacht in Funchal sein."

„Ich werde Ihnen unser schnellstes Boot zur Verfügung stellen."

„Dann werde ich versuchen, den Anführer herüberzulocken. Das Boot muß sich aber sofort zurückziehen, um in der nächsten Nacht wieder an Ort und Stelle zu sein. Ich werde ein blaues Licht abbrennen. Zwölf Mann genügen."

„Nehmen Sie die doppelte Anzahl!" schlug der Minister vor. „Um jedes Aufsehen zu vermeiden, sollen diese Leute ihre Waffen versteckt tragen."

„Nun gut," erwiderte John Splendy und erhob sich. „Die Flotte kann währenddessen ihre Stellung einnehmen, um mit ihren Scheinwerfern den Krater zu sperren. Es wird eine starke Zielvorgabe nötig sein, damit der Feind nicht durchbrechen kann. Sind die Luftfahrzeuge unbrauchbar gemacht, kann man zu einem Sturm auf die Festung schreiten. Aber ich hoffe, man wird vorziehen, die weiße Flagge aufzustecken. Die Portugiesen sind keine Helden."

„Sind Sie sicher, daß dieser Mann auf eigene Faust handelt?"

„Ich traue es ihm zu," antwortete John Splendy.

„Trotzdem ist es wenig wahrscheinlich, daß er ohne Rückendeckung arbeitet," sagte der Sekretär. „Ich habe Berlin weniger in Verdacht als New York. Aus diesem Grunde schlage ich vor, das Kabel in Funchal

überwachen zu lassen, damit wir Beweise haben, wen wir für unsere Verluste verantwortlich machen können."

„Nun gut," sprach der Minister zu John Splendy. „Ich werde Ihnen zwei Beamte mitgeben, die den Telegraph im Auge behalten und jede verdächtige Depesche abfangen. Können Sie einen Befehl des Gouverneurs erwirken, daß man diesen beiden Beamten für die Dauer unserer Operationen das Amt übergibt?"

„Ich hoffe sicher," sprach John Splendy.

„Dann, meine Herren," rief der Minister, „brechen Sie sofort auf! Sie werden die beiden Telegraphisten an Bord des Depeschenbootes finden. Eine Nacht später ist die Flotte vor Funchal. Bringen Sie mir diesen Menschen hierher. Ich habe ein großes Interesse daran, ihn näher kennen zu lernen."

Noch am Abend stampfte der „Tartar", der John Splendy und die beiden Telegraphenbeamten an Bord hatte, mit einer Geschwindigkeit von dreiunddreißig Knoten nach Süden hinunter. Alle verfügbaren Räume waren mit Heizmaterial gefüllt. Um Mitternacht folgte ihm langsamer die stolze Flotte, die bei Cowes vor Anker gelegen hatte. Voran die drei Kreuzerdivisionen in Staffelformation, dahinter die fünfundzwanzig Schlachtschiffe in fünf gestaffelten Kiellinien, in der Mitte das Flaggschiff „Caesar", auf dem am Morgen der Kommandowimpel gehißt wurde. —

An diesem Morgen sah Horace Toddy plötzlich ein Boot, das sich auf den Wogen schaukelte, und in dem ein Fischer mit einer Angelrute saß. Er rief ihn an und versprach ihm goldene Berge.

Eine Stunde später stand Horace Toddy vor dem amerikanischen Konsul, der den zerlumpten, ungewaschenen Kerl mit argwöhnischen Augen betrachtete.

„Haben Sie Papiere?" fragte er neugierig, als der

Reporter Geld für ein Telegramm verlangte. „Dann bedauere ich."

Horace Toddy wurde frech und flog dafür auf die Straße.

„Also Geld machen!" murmelte er in sich hinein und lief an den Hafen, um Arbeit zu suchen. Doch weil er kein Portugiesisch verstand, konnte ihn niemand brauchen. Und er sah, wie die Tagediebe die Hand ausstreckten.

„Das kann ich auch!" sagte er zu sich selbst und probierte es gleich bei dem nächsten Fremden. Er erbeutete ein großes Kupferstück. Mindestens fünfhundert solcher Geldstücke mußte er sammeln, ehe er an Randolph Hearst ein verständliches Telegramm loslassen konnte. Er stellte sich an den Laternenpfahl und streckte die hohle Hand aus. Auf einmal duckte er sich zusammen und zog die Mütze über die Ohren: der blaue Admiral kam daher.

Am nächsten Abend war Horace Toddy bereits so frech, Waldemar Quint anzubetteln. Er ergatterte ein großes Silberstück und wurde nicht erkannt.

Am nächsten Tage ging das Geschäft flauer, weil es regnete.

Am dritten Tage bettelte er mit erhöhter Ausdauer, um den Ausfall des vorigen Tages einzuholen. Und diesmal erlebte er die Merkwürdigkeit, daß ihm eine Dame, die er um eine Gabe ansprach, um den Hals fiel und ihn auf offener Straße abküßte. Es war Blanche.

„Hast du Geld?" fragte er hastig und zog sie ins Dunkle. „Ich muß sofort ein Telegramm aufgeben."

„Das Postamt ist geschlossen. Ich bin auch schon zu spät gekommen." Damit hielt sie ihm ein Blatt vor die Augen.

„Du wolltest abreisen?“ rief er verwundert, nachdem er es gelesen hatte.

„Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben!“ sprach sie überglücklich, daß sie ihn wiederhatte. „Aber nun schicke ich es nicht ab. Komm mit ins Hotel!“

Am Abend setzte er mit Blanches Hilfe das Telegramm an Randolph Hearst auf, das sie sofort chiffrierten, weil die Sache geheim bleiben mußte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.



An diesem Abend kam der „Tartar“ mit abgeblendeten Lichtern vor Funchal an. John Splendy und die beiden Telegraphenbeamten wurden an Land gesetzt, und sofort verschwand das schnelle Boot wieder dahin, woher es gekommen war.

John Splendy überreichte noch am Abend dem Gouverneur das Schreiben des englischen Kriegsministers.

Das wirkte. Am nächsten Morgen saßen die beiden Beamten aus London vor den Apparaten, in die das Kabel aus Lissabon mündete.

Der erste, der bei Eröffnung des Dienstes erschien, war Horace Toddy.

Man fragte ihn nach seiner Wohnung und er nannte bereitwilligst das Hotel. Doch das Telegramm wurde nicht abgeschickt. Die beiden Beamten machten sich sofort daran, es zu entziffern; aber es gelang ihnen nicht.

John Splendy ging in die Quinta Vigia und fragte bei Mister Rowley nach Waldemar Quint.

„Er wird morgen eine Reise nach England machen.“

„Sie sind krank. Old-England verlangt von Ihnen, daß Sie krank sind!“ befahl John Splendy seinem al-

ten Prokuristen. „Gehen Sie heim und legen Sie sich ins Bett.“

„Aber warum?“

„Mr. Quint muß hierherkommen, damit wir ihn gefangen nehmen können.“

Mr. Rowley sank vernichtet in den Stuhl, als er hörte, wie sein armes Vaterland von Waldemar Quint gepeinigt worden war.

„Das grenzt ja an Wahnsinn!“ stöhnte er.

„Sie werden ihn sofort herüberrufen!“

Mr. Rowley schleppte sich mühsam zum Apparat, benachrichtigte das Hauptquartier von seiner Krankheit und legte sich zu Bett. John Splendy entfernte darauf aus dem Apparat den Hammer des Induktors.

Zwei Stunden später war Waldemar Quint in Funchal. Mr. Rowley fand er im Bett. Die Aerzte hatten wenig Hoffnung. Waldemar Quint wandte sich an John Splendy und bat um Aushilfe.

„Für heute kann ich niemand entbehren,“ erwiderte John Splendy trocken. „Morgen will ich Ihnen gern zu Diensten sein.“

Und Waldemar Quint ging in die Quinta Vigia, um bis Mitternacht das Spiel zu beaufsichtigen.

Die Arbeiten im Hauptquartier waren beendet. Man ruhte, um morgen die Fahrt nach Portland mit frischen Kräften antreten zu können. Es bedurfte nur des Kommandos, um die Fahrzeuge sofort aufsteigen zu lassen.

Horrace Toddy erschien kurz nach Mittag auf dem Telegraphenamt und sprach seine Verwunderung aus, daß noch keine Antwort eingetroffen sei.

Unterdessen hatten die beiden Beamten das Telegramm an den „New York American“ entziffert: Hauptquartier Madeira. Gefangenschaft entkommen. Admiral lehnt ab. Kapital eindruckslos. Erwarte sofort andere

Vorschläge. Keine Unterseeboote, sondern Luftschiffe. Brauche Geld. Horace Toddy.

Jetzt wurde das Telegramm abgeschickt. John Splendy bekam eine Abschrift. Er erschien sofort bei den beiden Beamten.

„Der Mann ist verdächtig. Befördern Sie seine weiteren Telegramme so schnell als möglich. Er wird heut nacht ebenfalls arretiert werden."

Als der Reporter gegen fünf Uhr nachmittags ins Postamt trat, war Randolph Hearsts Antwort da: „Lebenslängliches Kommando der Luftflotte. Unabhängigkeit Madeiras. Anschluß an die Union. Geld beim amerikanischen Konsul. Hearst."

John Splendy wartete auf den Eintritt der Dunkelheit. Noch zwei Stunden! Er stutzte plötzlich. Durfte er Marion im Unklaren lassen? Sie war eine Engländerin. Mit ihrer Hilfe mußte es gelingen, den Feind Old-Englands diese Nacht in die Quinta Splendy hinaufzulocken. Dort oben in der Einsamkeit war er leicht und ohne Aufsehen dingfest zu machen.

Ehe aber John zu Marion ging, ließ er den Maschinisten des „Caviar" rufen.

„Wieviel Motorboote sind hier am Strand?" fragte er den Mann.

„Sieben," rechnete er aus. „Wir haben drei, Rochalves & Comp. haben zwei, Mr. Quint hat eins und die Zollbarkasse. Aber die sitzt auf dem Trockenen und hat ein Leck!"

„Nun gut," erwiderte John Splendy, „Sie werden in der Dunkelheit all diese Boote bis morgen früh unbrauchbar machen!"

„Auch die von Rochalves & Comp.?" rief der Maschinist erstaunt.

„Auch die," befahl John bestimmt. „Es ist Ihre Sache, daß Sie sich dabei nicht erwischen lassen. Es

genügt schon, wenn Sie ein paar Schrauben aus dem Motor nehmen oder das Zuleitungsrohr verstopfen. Wie Sie das machen, geht mich nichts an. Jedenfalls erwarte ich von Ihnen die strikte Ausführung dieses Befehls. Morgen früh können Sie die Schrauben wieder an Ort und Stelle setzen. Fragen Sie nicht, sondern gehorchen Sie und sprechen Sie mit niemandem davon. Blaulicht an Bord! Machen Sie Dampf auf. Ich komme mit Sonnenuntergang an Bord."

Der Maschinist nickte stumm und zog sich zurück.

John Splendy traf Marion auf der Terrasse.

„Ich komme in einer sehr ernsten Angelegenheit," begann er, sogleich auf den Punkt lossteuernd. „Man wird deinen Mann heut nacht verhaften."

Sie schrie auf.

„Denn er ist ein tausendfacher Mörder."

Marion sah ihn starr an.

„Wen hat er ermordet?"

„Er ist ein Verrückter, den man unschädlich machen muß. Er hat mit seinen Luftfahrzeugen vierzehn Schiffe der englischen Marine vernichtet und beabsichtigt, die gesamte Flotte zu zerstören. Er hat sich erfrecht, Old-England den Krieg zu erklären!"

„Er? Ein einziger gegen England? Weshalb hat er das getan?"

„Er will den Frieden der Welt aufrichten!"

„Das also ist sein Werk, das an die Sterne greift!"

„Ich teile es dir vorher mit, um mich bei dir nicht in ein schiefes Licht zu setzen. Denn ich liebe dich, Marion, ich liebe dich noch immer!"

„Ja," sagte sie und reichte ihm die Hand, die bebte und wie im Fieber glühte. „Ich danke dir dafür!"

John drückte ihre Hand an die Lippen.

„Du bist eine Engländerin. Wir erwarten deine Hilfe! Er ist jetzt in der Quinta Vigia. Ich habe

ihn herübergelockt. Du sollst ihn nun hier heraufholen, daß wir ihn ohne Aufsehen verhaften können. Um Mitternacht werde ich eine Abteilung englischer Matrosen heranrufen, mit denen ich das Haus umzingeln werde. Die englische Matrosenflotte liegt schon gefechtsklar hinter Porto Santo. Noch vor Mitternacht wird sie die große Deserta eingeschlossen haben."

„In sechs Stunden!" sagte sie tonlos. „Was soll ich tun?"

„Du gehst heut abend in die Quinta Vigia."

„Nun gut," sprach sie entschlossen. „Begleite mich hinunter! Wenn er aber Verdacht faßt?"

Er bot ihr beim Hinabsteigen den Arm, und sie stützte sich darauf.

„Du zitterst!" sprach er mitleidig.

„Kein Wunder," stieß sie schmerzvoll heraus. „Wenn man so verraten wird!"

„Tröste dich nur, du wirst bald erlöst von ihm sein."

„Ja, ich werde nie vergessen, wie du mir beigestanden hast."

John drückte sanft ihren Arm, und sie duldete es. —

Um diese Zeit ließ sich Horace Toddy von dem amerikanischen Konsul, der endlich gekommen war, das Geld aufzählen und trat eine Viertelstunde später mit Blanche in die Quinta Vigia.

Waldemar Quint, der im Spiegel das bunte Treiben unter sich beobachtete, erkannte Horace Toddy auf den ersten Blick; aber er beachtete ihn nicht weiter. Bald war der Tag von Portland!

Der Reporter aber traute sich noch nicht hinauf, um Waldemar Quint die neuen Vorschläge zu unterbreiten.

Waldemar Quint fuhr plötzlich auf. Er hatte im Spiegel Marion entdeckt. Gleich darauf stürzte sie zu ihm herein.

„Rette dich! Flieh!“ rief sie atemlos. „Die Engländer wollen dich gefangen nehmen! Sie sind schon bei Porto Santo!“

„Marion!“ sprach er überrascht und streckte die Hände nach ihr aus. „Du?“

„Ich weiß alles!“ schrie sie verzweifelt. „Ich kenne dein Werk!“

„Und trotzdem kommst du zu mir?“

„Ich liebe dich!“ rief sie und schlang ihre Arme um ihn. „Verzeih, daß ich dir nicht vertraute. Aber flieh! Flieh! Rette dich!“

„Vor wem?“

„Die Engländer werden heut nacht die Deserta einschließen. Sie sind schon unterwegs. John hat dich verraten! Er wird ihnen den Weg zeigen!“

„Nun gut!“ lächelte er sicher. „Dann brauchen wir morgen nicht nach Portland zu fahren!“

„Flieh! Flieh! Rette dich in die Berge. Du kannst nicht mehr hinüber. John hat alle Boote unbrauchbar machen lassen.“

„Ich brauche nicht hinüberzufahren,“ beruhigte er sie. „Ich kann von hier aus meine Flotte lenken.“

„Nein, nein! Die Engländer werden landen. John wird sie in der Nacht heranrufen. Vierundzwanzig Mann. Ich soll dich in die Quinta hinauflocken, damit es kein Aufsehen macht!“

„Nicht übel!“ lächelte er und schritt zum Geldschrank, aus dem er vier geladene Revolver nahm. „Für jeden seine Kugel. Sei ohne Sorge! Ich werde mit dir hinaufgehen. Jetzt, wo du mein Werk kennst! Und du verabscheust mich nicht?“

„Nein!“ rief sie außer sich. „Ich liebe dich darum nur noch mehr!“

Er küßte ihr die Tränen von den Lidern.

„Wir wollen bald hinaufgehen!“ sprach er und zog

sie fest an sich. „Damit sich John beruhigt. Denn er wird warten. Sei ohne Furcht! Der Herr von Madeira bin ich! Die Engländer werden nicht landen. Man wird sie vorher auf den Grund des Meeres versenken. Ich werde sofort die nötigen Befehle geben."

Damit faßte er den Taster des Apparates. Doch der Sender sprach nicht an.

„Das ist Johns Werk!" rief er bestürzt. „Ich muß doch hinüber!"

„Nimm mich mit!" schrie sie auf.

In diesem Augenblick trat Horace Toddy herein. Blanche hatte ihm inzwischen etwas Mut eingeflößt.

„Ich bringe ein neues Angebot der nordamerikanischen Regierung. Lebenslängliches Kommando der Luftflotte mit entsprechendem Gehalt. Unabhängigkeit Madeiras. Und Aufnahme in die Union."

Waldemar Quint wies ihm wortlos die Tür.

„Wir unterhandeln mit Ihnen wie mit einem Souverän, und Sie lehnen ab?"

„Ich werde meine Flotte niemals herausgeben! Jede Macht, der ich sie auslieferte, würde Sie nur dazu benutzen, alle anderen damit zu unterjochen."

„Mich dünkt, Sie handeln nicht viel anders!"

„Sagen Sie den Leuten, die Sie abgeschickt haben, daß sie in vier Wochen keine Flotte mehr besitzen werden. Wäre ich ein Mörder wie alle, die den Krieg gutheißen, so würde auf dieser Erde längst kein Kriegsschiff mehr vorhanden sein, kein Arsenal und keine Geschützfabrik. Es lag in meiner Macht, sie alle zu vernichten. Sie sind entlassen."

Waldemar Quint trat noch einmal zum Apparat und untersuchte ihn genau. Die Ersatzteile befanden sich drüben auf der Deserta.

„Du mußt ein gewöhnliches Boot nehmen!" rief Marion. „Aber nicht hier. In Camara de Lobos. Die Fischer werden dich hinüberrudern."

„Nein,“ sprach er und öffnete das Fenster. „Hier unten dicht beim Ilheo liegt ein Boot.“

„Komm schnell!“ drängte sie freudig.

Währenddessen hob der Splendysche Küstendampfer den Anker und verließ mit Volldampf die Reede.

„Das ist John!“ rief Waldemar Quint. „Er will der englischen Flotte entgegenfahren. Wir müssen nach Camara de Lobos!“

Da aber ließ ihn der sonderbare Kurs des Dampfers aufmerken. Das Schiff hielt nach Süden hinunter, bis es die Reede hinter sich hatte. Dann drehte es plötzlich bei und lag still.

„Nun gut,“ sprach Waldemar Quint befriedigt, „er beobachtet den Strand, um mich nicht entwischen zu lassen.“

Arm in Arm verließen sie die Quinta Vigia. Niemand hielt sie auf. Bald standen sie vor dem leeren Boot.

„Nimm mich mit!“ bat Marion. „Nimm mich mit nach der Deserta!“

„Komm!“ sagte er, und hob sie herüber. Dann spannte er das Segel auf.

John sah das Boot in der Dämmerung herüberkommen und gab dem Kapitän Befehl, darauf hinzuhalten.

„Zurück!“ schrie John, als er Waldemar Quint erkannte. Aber der war schneller. Mit einem Sprung setzte er über die Reling. Marion blieb im Boote zurück.

„Nach der Deserta!“ befahl Waldemar Quint dem Kapitän.

„Nach Funchal!“ schrie John.

Waldemar Quint wollte die schmale Treppe zur Kommandobrücke hinauf.

Aber John trat ihm in den Weg.

Die beiden Männer packten sich und rangen miteinander. Keiner von der Besatzung mischte sich drein. Der Kapitän schaute von oben zu, Marion mit weitgeöffneten Augen vom Boote aus. Beide Hände preßte sie auf das heftig pochende Herz.

John Splendy wehrte sich wie ein Verzweifelter; er strebte immer gegen die Reling, um seinen Feind über Bord zu stoßen. Das aber wurde sein Unglück. Waldemar Quint riß ihn hoch und warf ihn aufs eiserne Deck, daß die Platten dröhnten. Regungslos blieb er liegen.

„Nach der Deserta!" befahl Waldemar Quint und half Marion aus dem Boote.

Der Kapitän zögerte noch immer. Mit einem Satz war Waldemar Quint auf der Brücke, stieß ihn vom Rade und warf den Maschinentelegraphen herum.

Der Dampfer nahm den Kurs nach Süden.

John erholte sich wieder. Er zog sich empor, nahm den veränderten Kurs wahr und stürzte auf die schmale Treppe, die zur Kommandobrücke führte, doch Marion vertrat ihm den Weg.

„Marion!" schrie er auf.

„Fort!" sprach sie hart. „Mir aus den Augen, du Verräter!"

Da schüttelte John schweigend den Kopf und verschwand in die Kajüte.

Marion aber stieg zu Waldemar Quint hinauf und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Du wirst siegen!" sprach sie zuversichtlich.

Er nickte nur und schaute unverwandt auf den roten Punkt, der über der Deserta am Wachtpiloten aufglomm. Mit zehn Knoten Geschwindigkeit wühlte sich das Schiff durch die Nacht.

Aber die englische Flotte, die längst hinter Porto Santo hervorgekommen war, lief noch einmal so schnell.

Weit voran flog der „Tartar". Schon um sieben Uhr war er wieder in Funchal und wartete auf das blaue Licht, um die vierundzwanzig Matrosen zu landen. Die Flotte selbst teilte sich vor dem spitzen Sail Rock in zwei Flügel, und mit forcierter Fahrt strebte sie links und rechts der Deserta nach Süden, um die Kampfstellung einzunehmen.

Als Waldemar Quint und Marion das Hauptquartier erreicht hatten, begann sich der mörderische Kreis der Schlachtschiffe und Kreuzer schon zu schließen.

„Wer da!" rief der Bootsmann, der den Spalt bewachte.

„Alarm!" schrie Waldemar Quint. „Der Feind kommt!"

Zwei laute Schüsse rollten durch den Krater und brachten alle im Augenblick auf die Beine.

„Zuerst das kleine Fahrzeug!" kommandierte Waldemar Quint und übergab dem Bootsmann ein Paket kleiner Sprengpatronen. Der Bootsmann kletterte schnell nach oben und legte sich am Rande des Spaltes auf den Bauch.

Unterdessen zerrten sechzehn geübte Hände das kleinste Fahrzeug aus der Halle. Waldemar Quint stieg in die Gondel.

„Alles klar?" rief er, um das Kommando: Leinen los! zu geben. Er probierte den Motor, der ihn nach oben reißen sollte.

In diesem Augenblick rollte draußen ein dumpfer Kanonenschuß, und zweiundfünfzig leuchtende Riesenaugen taten ihre Lider auf und kreuzten ihre blendenden Strahlen über dem Scheitel des Kraters. Es war, als hätte sich dieser tote Berg mit einem Riesendiadem gekrönt.

„Halt!" schrie Waldemar Quint. „Leinen fest!"

Er stieg aus der Gondel.

Alle starrten in die Helle hinein, die mit grausamer Gewalt den Krater geschlossen hielt. Aber in keinem Auge lag Furcht. Der zweite Schuß blieb aus.

„Holt den Piloten ein!" befahl Waldemar Quint.

Als der Pilot in das Strahlendiadem tauchte, öffneten sich gleichzeitig fünfzig Feuerschlünde. Der Ballon wurde von einer Granate zerschlitzt; das Gas explodierte mit einer riesigen Stichflamme, und das Gerippe mit dem Motor stürzte herunter; dicht neben Marion schlug es schmetternd zu Boden. Doch sie fürchtete sich nicht.

„Wir werden durchbrechen!" sprach Waldemar Quint. „Das erste Fahrzeug müssen wir opfern. Das zweite hat schon größere Möglichkeit, zu entkommen. Die beiden letzten werden sie nicht mehr erreichen können. Wer will das erste führen?"

Alle hoben den Arm. Lautlos lag draußen die drohende Flotte.

„Ich bin der Aelteste" sagte der Zimmermann. „An mir ist doch nichts mehr gelegen!"

„Ich nehme das zweite!" rief der Kapitän.

„Ich das dritte!" sprach der Alte.

Waldemar Quint nickte. Jetzt wurden auch die anderen drei Fahrzeuge aus den Hallen gezogen. Das größte Fahrzeug, mit dem Waldemar Quint zuletzt aufsteigen wollte, lag über dem Wasserbecken; die anderen drei hatte man auf die platten Dächer gebracht. Jedes wurde von drei Tauen gehalten die mit einem einzigen Hieb gekappt werden konnten.

Plötzlich aber ertönte ein dumpfer, schwerer Knall und scharfes Kleingewehrfeuer. Der Feind hatte den Spalt entdeckt und versuchte einzudringen. Doch der Bootsmann warf seine Sprengpatronen aus der Höhe, daß die Boote kenterten. Waldemar Quint setzte den Scheinwerfer in Tätigkeit.

Keiner der stürmenden Feinde kam ins Innere des Kraters. Sie zogen sich bald zurück. Das Gewehrfeuer verstummte.

In der Gondel des kleinsten Fahrzeuges stand der Zimmermann. Er harrte auf das Kommando, für seine Brüder in den Tod zu gehen.

Waldemar Quint aber stieg noch einmal aus der Gondel und ging mit Marion ins Laboratorium. Hier deckte er den Keller auf und gab ihr einen Revolver in die Hand.

„Siehst du mich fallen," sprach er fest, „dann schießt du hier hinein!"

„Du wirst nicht fallen!" rief sie begeistert.

„Ich hoffe durchzukommen!" sagte er und küßte sie noch einmal auf den Mund. „Sollte es nicht gelingen, dann wirst du schießen!"

„Ja," schwur sie. „Was ist drin?"

„Die Freiheit!"

Dann verließ er den Raum. Marion umkrampfte die Waffe und stellte sich ans Fenster.

„Nummer eins!" kommandierte Waldemar Quint.

Der Zimmermann kappte die Taue und setzte den Motor an. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurde das Fahrzeug emporgerissen.

Hundert Kanonen schrien in der Runde, und die Fetzen des Ballons fielen ins Meer.

„Nummer zwei!"

Der Kapitän stieg auf.

Wieder brüllten die Kanonen. Das zweite Fahrzeug stürzte auf den Kraterrand.

„Nummer drei!"

Der Alte riß am Motorhebel. Die Feinde ließen ihn nicht weit kommen. Er schlug draußen auf der Deserta nieder.

Sofort löste Waldemar Quint sein Fahrzeug und

ließ sich emporreißen. Rache wollte er nehmen für seine gefallenen Brüder!

Und er schnellte durch die blendende Helle hinauf. Wohl brüllten wieder die Geschütze, aber er sank nicht.

Marion schaute ihm nach. Plötzlich fiel noch ein Schuß; nur ein einziger war es, der sich verspätet hatte. Dafür aber war es eine Dreißigzentimetergranate, die dem Fahrzeug nachsauste und dicht über Waldemar Quints Haupt explodierte. Der leuchtende Mantel einer Riesenflamme hüllte ihn ein, und er stürzte, stürzte, stürzte.

Marion schrie auf und hielt die Revolverröhre in das schwarze Kellerloch. Dann schloß sie die Augen und drückte los.

Und der schwarze Krater spaltete sich bis tief unter die Oberfläche des Meeres und warf sich wie ein schützender Mantel, den keines Menschen Hand lüften konnte, donnernd über das Leben, das er beherbergt hatte.

Eine gewaltige Sturzwelle raste gegen die Flotte an und brachte drei kleine Kreuzer, die sich zu weit herangewagt hatten, hart ans Kentern. —

Am nächsten Morgen lag die englische Flotte in Paradeformation vor Madeira; vom Ilheo bis nach Camara de Lobos dehnte sie sich aus, und unter ihrem Salut bebte das Meer. —

Zehn Tage später stand Horace Toddy vor Randolph Hearst.

„Ich habe Ihre Berichte gelesen," sprach der Verleger mit Bedauern, „wir müssen sie leider ins Feuilleton stecken."

„Ja!" nickte Horace Toddy traurig. „Die blaue Flotte existiert nicht mehr!"





